

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas=Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage. Gebietet	M. 3.50.
— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	" M. 2.—
— Senitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	" M. 2.50.
— Menschenfinder. Novellenklus.	" M. 3.50.
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman.	" M. 3.—
Robertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	" M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	" M. 3.—
Boy=Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl.	" M. 4.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	" M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	" M. 3.—
Ebner=Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	" M. 3.—
— Božena. Erzählung. 4. Auflage.	" M. 3.—
— Margarete. 4. Auflage.	" M. 2.—
— Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	" M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	" M. 5.—
Sulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	" M. 2.—
Gaushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	" M. 3.50.
Geer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 4. Auflage.	" M. 3.50.
— Der König der Bernina. Roman.	" M. 3.50.
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	" M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	" M. 3.50.
— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	" M. 1.—
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage.	" M. 1.50.
— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	" M. 3.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	" M. 3.—
Höpfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	" M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	" M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	" M. 4.—
Langmann, Philipp, Versflogene Rufe. Novellen.	" M. 2.50.
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	" M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	" M. 5.—
Loti, Pierre, Japanische Herbstindrücke.	" M. 3.—

Mauthner, Fritz, <i>Sypatia</i> . Roman. 2. Auflage.	Gebestet M. 3.50.
Meyer-Sörster, Wilhelm, <i>Eidena</i> . Roman.	" M. 3.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), <i>Abseits</i> . Erzählungen.	" M. 3.—
— " — <i>Vom heißen Stein</i> . Roman.	" M. 3.—
Petri, Julius, <i>Pater peccavi!</i> Roman.	" M. 3.—
Prell, Karl du, <i>Das Kreuz am Serner</i> . Roman. 2. Auflage.	" M. 5.—
Proelß, Johannes, <i>Bilderstürmer!</i> Roman. 2. Auflage.	" M. 4.—
Riehl, W. S., <i>Aus der Ecke</i> . Sieben Novellen. 4. Auflage.	" M. 4.—
— " — <i>Neues Novellenbuch</i> . 3. Auflage. (6. Abdruck.)	" M. 4.—
Saitschick, Robert, <i>Aus der Tiefe</i> . Ein Lebensbuch.	" M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, <i>Treu bis in den Tod</i> . Hist. Roman.	" M. 3.—
Stegemann, Hermann, <i>Stille Wasser</i> . Roman.	" M. 3.—
Stratz, Rudolph, <i>Der weiße Tod</i> . Roman. 5. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Buch der Liebe</i> . Sechs Novellen. 2. Auflage.	" M. 2.50.
— " — <i>Der arme Konrad</i> . Roman. 2. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Die letzte Wahl</i> . Roman. 2. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Montblanc</i> . Roman. 4. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Die ewige Burg</i> . Roman.	" M. 3.—
Sudermann, Herm., <i>Frau Sorge</i> . Roman. 49. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Geschwister</i> . Zwei Novellen. 20. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Der Katzensteg</i> . Roman. 38. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Im Zwielicht</i> . Zwanglose Geschichten. 24. Auflage.	" M. 2.—
— " — <i>Jolanthes Hochzeit</i> . Erzählung. 22. Auflage.	" M. 2.—
— " — <i>Es war</i> . Roman. 27. Auflage.	" M. 5.—
Telmann, Konrad, <i>Trinacria</i> . Sizilische Geschichten.	" M. 4.—
Voss, Richard, <i>Römische Dorfgeschichten</i> . 4. Auflage.	" M. 3.—
Wereschagin, W. W., <i>Der Kriegskorrespondent</i> .	" M. 2.—
Widmann, J. V., <i>Touristenovellen</i> .	" M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, <i>Der Dornenweg</i> . Roman. 3. Aufl.	" M. 3.50.
— " — <i>Novellen aus der Heimat</i> . 2. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Hermann Jfinger</i> . Roman. 4. Auflage.	" M. 4.—
— " — <i>Meister Amor</i> . Roman. 2. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Die Osterinsel</i> . Roman. 3. Auflage.	" M. 4.—
— " — <i>Die Rothenburger</i> . Roman. 5. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Vater und Sohn und andere Geschichten</i> . 2. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Hildegard Mahlmann</i> . Roman. 3. Auflage.	" M. 3.50.
— " — <i>Schleichendes Gift</i> . Roman. 3. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Die glückliche Frau</i> . Roman. 3. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Fridolins heimliche Ehe</i> . 3. Auflage.	" M. 2.50.
— " — <i>Vater Robinson</i> . Roman. 3. Auflage.	" M. 3.—
— " — <i>Der Sänger</i> . Roman. 4. Auflage.	" M. 4.—
— " — <i>Erika. Das Kind</i> . Erzählungen. 3. Auflage.	" M. 3.50.
Wildenbruch, E. v., <i>Schwester-Seele</i> . Roman. 11. Aufl.	" M. 4.—
Worms, Carl, <i>Du bist mein</i> . Zeitroman.	" M. 4.—





740. 15838

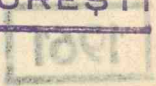
Jun. 11 187.

# Väterchen

Vaterchen



BIBLIOTECA CENTRALA  
UNIVERSITARA  
BUCURESTI



Roman

von

Paul Oskar Höcker

Paul Oskar Höcker

Donasiunea Maiorescu

326424

15633.



Stuttgart 1900

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

83-31

CONTROL 1961

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ  
BUCUREȘTI  
COTA 11187

CONTROL 195

ke 75/05

1961

L

Alle Rechte vorbehalten.

B.C.U. Bucuresti



C15633



I.

Kathrin kam von der Küche über die Holzparanda ins Wohnzimmer gelaufen, in dem Christian, der Primaner, bei der Großmutter saß, ihr beim Aufwickeln von rotem Strumpfgarn helfend, und rief in großer Aufregung: „Großmutting, Großmutting, nu is sie da — uns' Töchtling. Mit Küsters Martin kommt sie die Dorfstraß' lang. Jewoll, Christel, ich hab' ihr zuerst entdeckt, ich, etsch!“

Sie war in ihren Manieren rein noch ein un-erzogenes Kind, diese zwanzigjährige, vollbusige, bei aller Grobknochigkeit übrigens ganz schmucke Pfarrmagd. Wie oft hatte die alte Frau Benebek ihr schon die familiären Bezeichnungen und den fordistalen Ton verwiesen und ihr vor allem verboten, sie so aufgereggt zweimal hintereinander anzurufen, daß man meinte, es sei wunder weiß was für ein Unglück geschehen. Aber das ging nun einmal in den gutmütigen Dickkopf dieses holsteinischen Rükhendragoners nicht hinein, und Kathrin that nach wie vor, als ob sie zur Familie gehörte. Daran trug übrigens Heinrich, der Pastor, mit seiner unbegreiflichen Leutseligkeit wahrscheinlich den größten Teil der Schuld.

Christian war sofort freudig überrascht aufge-



sprungen. „Eve — wirklich?! Großmutter, denk nur. Aber das ist nun fein. Da wird Heinz Augen machen.“ Sie hatten alle das Kommen der Schwester zum Osterfest schon fast aufgegeben; denn eine ganze Woche hindurch war jede Nachricht von dem Mädchel ausgeblieben.

Auch die Großmutter hatte sich nicht wenig um Eve geangelt, und die Kunde von ihrem Eintreffen nahm ihr nun eine große Last vom Herzen. Ganz war sie aber nie zufrieden zu stellen, grundsätzlich nicht; also brummte sie: „Se, man nich gleich so stürmisch. Der dumm Jung wird einen um die Deern doch gewißlich das ganze hübschen Garn wieder versetzen.“

„Dann ist sie sicher mit dem Einuhrzug in Föhrden angekommen,“ meinte der Primaner, sich ungeduldig aus dem Garn herauswickelnd. „Siehst du, Großmutter, ich wollte noch nach der Bahn gehn. Alle Tage war ich dort — bloß heute nicht — und gerade da . . .“

Jetzt sah man einen Sonnenschirm, einen englischen Damenhut und zwei Schritt dahinter einen Koffer über dem grüngestrichenen Holzgitter auftauchen, das den Pfarrgarten und den nur durch eine niedrige, schon bröcklige Steinmauer davon getrennten Kirchhof nach der Dorfstraße zu abschloß.

„Küsters Martin is bei,“ erklärte Kathrin, „der trägt uns' Töchting das ganze Gepäck gewiß schon von die Station her. Der is ihr doch höllschen gut, der Martin.“

„Jewoll, Ehrining, und du wirst dastehn wie 'ne

Prinzeß und nich 'n kleinen Finger rühren. Statt daß du läuffst und nimmst ihn einmal das Zeug ab.“

Ganz überrascht blickte Kathrin die alte Frau an. „Je, Großmutting, das is aber auch wirklich wahr.“ Und nun setzte sie sich ehrgeizig in Trab.

Christian war jedoch schneller als sie. Schon sprang er die paar Stufen von der Beranda hinab und durchmaß mit seinen langen, schwächtigen Storchbeinen den Garten, die Gitterthür, die nach der Dorfstraße führte, aufreißend.

„Eve! Eving! Warte, du Mädcl, du! Na, aber was wir böse sind auf dich . . .“

Dabei hatte er in einer seiner seltenen zärtlichen Anwandlungen (sechzehnjährige Primaner sind im Grunde immer Weiberfeinde) die Schwester umhals't und abgeküßt.

„Ist Mama schon wieder zurück?“ fragte das junge Mädchen ziemlich unruhig.

„Mama? Ja, weißt du denn nicht? Heinz hatte dir doch geschrieben: sie ist bei Wolfgang geblieben.“

„In Greifswald?“

„Ja, in der Klinik.“

Die Großmutter, die am Stock ging, weil sie etwas lahmt, war in der Beranda erschienen. Natürlich bereitete sie eine grimmig-polternde Empfangsrede vor. Eve setzte aber sofort die übermütigste Miene auf, übertönte mit ihrem Lachen und ihren geschäftigen Fragen alle Vorwürfe, wandte sich dann wieder an Küsters langen Martin, dem sie für seinen Ritterdienst lebhaft dankte, und dirigierte ihr Gepäck, dessen sich

der jüngere Bruder und Kathrin bemächtigt hatten, nach der Veranda.

Sie besaß eine schlanke, geschmeidige Gestalt, war dabei für ihre neunzehn Jahre schon prächtig entwickelt. Die Augen waren die dunkelbraunen glänzenden des Bruders — die hatten alle Timms vom Vater, wie das seidenweiche Blondhaar von der Mutter —, aber ihre ganze übrige vollreife, sinnenfrische Erscheinung bildete einen lebhaften Kontrast zu dem blassen, knabenhaften und doch philiströsen Primaner. Möglich auch, daß im Augenblick nur ihre Nervosität, die Anstrengung der langen Eisenbahnfahrt und des Marsches auf der Chaussee in der unnatürlich heiß scheinenden Aprilsonne ihre Wangen so stark gerötet hatte und ihr (auch in den Augen ihrer Verwandten) etwas so Fremdartiges verlieh.

„Und Heinz,“ fragte Eve in einem Atem weiter, indem sie sich zu ihrem auf die Erde gesetzten Violinkasten hinabbeugte, von dessen blanker Politur sie den Staub wegblies, „Heinz hat wohl noch mit seinen Osterpredigten zu thun?“

„Um drei haben wir heute Flut, da kommt Väterchen sicher mit heim,“ sagte Christian. Er betrachtete seine Schwester liebevoll, aber doch etwas enttäuscht wegen ihrer absonderlich hastigen, geschäftigen Art.

„Ist er denn auf See?“

„Du, Großmutter, das weiß sie nun auch noch nicht. Er holt doch den Großen ab von Cuxhaven — mit der ‚Möwe‘ von Ohlsen, weißt du.“



„Was — Karl kommt? Und bleibt übers Fest?“

„Freilich! Bei Wiggers und Compagnie braucht er nämlich erst am 16. anzutreten. Und den Gehalt, denk nur, kriegt er schon von heute an. Ja, der macht Karriere, unser ‚Kork!‘.“

„Das müßt ihr mir später ausführlich erzählen.“

„Es ist natürlich auch wieder ein Kolonialwarengeschäft wie das in Hamburg, wo er gelernt hat, bevor er dienen mußte.“

„Gott, ist das eine Ewigkeit, daß ich den Jungen nicht mehr gesehn habe. Seit fast drei Jahren — seitdem ich auf der Hochschule bin. Denn wenn ich zu den Ferien durch Hamburg kam, war er immer gerade in der Filiale in Lübeck.“

„Ja, wenn man gewußt hätte, daß du heute von Berlin kommst, dann hättest du ja gleich von Cuxhaven mit den beiden herfahren können. Freilich, ein bißchen stürmisch ist's draußen. Trotzdem die Sonne hier am Land so mörderlich sticht. Heinz mußte schon um vier heut früh heraus. Aber ich denke, länger als drei Stunden ist die ‚Möwe‘ rückzu nicht unterwegs. Väterchen meinte sogar, wenn der Wind noch mehr nach Südwest herumginge, würden sie noch nicht dreie brauchen.“

Die Großmutter humpelte noch immer kopfschüttelnd durch die Stube.

„Kinnings, Kinnings,“ sagte sie gekränkt, „aber über uns' Töchtling muß ich mir doch bannig wunnern. So fortbleiben die ganze Woch' — und kein Brief und keine Kart auch nich mehr. Je, Eving, was hast all

'trieben? Aber ich sage schon: seitdem sie auf das alte Konversatorium geht, is sie mich rein wie verwandelt."

Sekundenlang wich das heiße Rot aus Eves erregtem Antlitz. Dann sah sie ganz spitz und alt aus.

"Ach, ich werd' euch das ja schon alles erklären!" rief sie ungeduldig. "Ich bin doch kein Baby mehr. Ich schrieb euch doch: eine Einladung hatt' ich. Von — von Freunden — einer befreundeten Familie, die da bei Berlin an einem See, Wannsee heißt er, 'ne Villa hat. Was ist da groß bei? Ich entschloß mich so schnell. Oder sollt' ich erst lang um Erlaubnis bitten? Wegen der paar Tage. Karl ist kaum zwei Jahr' älter als ich, und dem sieht keins mehr so scharf auf die Finger."

"Je, mein Töchtling, was is das für 'ne gottlose Red'. Der Korl der is doch man ein Jung und war schon beim Militär. Aber so ein niedlichen lütten Deern wie du — und allein — in das alte garstige Berlin . . ."

Eve lachte ihre übermütigste Tonleiter. Aber unsicher und sonderbar scheu schien sie den beiden doch. Daß die Mutter nicht daheim war, nahm ihr sichtlich eine Last vom Herzen. Eine gewisse Bangigkeit erfüllte sie nun aber noch vor dem Wiederseh'n mit Heinz, dem Bruder, der doch in mehr als einem Sinne das Familienoberhaupt war.

"Wißt ihr," sagte sie endlich, aus einem stillen, gedrückten Hinbrüten auffahrend, in das sie in jähem Wechsel ihrer zuerst so ausgelassenen und geschäftigen

Art versunken war, „ich will 'mal lieber gleich auspacken oben. Bin so zerschlagen, so müde und staubig, und ich sehn' mich ordentlich nach Wasser und frischem Zeug. Thuring kann mir ja helfen.“

„Aee, mein Töchtling, was bist all für ein unruhigen Geist. Noch keine zwei Wort' hat man in Frieden mit dich reden können. Und laß doch man die Kathrin in der Küch'. Das dumm' jung' Volk thut so nichts Gescheits den lieben langen Tag. Und wenn der Heinrich mit dem Korl ankommt, denn soll's doch endlich zu Tisch gehn. Ganzen verdreht is das heut allens.“

Christian winkte der Schwester, deren Antlitz einen müden, gequälten Zug angenommen hatte, beschwichtigend zu. „Laß doch, Eving. Ich bring' dir alles. Weißt du übrigens, wir haben Väterchens Zimmer für dich zurecht gemacht droben.“

„So? Und wo schläft Heinz?“

„Nebenan — da, in seiner Studierstube auf dem alten Sofa. Ja, er wollte es nicht anders. Und Mutters Zimmer hab' ich mit Karl. Weil wir doch sonst immer durch deine Schlafstube mußten und dich so früh damit störten.“

„Väterchen denkt doch an alles,“ sagte Eve weich. Dabei versank sie wieder in Nachdenken. „War er denn böse eigentlich?“ kam es dann unsicher von ihren Lippen.

„Böse nicht. Nur traurig, Eve. Vorgestern schrieb er noch einmal an dich. Er konnte sich's einfach nicht erklären. Heut abend wollt' er nun telegraphieren.



Nun, wenn du aber so gut aufgehoben warst. Es war wohl sehr hübsch? Du, sind das nun die reichen Leute, Eving, von denen du zu Weihnachten so viel erzählt hast, ja?"

Das junge Mädchen erhob die Hände zu den Schläfen. „Wenn du doch nur nicht so viel fragen wolltest, Christel. Das ist so 'ne schreckliche Gymnasiaartenart, du weißt gar nicht.“

Christian hatte sich schon mit ihrem Gepäck beladen. Ohne zu grollen, leistete er ihr die Trägerdienste schweigend.

„Großmutting, Großmutting,“ rief die Magd von der Küche herein, während die Geschwister durch des Pastors Zimmer den Weg nach oben antraten, „draußen steht wieder die fremd' Person.“

„Was für ein?“ brummte die von Eves wirklich seltsamer Art stark verstimmt Alte unwirsch.

„Ei, die Dam', die heut früh bei Ohlsen abgestiegen is und schon einmal nach unsen Herrn Pastor verlangt hat.“

Eve war in der Thür stehen geblieben. Fragend sah sie den jüngeren Bruder an, ohne lebhaftes Interesse freilich.

„Eine von außerhalb,“ erklärte der Primaner. „Sie geht schwarz, in Trauer. Gewiß eine Seelsorger-sache. Wir haben ihr aber doch bestimmt gesagt, daß Väterchen vor drei Uhr nicht zu erwarten ist . . .“

„Soll später wieder mit 'rankommen!“ hörte man die Großmutter unten ungeduldig dem Mädchen auftragen. „Und denn, Thring, bleibst mich hübsch

in deine Küch' endlich. Eine Unruh' is mich das heut wieder. Mit die alten Feiertage immer und ewig — da mag ich schon gar nichts mehr von hören und sehn. Aber der Heinrich — dem Jung ist ja woll nich recht geheuer, wenn er sie nich all um sich hat zum Fest, seine Geschwisters. Und das viele Reisegeld, wo das doch all kostet. Und denn vorher das Scheuern und Backen.“

„Je, Großmutting, wenn's man gilt, unsen lieben Herrn Pastohr 'ne kleine Freud' bereiten . . .“

„Berzieh du dir man in deine Küch', du Naseweis. Du hast dahier gar nichts zu behorchen. Wenn sich deine Herrschaft man bloß Luft macht. Gar kein hüschen Respekt is in die Deern.“

Inzwischen hatte Christian droben das Gepäck der Schwester abgeladen und ihr in seiner netten, stillen, aufmerksamen Art beim Aufstellen und Oeffnen des Koffers geholfen.

Auf der Treppe blieb er dann aber wieder stehen und lauschte. Es war ihm, als habe er einen schluchzenden Laut vernommen.

Was hatte Eve nur?

Er zog die Tombakuhr heraus, die ihm aus dem Nachlaß des Vaters zuerteilt worden war, und sah nachdenklich auf das gelbe Zifferblatt.

Halb drei Uhr. In einer halben Stunde also konnte die „Möwe“ mit Heinz und Karl in Sicht sein.

Erleichtert atmete er auf. „Väterchen“ würde schon mit Eve reden, die Verschllossene zum Auftauen bringen — und sie trösten und aufrichten, wenn sie's

etwa nötig hatte. Denn der sah ja allen Menschen gleich so tief ins Herz.

\* \* \*

Vom Barloher Kirchplatz führte die Dorfstraße ziemlich abschüssig zu dem kleinen Hafen hinunter, am alten, stark verwitterten und schon fast baufälligen Pfarrhaus und dem bedeutend komfortableren Gasthof, Ohlfens „Stadt Hamburg“ vorbei.

Überall stieß Christian, während er durchs Dorf schlenderte, auf bescheidene Vorbereitungen zum Fest. Die Barloher waren arm, sehr arm. Im Hafen schaukelte manchmal zwar eine ganz stattliche Fischerflotte; aber der Ertrag, den diese alten holsteiner Boote mit den rostbraunen, geteerten Segeln draußen jenseits der Watten bei den friesischen Inseln fanden, war nur gering. Man ging hier hauptsächlich auf Krabbenfang. Auch die Dorfsassen, die nicht Bootseigentümer oder Angestellte waren, betrieben diese Art von Fischerei, freilich in der primitivsten Form. Mit Eintritt der Ebbe konnte man sie in langen, traurigen Zügen, mit Körben, Kiepen und Schaufeln beladen, nur aufs notdürftigste bekleidet, ausziehen sehen. Zehn bis zwölf Stunden lang trieben sie sich dann draußen im Wattenmeer oder auf den Lehmbänken frierend oder schwitzend, mit krummem Rücken und suchend irrendem Blick herum — Greise, Männer, Weiber und Kinder. Auch in der ärmlichsten Hütte herrschte heute aber — bei dem wonnigen Frühommer, den die ersten Apriltage wie ein Wunder übers Land ge-



bracht hatten — eine Art Festfieber. Die Mehrzahl der Schornsteine qualmte mächtig — wie's eben qualmt, wenn arme Leute Kuchen backen — und aus manchem Flur roch es schon nach fertiger Backware. Ueberall wurde geschauert und geschrubbert. Die Sitte, zu den Festen auch die Stuben zu lüften und dabei die Fenster von innen und außen zu waschen, was man sonst in nicht allzuviel holsteinischen Fischerdörfern kannte, war auf das eifrige Betreiben des alten Pastors hin — des Vaters von Heinrich Timm — hier allgemein in Aufnahme gekommen. Es war geradezu eine Merkwürdigkeit von Barlohe.

Am Hafen war's leer und des scharf daherpfeisenden Windes wegen recht ungemütlich. Christian sah nur ein paar Kinder mit flatterndem Flachshaar auf den riesigen Steinhäufen spielen, die sich als ein natürlicher Damm im Halbkreis zwischen dem Hafen und dem grünen, hohen Deich abgesetzt hatten, und bemerkte auf den schwankenden Fahrzeugen da und dort einen schlafenden oder blinzelnnd sich sonnenden Matrosen.

Die Flut kam ziemlich ungestüm. Die meisten Priele hatten sich bereits gefüllt. In der tiefsten Rinne, die gewissermaßen die Fortsetzung des Hafens bildete und die zur Flutzeit als Fahrstraße diente, schoß das Wasser wie ein reißender Gebirgsbach daher. Christian hörte es rauschend und knatternd an den Kiel der sich allmählich hebenden Hafenboote schlagen.

Sonst herrschte hier eine verträumte, trotz des

heftigen, aber warmen Windes fast sommerliche Stille. Einzig das Geschrei der Möwen und Strandläufer, die sich auf den mit dem Aufkommen der Flut immer kleiner werdenden Watteninseln versammelten, mehr und mehr bis zu einem weißen, krabbelnden Streifen zusammengedrängt, schlug dem Auslughaltenden ans Ohr.

Ganz am Horizont, noch hinter der langgestreckten, der Küste wie ein Wall vorgelagerten friesischen Insel, standen ein paar dunkle und lichte Punkte. Einer von ihnen, der hellste — denn er bedeutete ein weißes Segel —, konnte Ohlsens kleiner Kutter sein, der die Brüder brachte. Sowie sie um die tote Ecke herum waren, in der sie, unter dem Schutz der Insel liegend, keinen Wind hatten, würde die Wettfahrt losgehen. Christian wußte, daß „Väterchen“ heute keine Leinwand sparen würde, um in flottester Fahrt einzulaufen.

Der Pastor betrieb den Segelsport mit wahrer Leidenschaft. Vielleicht hatte ihm gerade seine Unerfrohenheit, sein Wagemut den Elementen gegenüber in den Augen all der wind- und wetterfesten Fischersleute den größten Teil seiner Beliebtheit verschafft. Denn war man auch schon dem alten Pastor Timm im ganzen Kirchensprengel gut gewesen: Heinz, der nach dem Tod seines Vaters vor vier Jahren, juist nachdem er hier in Barlohe seine beiden Probepredigten gehalten, das Seelsorgeramt mit der gar bescheidenen Pfarre erhalten hatte (es war die ärmste der ganzen Provinz), besaß trotz seiner Jugend das unbedingte Vertrauen seiner ganzen Gemeinde. Ja auch über

die Grenzen seiner Pfarodie hinaus im Binnenlande war er eine oft citierte Persönlichkeit. Er hieß allgemein „das Wort Gottes von der Waterkant“. Man schätzte da außer seiner Sportkundigkeit natürlich auch seine mannigfachen anderen Talente: er war ein guter Redner, war sehr musikalisch, auch äußerst belesen, verstand etwas von der Landwirtschaft und verfügte über eine äußerst gewandte Feder. Seiner näheren Umgebung imponierte hauptsächlich aber sein persönliches Beispiel als aufopferungsvoller Hausvater — oder vielmehr Haushaltungsvorstand.

Das war nämlich sein größter Ehrgeiz: er suchte den jüngeren und noch unmündigen Geschwistern den so jäh aus dem Leben geschiedenen Vater zu ersetzen.

Der Mutter mangelte die Kraft durchaus, die Erziehung der Kinder im Sinne des Verstorbenen durchzuführen. Sie war weich und energielos, und sie war noch immer das blind gehorchende Kind der im Haus lebenden Großmutter. Zu Lebzeiten ihres Gatten war wegen ihrer Kränklichkeit nach dem letzten Wochenbett jede, auch die kleinste Aufregung von ihr ferngehalten worden. Sie stand als Witwe nun ganz ratlos und unbehilflich der rauhen Wirklichkeit und den schweren, verantwortungsreichen Pflichten gegenüber. Nach dem Tode ihres Mannes nahm ihre Kränklichkeit noch zu; sie vertrug das Seeklima nicht mehr. Darum war in den letzten Monaten auch oft schon die Rede davon gewesen, der Mutter zum Herbst die Aufnahme in das Witwenheim der Freyendankschen



15633.  
33951



Stiftung, deren Kurator der Superintendent war, zu verschaffen.

Mit vielen Opfern aller Art hatte also Heinrich, Timms Aeltester, das Amt des Erziehers und Ernährers auf sich genommen. Aber erleichtert wurde ihm seine Aufgabe von der Mutter mit ihrer an Schwäche grenzenden Empfindsamkeit (besonders Wolfgang, dem Jüngsten, gegenüber) keineswegs. Hauptsächlich deshalb, weil sie sich von der Bevormundung durch ihre eigene Mutter noch immer nicht frei machen konnte. Unstet schwankte sie in den meisten Fällen einer Meinungsverschiedenheit zwischen zwei fremden Willen hin und her.

Der Großmutter gehörte fast die gesamte Einrichtung des Hauses; und seit Urzeiten spukte da ein geheimnisvolles Kapital auf der Kreissparkasse, das sie in den Geruch einer schätzenswerten Erblasserin versetzte. Damit hatte sie den seligen Timm, der mit seiner köpferreichen Familie nur knapp sein Auskommen fand, Zeit seines Lebens in Schach gehalten. Nach dem Tod ihres Schwiegersohns suchte sie erst recht die Autorität im Hause an sich zu bringen. Der Kampf war noch nicht entschieden. Daß Heinz es aber nicht leicht hatte, mit Vernunftgründen gegen den verstockten Eigenwillen der Alten anzukommen, wußten alle, die die wackere Benebeken näher kannten; sie wußten ferner, daß der junge Pastor in solchen Fällen nie auch nur die geringste Unterstützung von seiten seiner unentschlossenen Mutter erfuhr.

Nach vielen, vielen Fehden mit der eigensinnigen

Alten hatte Heinz seine Geschwister, deren volle, unwandelbare Liebe er besaß, aber doch dahin gebracht, wo er selbst ihr Glück sah.

Schon bei der Wahl ihrer Lebensberufe hatte er gegen das Machtwort und die Vorurteile der Großmutter bitter anzukämpfen gehabt.

Karl, der Zweitälteste, hatte studieren und Christian ein Geschäft erlernen sollen — so war es von der alten Frau Benebek gewünscht, ja man kann sagen bestimmt worden. Ihr Schwiegerjohn hatte ganz vergeblich die umgekehrte Veranlagung der beiden ins Treffen geführt. Seiner Gattin zulieb, um des lieben Friedens halber und im Hinblick auf Großmutter's jagenumwobenes Portemonnaie, mit dem man sich's für etwaige Zeiten der Not nicht verderben sollte, hatte er sich zum Schlusse eben doch (wie meist) dem Willen der Alten fügen müssen. „Der Klügere gibt nach!“ entschuldigte er sich hinterher seinem Ältesten gegenüber, vor dem er sich ein wenig genierte.

Heinz fand sich mit einem so bequemen Schlagwort nicht ab. Als nach Vaters Tod Karl, der sich grausam und recht resultatlos schon im dritten Jahre mit dem Homer abquälte, wiederum nicht versetzt ward, steckte ihn der junge Pastor, mutig dem häuslichen Sturm ins Auge sehend, ganz einfach in ein Hamburger Kolonialwarengeschäft. Und für Christian, den ernstesten, wißbegierigen Zweitjüngsten mit dem auffallend hellen Kopf, erwirkte er trotz der Entrüstung der Großmutter, die darin einen zu ihren Ungunsten entschiedenen Kräftevergleich sah, eine Freistelle auf

dem Gymnasium der Kreisstadt. Zu Michaelis sollte der jetzt Sechzehnjährige schon sein Abiturium machen, und Superintendent Tettenbüll hatte dem jungen Pastor versprochen, dafür zu sorgen, daß Christian das gleichfalls der Freyendankstiftung entstammende Legat erhielt, damit er, — was sein Herzenswunsch war — Theologie studieren konnte.

Ein Stipendium ermöglichte es auch Eve, ihr gleich Heinz vom Vater geerbtes großes musikalisches Talent auf der Berliner Hochschule auszubilden. Aber wie hatte sich der junge Pastor seiner Umgebung gegenüber erst dafür ins Zeug legen müssen! Der Zuschuß, den er der Schwester zahlte, verbot ihm für seine Person auch die geringste Extravaganz; allein er hätte gern noch das Doppelte aufgebracht, wenn er damit den steten Vorwürfen der Großmutter, in deren Augen Kunst identisch war mit Faulenzerei, Genußsucht oder gar Unsittlichkeit, ein Ende hätte bereiten können.

Einzig der Jüngste, der schwächliche Wolfgang, der als Kind die englische Krankheit durchgemacht hatte, bekam Großmutterzärtlichkeit zu kosten. Ja, wurde Wolfgang schon wegen seiner Kränklichkeit mehr als sämtliche Geschwister von der Mutter vermöhnt, so ging die Verzärtelung durch die Großmutter nachgerade über das Maß dessen hinaus, was Heinrich mit gutem Gewissen zugeben konnte. Denn dem Jungen wurde durch seine beiden weiblichen Beschützer der Ernst des Lebens in jeder Weise geblissentlich ferngehalten.

Nun, that ein mannhaftes Wort aber wirklich einmal not, so war Heinz der letzte, der sich ein



Blatt vor den Mund nahm. Zu häßlichen, wortreichen Streitereien ließ er's jedoch nie kommen. In dubiösen Fällen handelte er vielmehr rasch und selbständig mit kurzem, gutem Entschluß.

Bei allen Sorgen übrigens im Amt, im Haus und in der Gemeinde war „Väterchen“ innerlich und äußerlich ein sonniger Mensch geblieben. Das verschaffte ihm auch gerade die unbedingte, schier schwärmerische Liebe der Geschwister, daß er sich keineswegs als ernster, bedrückter, ewig rechnender und bekümmert Hausvater in Scene setzte. Im Gegenteil, es gab nichts Fröhlicheres, in manchem Sinne Ungebundeneres als ihn. Er fühlte sich gerade in dieser gesteigerten Pflichterfüllung glücklich — unbändig glücklich, so pflegte er selbst zu versichern. Mit vollem Herzen und offenen Händen teilte er Liebe und Güte nach allen Seiten aus. Er besaß ein goldenes, tiefreligiöses Gemüt; und bei aller Gläubigkeit konnte er zuweilen im Kreis der Geschwister doch schier ausgelassen sein.

Und auch auf der Kanzel wirkte er als eine wahre Lichtgestalt. Denn in seiner Rede war er immer klar und offen, dabei gütig und veröhnlich.

Seine Parochie war groß. Es gehörten zu ihr noch das weiter im Land drinnen gelegene Dörfchen Föhrden, die Endstation der von der Marschbahn abzweigenden Sekundärbahn, die beiden Dörfer Dester- und Westerdeichstrich und schließlich das große Rittergut Kollhagen, dem von alters her das Patronat zustand, mit einer Reihe kleinerer Bauerngüter und Vorwerke. Als Sohn der Scholle kannte Heinz von

Jugend auf jedes einzelne Haus. Auch während er in Kiel studierte, war er häufig hier gewesen und so nie außer Verbindung mit den Leuten geraten. Er liebte seine Barloher und sie liebten ihn, — wenngleich der Superintendent meinte, es zeuge von wenig frommem und kirchlichem Geist, daß die Gemeinde die Pflege der baulichen Anlagen — des Pfarrhauses und vor allem des Gotteshauses selbst mit dem unansehnlichen Holzturm, dem baufälligen Deckgebälk und der nahezu unwahrscheinlich gewordenen Orgel — in so unverantwortlicher Weise vernachlässigte. Denn das war seit zehn Jahren die stete Reiberei zwischen der politischen und der kirchlichen Gemeinde.

Am Hasen bedächtig hin- und hergehend, mit den Händen auf dem Rücken wie ein Alter, hing Christian so allerlei Internem nach. Auf Heinrichs morgige Osterpredigt freute er sich schon mächtig. Der Bruder galt ihm in jeder Hinsicht als höchstes Vorbild.

Heinz war viel talentierter als er. Denn musikalisch war Christian gar nicht — und auch in Sportsdingen konnte er den Bruder ja nie erreichen.

Etwas wie Wehmut erfüllte den blassen Primaner, als er jetzt die „Möwe“ flatternd und pfeilgeschwind daherkommen sah. Wenn er nur wenigstens das Bootfahren vertragen hätte!

Der Kutter hielt im spitzen Winkel auf den Priel zu. Raum hatte er ihn aber mit dem Bugspriet erreicht, als „Väterchen“ durch ein raiches Segelmanöver das Schiffchen plötzlich herumriß und haarscharf in die Stromrichtung brachte. Nun glitt es, auch nachdem

es Tuch um Tuch von allen Segeln entblößt worden war, stolz und sicher in den Hafen, ohne daß die In-  
fassen auch nur einen Ruck am Ruder oder eine einzige  
Nachhilfe mit den Riemen hätten geben brauchen.

Christian begrüßte die Brüder, seine rote Pri-  
manermütze durch die Luft schwenkend.

„Väterchen — du, Karl — und denkt nur: Eve  
ist da!“ war dann sein Nächstes.

„Gesund, munter — he, was?“ forschte Heinz,  
rasch sich aufrichtend, das Tau zum Auswerfen in  
der Hand.

„Ja, ja, Väterchen. — Zemine, was ist's aber  
mit Karl?“

Der Pastor lachte leicht vor sich hin. „Ja, unser  
Karl — das ist ein Hauptkerl!“

„Kinnings,“ stöhnte der Handlungsgehilfe, der  
in kläglicher Haltung am Mast saß, die Stirn zwischen  
die Hände pressend, „mir is ja zum Sterben elend!“

Heinz stand hemdärmelig im Boot, denn er hatte  
im Lauf der Fahrt den zähneklappernden Bruder mit  
seiner blauen Duffeljackette zugedeckt. Der tragikomische  
Ton Karls versetzte ihn nun in einen wahren Lach-  
anfall. „Christel, aber unsern Großen hättest du sehn  
sollen. Nein, war der Jung komisch — nein, war  
er komisch!“

Der Pastor setzte sich, laut aufprustend, auf die  
Ruderbank. Bei dem dadurch entstandenen Schwanken  
des Bootes fuhr Karl kreischend in die Höhe.

„Bloß 'raus jetzt endlich — aus dem nichts-  
nutzigen Schaukelfasten! Christel, und so was will nu



ein Pastor sind, da — der da. 'ne Müge Wind', sagt er, der Jesuit, der. Je, mein Gott, das war 'ne Müge. Du, Christel, so 'ne Wellen, ungelogen. Nee, darauf laß ich mir nich wieder ein. Ich danke vor Obst, Komma und sonstige Südfrüchte. Aeh . . .!" Er schnitt eine Grimasse, als ob er niesen müsse. „Kinnings, Kinnings, nu geht der wieder los, der Schlucken, der infamigte!" Die Brüder halfen ihm rasch an Land. Der Commis blieb mit geknickten Knieen auf der Bootsbrücke stehen. „Und in Cuxhaven hatt' ich noch so fein gefrühstückt, Christel, Sardinien in Del und Kal und 'ne Flaßch' Porter. Und nu war alles — alles umsonst.“

Nun mußte auch der sonst so ernste Primaner lachen. „Alles umsonst! Nee, wie der Jung das sagt! Korl, du bist ja ein Original!“

Dhlens Knecht, der dazu gestoßen war, nahm die Herrschaft über die „Möwe“ entgegen und der Pastor schlüpfte in seine Jacke. „Vorwärts, Jungens!“ kommandierte er. Die Brüder stützten den Seekranken links und rechts und führten ihn im Marschtempo die Dorfstraße hinauf. Sie konnten sich unterwegs aber beide das Lachen nicht verhalten, denn Karl bot ein zu tragikomisches Bild, wenn er plötzlich, gewissermaßen ängstlich nach innen horchend in der Erwartung einer neuen Revolution, stehen blieb und den Himmel in seiner Not anrief. Allmählich mußte er dann selbst über sich lachen, und nun übertrieb er seine Beschwerden noch, um [die Brüder zu amüsieren. Sie waren schließlich ganz schwach vor Lachen,

als sie so schwankend zum Eingang des Dorfes gelangten.

„Kinnings, nu aber die Brust heraus und die Nase hoch. Sonst glauben sie am Ende, wir hätten alle dreie einen im Kopf sitzen!“ sagte der Pastor gutgelaunt.

„Ich wär' froh!“ seufzte der Commis, mit einem so komisch=sehnsüchtigen Augenaufschlag, daß sie darüber von neuem ins Lachen gerieten.

\* \* \*

Wieder ernster gestimmt stürmte Heinz, sobald man im Pfarrhaus angelangt war, die Treppe hinauf. Ziemlich bewegt rief er den Namen der Schwester.

Eve drehte den Schlüssel um und öffnete die Thür.

„Manu, Mädél, du hast ja geweint?“ Er war zaudernd an der Schwelle stehen geblieben. „Christel sagte mir eben . . . Was ist denn, he?“

Das junge Mädchen hauchte auf das Taschentuch und betupfte sich die Augen. „Ach, gar nichts ist. Unsinn.“ Sie lachte gezwungen. „Christel hat dir wohl Mordsgeschichten erzählt? Wie ein Mädél ist der Jung.“

Inzwischen war Heinz eingetreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen. Er brachte ordentlich Seeduft mit sich herein. Seiner Erscheinung haftete gar nichts Pastorliches an. Er war groß, kräftig und schlank, das Antlitz war stark gebräunt, lebhaft das Auge — und sympathisch, frisch, ohne jede Salbung, Organ und Redeweise.

„Liebe, liebe Eve. Was ich mich freu', daß du endlich da bist. Nun sag nur, du Wildfang . . .“ Er zog sie stürmisch an sich und küßte ihr Mund und Wange. „Nein, nein, nein, ich halt' dir keine Strafpredigt; mach mir nicht so ängstliche Augen, du. Ich bin doch kein Großinquisitor. Also du hast dich amüßiert — ein bißchen erholt von der schweren Wintercampagne — na, das ist ja die Hauptsache. An Mutter hast du in den Tagen doch 'mal geschrieben, wie?“

„Nein. Das — das hab' ich —“ Sie wandte sich hastig ab. „Die Zeit ist so hingegangen, ich kann dir nicht sagen . . .“ Nervös nahm sie einen Gegenstand auf, legte ihn wieder hin — nahm dann zerstreut einen andern.

In dem kleinen Schlafzimmer lag alles funterbunt durcheinander. Der noch nicht völlig geleerte Koffer stand auf den einzigen beiden Stühlen. Das kleine Ecksofa war mit Wäsche, Notizen und Kleidern beladen. Auch der Waschtisch, die Fensterbretter und der Tisch waren regellos vollgestellt. Das Tohuwabohu bezeichnete sofort die ganze genial veranlagte Eve; die alte Frau Benebek würde aber sicherlich Zeter geschrien haben über diese unglaubliche Unordnung und Unweiblichkeit.

Heinz setzte sich in Ermangelung einer anderen Sitzgelegenheit auf den Bettrand. Die Schwester that ihm leid. Er fühlte, daß ihre unausgeglichene Stimmung von heftigen Selbstvorfürfen herrührte. Nichts lag ihm ferner, als sie jetzt etwa noch mehr demütigen zu wollen.



„Na, Eve, also du hast's vergessen. Schließlich ist das ja kein Verbrechen. Mutter hab' ich am Montag geschrieben, du seist zum Palmsonntag ausgebeten gewesen; seitdem schwieg ich, weil ich doch nicht wußte. . . Heute schicken wir ihr nun gemeinsam eine Karte; die hat sie dann morgen früh zum ersten Feiertag. Von unserer Angst um dich braucht sie ja gar nicht erst zu erfahren.“

Wieder war es eine Art Nervenschok, der bei Eve plötzlich die Thränen hervorbrechen machte.

„Ach, Väterchen, du bist wirklich so lieb. . .“

Er zog sie neben sich nieder und preßte ihren Kopf an seine Schulter. „Ja, weil ich dich Kobold auch noch unterstütze in deinen Schlingeleien!“ sagte er gemüthlich. „Ruhe, Ruhe, Liebling!“ beschwichtigte er, da sie sich ganz haltlos ihrem Thränenausbruch hingab. „Sie haben dir wohl vorhin das Herz gar schwer gemacht, Großmutter und der Kleine? Kann mir's denken. Na, aber so schlimm war's ja gar nicht. Wir haben dich ja jetzt — wenigstens rechtzeitig zum Fest noch. Also sprechen wir gar nicht mehr davon — von deiner Schreibfaulheit, du Schlingel. Aber nun erzähle ein bißchen. Was sind's eigentlich für Leute, he? Wie kam das mit der Einladung so plötzlich?“

„Es sind — es ist eine — eine Familie Westernhagen ist es. Das heißt — er ist längst tot. Ach, ich kenne sie schon lange. Im Winter hab' ich auch ein paarmal auf Gesellschaften bei ihnen gespielt. Riesig reiche Leute. Eingeladen hatten sie mich ja schon vor — ach, vor Wochen. Es sollte da über

den Palmsonntag auch ein kleiner Ausflug gemacht werden.“

Heinz hörte ihr kopfnickend, um sie aufzumuntern, zu. Sie sprach so seltsam unfrei. „Ein Ausflug, so?“

„Ja, in den Spreewald.“

„Spreewald? Ja, ist das nicht schon eine — hm — eine kleine Reise von Berlin aus?“

„Ach, das nicht gerade. Ich hätt's aber trotzdem nicht mitmachen können, weil das doch zu viel kostet. Drum schrieb ich auch gar nicht erst darüber. Aber da hörte ich — ich — ich sollte ihr Gast sein, weißt du. Also . . . Na, und so entschloß ich mich denn schnell, anzunehmen, und schrieb dir die Karte.“

„Hm, das ist ja sehr gastfreundlich von den Leuten, gewiß, aber lieber wär' mir's doch gewesen . . .“ Er fuhr sich ein paarmal durchs volle blonde Haar. „Oder sie ist wohl eine besonders gute Freundin von dir; die Tochter, wie?“

Eve zuckte zusammen. „Wer?“ Sie stand auf. „Ach so. O gewiß. Natürlich. Sonst hätt' ich's ja auch gar nicht . . .“ In lebhaftestem Tempo, sich beinahe überstürzend, sprudelte sie nun hervor: „Nein, und so was kannst du dir gar nicht vorstellen, Vätern. Viele, viele Stunden lang auf dem Wasser, immer in Rähnen zwischen Baumreihen hin und Gestrüpp. Und das ist nämlich ganz wendisch, das Dorf dort, wo wir blieben. Der uns ruderte, war auch ein Wende. Aber er sprach auch deutsch. Eine Freundin, eine andere, weißt du, die sang immer auf dem Wasser — es ist auch eine Hochschülerin, aber sie will

zur Oper — und das klang so wunderschön, sag' ich dir, in der Stille und Dede sonst. So fremdartig und melancholisch ist das alles. Und dann die Trachten von den Leuten. Das war am Palmsonntag. Du, da gingen sie so in die Kirche — mit Hauben und Bändern. Und Sammetmieder trugen sie und so viel weiße Röcke. So ähnlich wie die Bierländerinnen, weißt du, aber noch viel bunter. Ja, da blieben wir dann bis Mittwoch. Ach, und denk nur, da war auch eine alte Geige, die gehörte dem Lehrer, und da muß' ich doch abends immer drauf spielen. Eine Stimmung war das dort — in dem ganzen Nest. Und sie meinten alle, ich könnte schon ganz gut ein Konzert geben. Weißt du, das ist's überhaupt: wenn ich wüßte, daß mir's glückt, ich würde nicht Musiklehrerin werden, nein, wahrhaftig nicht. Ach, das wäre doch was ganz anderes, so als freie Künstlerin . . .“

Etwas befremdet war Heinz dem krausen Wechsel ihrer Gedanken gefolgt. Sie sprach so hastig, abgerissen und ungeordnet; eine Leidenschaftlichkeit klang dabei aus ihrem Ton, die ihn fast erschreckte.

„Gemach, gemach!“ beschwichtigte er sie endlich lächelnd. „Du, da kann ich ja gar nicht mit. So viel auf einmal. Du erdrückst einen mit alledem. Naturschilderungen, Trachtenkunde, Reisesfeuilletons, Zukunftspläne . . . Ei, du Mädels, man darf mit dem Stoff nicht so wüsten. Das wirst du mir später noch einmal in aller Ruhe erzählen, nicht wahr? Ich nehme den Atlas vor und du beschreibst die Tour, malst



mir's recht schön aus — und dann werd' ich mir einbilden, ich sei selbst dabei gewesen.“

„Ach, Väterchen, lieber, guter Heinz,“ sagte sie mit plötzlich ausbrechender Zärtlichkeit, „ich möcht' dir's so von Herzen gönnen, daß du auch 'mal endlich aus dem ewigen Einerlei hier herauskämst in die Welt. In die schöne, schöne Welt. Ich muß so oft an dich denken, Heinz, und dann schnürt sich mir das Herz im Leibe zusammen. Da, in dem weltentlegenen Nest vertrauerst und versauerst du nun, arbeitest dich ab, kommst um deine schönsten Jahre und sorgst bloß immer für uns, für uns — und wir sind noch so undankbar . . . Ach, Heinz!“

Sie warf sich ihm schluchzend an die Brust.

„Je, mein Liebling,“ scherzte er, um auf ihre nervöse, überreizte Stimmung besänftigend einzuwirken, „nun hilft's nichts, nun muß ich dir aber doch endlich tüchtig grob kommen. Ja, ja, du. Ich fühle mich hier so über alle Maßen glücklich, hab' den schönsten Beruf auf der ganzen Gotteswelt, hab' Erfolg, hab' das Meer, die Musik — für Liebe und Zärtlichkeit sorgt ihr lieben wilden Rangens und Mama, und für das nötige Quantum Aerger sind der Patron Schwesing vom Rittergut und Großmutter da — ja, warum gönnst du Schlingel mir das gute Leben hier nicht? Vertrauern, versauern — na, warte du!“

Unter seinen Worten beruhigte sie sich wieder. Ein müdes Lächeln glänzte nun aus ihren feuchten Augen. „Gast vielleicht recht, Heinz. Wer so ist wie

du, der trägt den Himmel in der eigenen Brust mit sich herum. Ist also glücklich — überall. Ich bin aber anders. So ein Sehnen ist in mir. Nach Freiheit. Ja, weit, weit fort möcht' ich, so mitten ins Leben hinein, und zu Ruhm gelangen und — und . . . Ach, und wenn man doch so die Kraft, das Können in sich fühlt . . .“

Des Pastors Stirn hatte sich ein wenig umdüstert. „Darüber wollen wir jetzt nicht sprechen, Liebling. Das ist ein zu ernstes, gewichtiges Thema, Und wie du das sagst, erschreckt's mich einigermaßen.“ Er erhob sich nachdenklich. „Hm. Na, aber unten warten sie auf uns mit dem Essen. Christel sah schon ganz blaß aus und Karl wird dich doch auch begrüßen wollen. Habt euch ja eine Ewigkeit nicht gesehen. Vielleicht hat er den Jammer inzwischen überstanden. Er ist nämlich grausam seekrank geworden. Ich begreife es übrigens nicht — bei dem bißchen Wind. Laß uns also hinuntergehen. Nach Tisch muß ich noch 'mal meine Predigt memorieren; aber gegen Abend wandern wir dann selbender hinaus an den Strand, oder rudern ein bißchen — oder machen unsere alte Promenade auf dem Deich droben nach Westerdeichstreich; und dann plaudern wir uns 'mal gründlich aus. He? Denk nicht, daß ich mir deine Zukunft nicht auch schon überlegt hätte. Dein Talent vergräbst du ja nicht. Und wie du später mit dem Pfunde wuchern wirst — nun, dafür wird schon Rat werden. Aber bis dahin mit den Füßen hübsch auf der Erde bleiben, Eve, und Schritt für Schritt dem Ziele zu-

streben. Das wird doch wohl das beste sein, nicht? Bis zum Herbst ist ja noch 'ne gute Spanne Zeit. Da kann noch viel überlegt — und noch viel gelernt werden. Was, Ewing?"

„Fürs Examen, ja, Väterchen, dafür wäre noch eine Menge zu thun. Aber 's ist wirklich nicht mehr als bloßer Gedächtnisram. Wozu also das Stipendium absitzen? In die Joachimklasse komme ich doch nicht — und sonst, als Künstlerin, kann ich da jetzt überhaupt nicht mehr viel lernen. Bloß Musikgeschichte und Theorie und Klavier, was ich doch nie im Leben brauche.“

„Na, höre, Liebling, Gründlichkeit kann nie schaden. Du sprachst früher anders darüber. Und immerhin hast du dann einen Abschluß, wenn du das Examen gut bestehst, nicht?"

„Ja, dann habe ich die glänzende Aussicht, 'mal als fünfte oder sechste Lehrerin an einem Provinz-konservatorium angestellt zu werden.“

„Hätt'st damit doch dein gutes Auskommen, nicht wahr, und nebenher noch Zeit und Muße genug, höher zu streben.“

„Nein, nein, nein, Väterchen. Das denkst du dir ganz anders. Dieser Schulzwang ertötet ... Am liebsten trät' ich schon jetzt aus — würde mir den Sommer über ein Programm zusammenstellen — und im Winter mit Konzertieren anfangen.“

„Mädel! Ei, das ist doch nicht dein Ernst. So herumzigeunern etwa? Und 's ist ja alles schon so überschwemmt mit Konzerten. Wenigstens in den Städten. Das liest man doch immerzu.“



Eve war unruhig hin und hergeschritten. Sie vermied es, den Bruder anzusehen. „Ich will dir nämlich nur sagen, ich — ich hab' sehr einflußreiche Freunde — eben die Westernhagens. Und auch noch andere. Sie reden mir alle so zu. Es sei schade um mein Talent. Ja, und es käme ihnen gar nicht darauf an, wenn — nun, wenn die Kosten etwa — für dich zu groß sein sollten, meinten sie, um das abzuwarten, bis ich auf die Weise selbst verdiene . . .“

„Eve, aber wie unrecht von dir!“ fiel nun der Pastor ein, doch ein wenig gekränkt. „Du sollst an das überhaupt nicht denken — an das Geld, mein' ich. Gottlob, dazu reicht's. Ich will dir nämlich sagen, ich schreibe jetzt manchmal so nebenher. Für ein paar Blätter. Das wird ganz nett bezahlt. Also wenn sich's bloß darum handelt: kein Wort mehr davon.“

„Ach, ich möchte aber doch . . . Heinz, so ganz überschütten möcht' ich dich . . . Berühmt sein, reich sein, um dir alles, alles hundertfach, tausendfach zurückzugeben!“

„Das ist gar kein hübscher Wunsch etwa, Liebling. Mich macht's so glücklich, das an dir und deinem Talent thun zu dürfen, was unser guter Vater gethan haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre. Ich denke so oft daran, wie er dir im letzten Jahr immer beim Spielen zuhörte. Du warst aber auch ganz Musik, ganz Nerv, ganz Stimmung. Ja, Künstlerblut hast du, Eve, das weiß ich. Und du weißt, daß ich nicht der bin, der es in dir ersticken möchte — ertöten, wie du da vorhin sagtest.“ Er

hielt ihr beide Hände hin. „Also das war's, was unserem kleinen Mädel so den Kopf verwirrt hat? Darum die Thränen?“

Sie wick ihm aus. „Heinz — aber bitte — nicht wahr, es wird unten nicht mehr davon gesprochen?“

„Von deinen Zukunftsplänen?“

„Ja, und überhaupt — auch von meinem Ausbleiben . . .“

Heinz lachte. „Und von deiner Schreibfaulheit, wie? Na, ich kann mir vorstellen, wie gründlich die Großmutter dir dafür den Kopf gewaschen hat. Aber jetzt soll's genug sein. Du bist ein andermal mein liebes, verständiges, großes Mädel. Weißt ja, wie lieb wir dich haben. Und vielleicht — ja vielleicht ein bißchen für dich zittern . . . Nu, nu, das ist menschlich. 's ist ja wahr, du stehst in Gottes Hand. In Gottes Hand. Und mein ehrliches, heißes Gebet ist immer bei dir. In jeder Not. In jeder, jeder Lebenslage. Nicht wahr, das fühlst du doch, Eving?“

Sie preßte seine Hände und sah ihn mit ihren thränengefüllten braunen Augen ganz erschüttert an. Sprechen konnte sie nicht; sie nickte nur mit dem Kopf.

„So, mein Töchtling. Und heut abend reden wir weiter. Jetzt laß dich bloß innig willkommen heißen. Auf recht, recht schöne Feiertage also. Komm, du Schlingel. Ich predige da immerfort, und du, armes Wurm, hast gewiß schon einen Bärenhunger. Notabene: ich übrigens auch.“

---

## II.

Der Handlungsgehilfe hatte inzwischen bei Ohlsen in der „Stadt Hamburg“ einen Mampe getrunken. Nun war ihm bedeutend wohler und er empfing die Schwester mit einem großen Hallo.

Karl war ein wenig aus der Art geschlagen. Den Pastorsohn merkte man ihm nicht an. Sollte man auch nicht. Denn er gab sich gern als Lebemann. Gleich auf seiner ersten Stelle als Lehrling in Hamburg hatte er darin eine bedeutende Schule durchgemacht. Er kam damals auf seinen Weihnachtsurlaub bereits mit einer großkarrierten Krawatte, einem dünnen Spazierstöckchen, roten Handschuhen und dem Ideal eines Leutnantscheitels, einer sogenannten „Pappelallee“, die in Barlohe Aufsehen erregte. Da ihm wegen seines hübschen Aeußeren und seiner konzilianter Art den Dienstmädchen gegenüber alsbald die „Lichte- und Seifenabteilung“ des Hamburger Ladens übertragen worden war, so hatte es nicht ausbleiben können, daß in Karl die Leidenschaft erwachte, sich mit der stärkstparsümierten Seife zu waschen, womit er sich vollends unwiderstehlich zu machen glaubte. So viel Parfüm, Haaröl, Creme und Pomade, wie er für seine Person täglich aufwandte, erklärte Eve auch beim



besten Willen nicht innerhalb eines ganzen Semesters verbrauchen zu können. Auch dem Pastor stieg das Patchouli des Bruders höchst unangenehm in die Nase. Er war selbst ein leidenschaftlicher Wasserfreund, badete, duschte viel kalt und verschmähte auch für seinen dunkelblonden Schnurrbart und kurzen Kinnbart die ihm von Karl so schwärmerisch angepriesenen Salben. Aber er nahm die kleinen Schwächen des Bruders ohne moralisierende Programmreden hin. Einmal machte er sich klar, daß er in den zwei Urlaubstagen den Jungen von solchen dummen Neußerlichkeiten ja doch nicht abbringen würde, und dann wollte er dem Vielgeplagten seine paar Freistunden auch nicht durch Erziehungsversuche verleiden, sie ihm vielmehr recht vergnügt und sorglos gestalten. Uebrigens gab es Mitglieder des Hauses Timm, die — schon aus Opposition gegen ihn — den gesalbten Karl „riesig fein“ fanden. Das war natürlich die alte Frau Benebek, außerdem Thrining.

Diesmal überraschte der Handlungsgehilfe seine Verwandtschaft mit einem Prachteremplar hellgelber Lederschuhe, die er sich eigens für den Osterurlaub zugelegt hatte, und die ja weiter keinen Schaden anrichteten, aber außerdem auch mit einer schon bedenklicheren Leidenschaft: er rauchte wie ein Schlot. Das kam daher, daß man ihm im letzten Halbjahr die Cigarren- und Tabakabteilung zugewiesen hatte. „Bis sechs Stück à acht Pfennig täglich“ standen ihm da zum eigenen Gebrauch zu. Natürlich hatte er von diesem Privilegium den gewissenhaftesten Ge-

brauch gemacht, so miserabel es ihm anfangs auch bekam.

Als der Pastor mit Eve ins Wohnzimmer trat, war es bereits mit dicken Wolken angefüllt. Es dauerte nicht lang, und alles hüftelte; denn man war hier im Pfarrhaus längst des Rauchens nicht mehr gewohnt; Heinz hatte sich seit damals, als Karl seine beiden Militärjahre als Gemeiner abdieneu mußte, diesen Genuß versagt, um dem armen Jungen, den die Dienstzeit tüchtig mitnahm, auch diese kleine Ersparnis noch zukommen zu lassen.

Karl schwatzte seinen Geschwistern in seiner wortreichen Commisberedsamkeit allerlei Cigarrenproben auf — für Evchen hatte er Damencigaretten mit Strohmundstück mitgebracht, was jetzt das Neueste sei — und von „Väterchen“ wollte er partout eine Bestellung auf ein Mille „Konsumcigarren“, oder auf eine Lieferung Varinas, oder wenigstens auf zwölfseihalb Kilo „Pastorentabak“ herauspressen.

Auch bei Tisch amüsierten sie sich alle über die halb drollige, halb schnoddrige Art des Großen, mit der er seine Erlebnisse erzählte und sich auf den Großstädter ausspielte; sogar die alte Benebek kam dabei auf ihre Kosten, denn sie fand natürlich, daß Karl seine Geschwister geistig bei weitem überragte, besonders den Christian. Ganz allein Karls Suada mußte man hören: das ging ja wie ein Wasserfall.

Sie saßen auch nach Tisch noch plaudernd und lachend um den großen Tisch in der Wohnstube herum. Heinz hatte links Eve, rechts den Primaner an den

Arm genommen, und nun wippten sie alle drei, sich nur mit einem Fuß am Boden haltend, vor und zurück auf den hinteren Stuhlbeinen. Stillschweigend hatten sie ein Komplott gegen Karl geschmiedet. Sie wußten, daß er's darauf anlegte, sie sollten über seine jung-erworbene Rauchleidenschaft perplex sein, denn er wollte ihnen doch mit seiner neuesten Virtuosität imponieren. Während er nun so flug wie ein Alter übers Großstadtleben sprach, alte Militärgeschichten wieder hervorbrachte und in seinem neugelernten Kaufmannsstil allerlei Gutachten abgab — über die echten Matjesheringe, über die Hamburger Theater —, blies er einen Ring um den anderen in die Luft, verschiedene von seltener Schönheit. Aber die Geschwister bemerkten zu seinem stillen Kummer nichts davon, sondern wippten weiter und hörten seinen Ausführungen mit kurzen, nur für sie selbst verständlichen Interjektionen zu. Dabei zuckte es seltsam um ihre Mundwinkel.

Als Eve von dem mörderlichen Rauch endlich ein paar Erstickungsanfalle bekam, sah der Commis funkelnden Blickes die Schwester an.

„Je, Eving, ich hab' ganz vergessen, daß auch Damens da sind. Stört dich auch nicht mein Rauchen? Ich bin's man so gewöhnt.“ Auf Karls Stirn perlte bereits der Schweiß. „Sonst sag es man getrost, mein Töchtling.“

„Durchaus nicht, lieber Bruder.“

Nun nahm der Große alle Kraft zusammen und gab einen neuen mächtigen Rauchring von sich, und



zwar durch die Nase. Es war der schönste des ganzen Nachmittags.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille — dann brachen die drei a tempo in ein stürmisches Gelächter aus und Heinz sprang auf und klopfte dem Bruder auf die Schulter.

„Was sagt ihr nun, Rinnings, ist er ein Schwere-  
nöter oder nicht?“

„Ja, ja, er ist einer!“ rief Christian stürmisch, und Eve, die allmählich ihre alte Lustigkeit wieder-gefunden hatte, stimmte ein.

Karl merkte, daß man ihn zum besten haben wollte. Er benutzte zunächst die Gelegenheit, um seine Cigarre wegzulegen (denn es war ihm schon recht weh geworden), dann aber meinte er: „Je, Rinnings, lernt ihr man bloß erst das praktische Leben kennen. Tä, wenn ich so erzählen wollt'. Ihr habt eure Nas' je noch gar nich ins praktische Leben 'reingestreckt. Nee, Väterchen, du auch nich. Du bist je 'n ganzen lieben Pastohr; aber von das praktische Leben da kennst noch nich 'n Zipfel von weg.“

Er würde thatsächlich zu „Enthüllungen“ geschrit-ten sein, wenn nicht Thuring mit dem Schreckensruf: „Achhott, Herr Pastohr, da is die Dam' man schon wieder!“ dem Idyll ein jähes Ende bereitet hätte.

„Eine Dame?“ fragte Heinz verwundert.

Christian, fürsorglich wie immer, hatte rasch Thür und Fenster geöffnet, damit der Rauch abziehen konnte. Er sagte dem Bruder, was er von der Fremden wußte.

„Eine Städterin. Ja, da muß ich mich aber doch

rasch umziehen.“ Er trug noch die Wasserstiefel und die blaue Duffeljackete von der Segelfahrt.

„So ein Umstand!“ murrte die alte Frau Benebek. „Eine jede christliche Person weiß doch, daß am Osternheiligabend keine Besuchszeit nicht ist.“

„In dem Rauch kann ich auch kaum jemanden empfangen!“ sagte der Pastor. Er wandte sich an die Geschwister. „Wollt ihr hierbleiben, Rinnings? Dann bitte ich die Dame lieber in meine Stube.“

„Nein, Väterchen, das geht nicht,“ rief Christian, „auf dem Kanapee drin ist schon dein Bett zurecht gemacht.“

„Thrining, also führ man den Besuch immer hier herein. Und ihr junges Volk — verduftet so lang.“

Die Aufforderung war ganz überflüssig; denn in der süßen Erinnerung an die Gepflogenheiten seiner Flegeljahre turnte Karl bereits über die Sofalehne weg, voltigierte im Reitsitz über ein paar Stühle und setzte mit einem Anlauf durch die geöffnete Thür mitten auf Väterchens schwarzes Ledersofa. Wippend schwang er sich auf den Betten dort auf und nieder und eröffnete mit demselben Indianergeheul wie vor zehn, zwölf Jahren ein Bombardement mit den Rissen gegen die ihm hastig folgenden Geschwister.

Der Pastor ward nun doch ein wenig böse. „Karl, Karl, altes Haus, was fällt dir denn ein!“

Von der Raßbalgerei, dem Lachen und Schreien war der Commis schon wieder schwach geworden. Matt stöhnte er auf: „Erst die Delfardinen, denn die Seefrankheit, denn eure rote Grüz' zu Mittag, und so

viel Cigarrens — Kinnings, mir is ja mit eins so mörderlich schlecht!“

„Ganz recht, lacht ihn nur tüchtig aus, den langen Laban! Und verzieht euch man nach oben, alle miteinander! Ihr Kropfzeug. Einen Spektakel bringt ihr einem ins Haus — es ist nicht zu sagen!“ Dabei glänzten doch seine Augen vor Freude darüber, daß er sie nun endlich 'mal wieder bei sich hatte, wie er sie so alle drei, übermütig eingehakt, durch die Thür nach dem Treppensflur abziehen sah.

„Grüß euch Gott, alle miteinander — alle miteinander!“ trällerte der Commis, und seine beiden Geschwister mußten mit einstimmen. Der Himmel mochte wissen, wo er diesen Refrain, der Rhythmus und Melodie eines richtigen Gassenhauers besaß, aufgeschnappt hatte.

Inzwischen führte Kathrin die Fremde durch die Veranda ins Wohnzimmer. Der scharfe Zugwind hatte mit den graublauen Tabakswolken rasch aufgeräumt. Flatternd trieben sie aus dem Fenster in den sonnigen Apriltag hinaus.

Der Besuch sah sich mit einigem Interesse in dem Pfarrstübchen um. Mit seiner altmodischen, schweren Einrichtung, den mächtigen Truhen am Kachelofen, dem dunkelrothen Gewehrschrank, dem Spinnrocken der Großmutter, machte es eher den Eindruck eines wohlhabigen Bauernheims. So stellte man sich sonst die Prunkstube der Dithmarschen vor.

Mißtrauisch beobachtete die alte Frau Benebek, die sich in die Küche verfügt hatte, durch den Thür-



spalt die schlanke Gestalt der Fremden in dem schwarzen, eleganten Kleid. Das war weder in Hujum noch in Heide gemacht, das Kleid, das sah sie sofort — obwohl sie sonst nicht viel auf Toiletten und all solchen Krimskrams achtete.

„Also der Herr Pastor ist jetzt zurück?“ fragte die Fremde in ihrem sonoren Alt das Dienstmädchen, das vor lauter Genierlichkeit fortwährend feixte, aber, nachdem es das Fenster geschlossen, keine Anstalten machte, sich zu entfernen, um sie zu melden.

„Jä. Grad kurz vor Mittag is er mit dem jungen Herrn Korl von See gekommen.“ Sie feixte noch mehr. „Der is aber mächtig seekrank geworden, der junge Herr Korl.“

Die Thür that sich auf und Heinrich trat heraus. Kathrin zeigte mit dem Finger nach ihm. „Da is er.“

„Verzeihen Sie, daß ich mich in diesem Aufzug zeige,“ entschuldigte sich der Pastor, „ich wollte Sie aber nicht warten lassen. — Du kannst gehn, Thrining.“

„Ich hörte, daß Sie eine Partie auf dem Wasser machten. Ich hatte schon heut früh vorgefragt.“ Ein fast unmerkliches Lächeln glitt über ihr ernstes, feines Antlitz. „Es ist sehr stürmisch draußen gewesen? Das Mädchen vertraute mir gleich an . . .“ Lässig brach sie ab. Sie war offenbar zu müde, zu gequält, um eine gleichgültige Konversation zu führen. „Und ich werde Ihren Herrn Vater nun sprechen können?“

Heinz blickte erstaunt auf. „Meinen Vater?“

„Pardon — Ihr Mädchen sagte . . . Sie nannte

Sie den jungen Herrn Korl'. Oder verstand ich nicht recht?"

„Damit meinte sie einen jüngeren Bruder von mir. Mein Name ist Heinrich Timm.“

„Und Ihr Herr Vater?"

„Mein Vater ist tot. Seit über vier Jahren.“

„Der Pastor von Barlohe?"

„Ja. Seit dem Tode meines Vaters habe ich die Pfarre inne.“

Die fremde Dame blickte den jungen Geistlichen schier fassungslos an.

„Tot. Seit vier Jahren.“

Heinz hatte sie schon zweimal durch eine leichte Handbewegung zum Platznehmen aufgefordert. Sie blieb aber unbeweglich stehen. „Sie kannten meinen Vater?" fragte er nun.

„Ja, ich kannte ihn. Es wird im September fünf Jahre, daß ich ihn kennen lernte. Er vertrat damals einen anderen Geistlichen, der beurlaubt war . . .“

„O, wohl seinen Amtsbruder auf der Insel draußen — sonst wüßte ich nicht — ich war damals häufig hier bei ihm, denn er war schon recht kränklich.“

Die junge Fremde hatte den Blick zu Boden gesenkt. Der Pastor sah nun, wo ihr ernstes, blitzendes, stahlblaues Auge das feingeschnittene Antlitz nicht belebte, wie aschgrau, fast leichenhaft ihr Teint war.

„Er kam nach der Insel hinüber, um mein Kind zu bestatten.“

Ihre Züge hatten einen kummervollen, dabei aber so trotzigen Ausdruck angenommen, daß dem Pastor

die kondolierenden Worte in der Kehle stecken blieben, die sich ihm in einer Anwandlung von Mitgefühl — oder auch aus der steten Gewohnheit, Trost zu spenden — auf die Lippen drängen wollten.

Er hatte die schlanke junge Dame trotz ihres ernstesten, gedrückten Wesens und des leidensvollen Ausdrucks für kaum zwanzigjährig gehalten. Wenn sie nun aber vor viereinhalb Jahren schon ein Kind verloren hatte . . .

„Lebten Sie damals dauernd auf der Insel?“ fragte er, bloß um etwas zu sagen, denn die Fremde sah noch immer wie geistesabwesend ins Leere.

„Zu einem Badeaufenthalt — vorübergehend — des Kindes wegen. Es war ein gräßliches Halsleiden.“ Sie faßte sich unwillkürlich an die Kehle, als ob sie in der Erinnerung körperlich mitlitte. Da sie ihre Handschuhe lose in der Hand hielt, bemerkte der Pastor dabei, daß sie keinerlei Schmuck an den Händen trug — auch keinen Trauring.

Wieder entstand eine Pause. Die Dame setzte sich noch immer nicht. Sie schien unbefriedigt, gequält. Heinz wollte doch endlich wissen, mit wem er es zu thun hatte — und womit er der Fremden dienen konnte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Ach, danke. Nein. Es hat jetzt eigentlich keinen Zweck mehr.“

Wie er das verstehen solle? fragte der Pastor zögernd, immer betretener.

„Ich meine, die ganze Reise hierher ist jetzt eigentlich überflüssig.“



Der vergrämte Zug in ihrem jungen Antlitz rief sein Mitleid wach trotz ihrer herben, wortkargen Art.

„Mein Vater hat Ihnen — in der schweren Stunde damals — Trost zu spenden gewußt?“ begann er noch einmal. Er fühlte sich der seltsamen Fremden gegenüber so unsicher, daß er es stockend vorbrachte.

„Trost?“ Es blitzte in ihren Augen jäh auf. „Wofür Trost? Ich brauchte keinen. Daß das unglückselige Geschöpf endlich weggerafft wurde? Das war doch eine Erlösung für uns beide. Nein, Ihr Herr Vater ‚spendete‘ mir nichts, wahrlich nichts. Er forderte nur.“

„Was — könnte mein Vater — von Ihnen gefordert haben?“

„Was sie an offenen Särgen nun einmal alle verlangen: Thränen.“

„Thränen.“ Er wiederholte das Wort leise. Die Fremde machte mehr und mehr einen unheimlichen Eindruck auf ihn. „Sie hatten keine, als Ihr Kind starb? . . . Mein Vater wußte wohl, daß Thränen lösen und erlösen. Es lag ein Leben hinter ihm, das zu Thränen reichlich Anlaß geboten hatte.“

Ein schmerzlich-bitterer Ausdruck trat in ihre Züge.

„Den Eindruck machte Ihr Herr Vater auf mich nicht. Es schien ihm im Gegenteil — merkwürdig gut im Leben ergangen zu sein. Seine Lebensanschauung war so klar und rosig, so überraschend ruhig. Etwa wie die eines gutgesitteten Konfirmanden. —ardon, ich wollte Sie nicht verletzen.“

„Sie verlegen mich nicht. Sie sagen ja die Wahrheit. Mein Vater war und blieb in allen Stürmen des Lebens reinen Herzens. So starb er auch. Ja — in gewissem Sinne also — wie ein Kind reinen Herzens.“

„Richtig, es heißt ja wohl auch in der Bibel: selig sind, die da reinen Herzens sind.“

„Denn sie werden Gott schauen,“ ergänzte der junge Pastor.

Die Fremde runzelte die Stirn; ihr namenlos gequälter Ausdruck besagte, daß sie mit sich selbst unzufrieden war. Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich war gekommen, um mich mit Ihrem Vater auseinanderzusetzen.“ Ihr Ton begann vor innerer Leidenschaft wieder zu zittern. „Trotzdem er nämlich ‚reinen Herzens‘ war, hat er mir damals Ratschläge gegeben — edelklingend und doch so unbarmherzig und grausam — wie sie in ihrem behäbigen Dünkel eben nur die — — christliche Kirche immer parat hat.“

Heinz hestete den Blick seiner großen, glänzenden, dunklen Augen voll Zorn und Schreck auf sie. „Sie lästern . . .“

Hastig führte sie eine Bewegung aus. Wieder schien es, als mache sie sich Selbstvorfürfe wegen dieses Ausfalls. „Ja, ja, es ist thöricht von mir. Aber Sie brauchen sich nicht zu erhitzen. Ich habe nicht die Absicht gehabt, Ihren Frieden zu stören. Ich gehe auch schon wieder.“

„Ohne mir gesagt zu haben . . .“

„Wirklich, es hat keinen Zweck. Wenn Ihr Herr

Vater noch gelebt hätte — ja, vor ihm hätte ich mir noch einmal alles von der Seele heruntergewälzt, alles, was sich in diesen vier leidensvollen Jahren wie mit eisernem Griffel in mein Herz eingegraben hat. Daß die Tröstungen seiner Religion, die gottseligen Ratsschläge, die er mir aufdrängte, vom Leben Zug um Zug widerlegt worden sind. — Ach, aber das können Sie ja nicht verstehen. Und es ist so zwecklos, daß ich Sie damit fränke — und mich aufrege.“

„Sie wollen mir nicht erklären?“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nein, ich will nicht — kann jetzt nicht.“ Sie spielte nervös mit ihren Handschuhen. „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemühte.“ Ein müder Gruß, und sie wandte sich zur Veranda.

In Heinz war nun auch eine Art Trotz erwacht. Er begleitete den seltsamen Besuch nicht zur Thür.

„Ich habe kein Recht, Sie zu halten. Wenn es Sie nicht selbst drängt, mir Rechenschaft zu geben —“

Am Ausgang wandte sie sich wieder um. „Rechenschaft?“ fragte sie in bitterem und doch wieder traurigem Ton.

„Ich muß doch annehmen, Sie wollten meinen Vater einer Unaufrichtigkeit zeihen.“

Die Fremde hatte die Thürklinke erfaßt. Nervös preßte sie daran herum. „Sie können sich nicht in meine Lage versetzen. Was der alte Geistliche damals sagte — ich deutete es ja schon an —, das waren solche Peitschenschläge für mich. . . Außer in der Schule hatte ich bis dahin nie mit der Kirche zu thun ge-



habt, und um Pastorenreden hatte ich mich stets herzlich wenig gekümmert. Die Worte Ihres Vaters aber trafen mich furchtbar, rüttelten mich auf, führten eine Entscheidung herbei, die — die ich hernach habe qualvoll büßen müssen. Ich war gestern auf der Insel drüben am Grab. In einem überspannten Einfall kam ich heute plötzlich darauf: Dem müßtest du erst noch einmal gegenübertreten und rückhaltlos das Resultat seiner Lehre offenbaren, bevor du . . . Ja, ich zitterte ordentlich vor Verlangen, ihm meine ganze Qual und meine Verzweiflung aufzudecken — zuzuschreiben . . . Wozu, wozu sag' ich Ihnen das!“ unterbrach sie sich selbst, mit Mühe sich zur Resignation zwingend. „Nichts für ungut, Herr Pastor, — so schließt man ja wohl unter höflichen Leuten. Ich schneite Ihnen da ins Haus — so gänzlich ungebeten — und vielleicht auch ohne den Schein jeden Rechts. Aber ich glaubte nun endlich wieder vor ihm — vor ihm zu stehen, und damit den Schlußstrich unter die verfehlte Rechnung zu setzen. Und da heißt's: tot.“ Sie atmete schwer auf. „Tot. — Also nochmals, verzeihen Sie.“

Nun ging sie wirklich.

\* \* \*

Heinz sah ihr in großer Erregung nach. Das war doch eine merkwürdige Begegnung. Und was für ein rätselhaftes Weib. Sie hatte einen solchen Zorn in seinem Herzen entfacht, derart seinen Trotz herausgefordert . . . Wie durfte sie so über seinen Vater sprechen. Und wie durfte er's dulden. Und wie läster-

lich sie über die christliche Religion sprach — wenigstens über die Kirche.

Die Fremde hatte inzwischen den kleinen Pfarrgarten durchmessen. Vor dem Gitter blieb sie stehen. Sie blickte die Strandstraße entlang, dann sah sie nach der Uhr, darauf that sie ein paar Schritte nach dem Gasthaus zu, um wieder stehen zu bleiben.

Heinz trat vom Fenster zurück, denn sie machte plötzlich eine Wendung und schlug den Weg nach dem Hafen ein. Dabei sah er für zwei Sekunden wieder ihr Gesicht.

Sie hatte feine, man konnte sagen aristokratische Züge. Wirklich schön war sie nicht, dazu fehlte der Liebreiz. Es lag ein so bitterer Ausdruck in dem jungen Gesicht. Ihre Gestalt war feingliedrig, graziös, schlank und vollkommen mädchenhaft. Die Augenbrauen und Wimpern, die die stahlblauen Augen umschatteten, waren viel dunkler als ihr goldblondes Haar. Das gab im Verein mit dem zarten, bleichen Teint ihrem Antlitz eine gewisse Pikanterie.

Der Pastor stand noch immer in sich versunken da, auch nachdem die Fremde längst am Hause vorüber war.

Er wußte nicht einmal ihren Namen.

Ob sie ihn etwa dem Mädchen genannt hatte — ob Christian ihn wußte?

Er nahm, um zu fragen, den Weg durch sein Zimmer. Die von Karl dort verübten Schändlichkeiten hatten inzwischen Remedur erfahren. Als der Blick des Pastors das Kanapee streifte, blieb er an dem kleinen

Bücherschränken haften, das darüber hing. Das war ein Geschenk der Gemeinde, das seinem Vater zum fünfunddreißigsten Amtsjubiläum im letzten Winter vor seinem Tod aufgebaut worden war. Heinz verwahrte darin außer einigen Andenken die Kasse, das Kirchenbuch, Dokumente und derlei. Es enthielt auch die Agenda seines Vaters und eine Art Tagebuch.

Der Pastor schloß das Schränkchen auf. Ziemlich unruhig blätterte er dann in den Büchern.

In jenem September, in dem der Vater seinen Amtsbruder vertreten, war er außer zu zweimaligem Gottesdienst mit Abendmahl nur ein einziges Mal auf der Insel drüben gewesen, wie aus dem Amtsjournal hervorging. Und es fand sich darüber nur die kurze Notiz: „17. September. Begräbnis um vier Uhr; in Vertretung von Schulz. Erika Brügge, zwei Jahre alt, Tochter des Bankier Erich Brügge zu Berlin und seiner Frau Margarete geb. v. Salderen.“

Im Tagebuch seines Vaters hatte Heinz in den letzten beiden Jahren nur selten gelesen. Im ersten Jahr nach seinem Tod hatte er öfter zu dem Buch gegriffen. Er hatte seinen Vater so über alles geliebt, daß er's noch immer nicht fassen konnte, von ihm getrennt zu sein; und die Lektüre stellte da so eine Art geistiger Verbindung mit dem Toten her. Und doch unterließ er in der Folge diese Einblicke in das Gemüthsleben des Vaters; denn sie machten seinen Schmerz immer von neuem nur um so stärker wieder aufbrechen — und Heinz fühlte dabei stets eine Regung in sich,



als sei es eine Entweihung, deren er sich da schuldig machte.

Heute schlug er nun doch wieder nach.

Die Schrift des Vaters war klein und blaß. Er hatte sich noch vieler altertümlichen Schriftzeichen bedient, die auch in seiner Schulzeit nur noch selten angewandt worden sein mochten. Heinz mußte sich immer erst mühsam hineinlesen.

„17. September. Heut auf der Insel zu einem Kinderbegräbnis. Viel Badegesellschaft heuer drüben. Ein funterbuntes Volk, Christen, Juden — und Heiden. Ja, wenigstens heidnisch das Seelenleben dieses Ehepaars! — Welch ein Nachbild großstädtischer Verkehrommenheit und Religionslosigkeit! Dabei ist die Mutter des Kindes kaum neunzehn Jahr alt, selbst ein halbes Kind noch, und der Gatte und Vater zählt auch noch nicht dreißig. Er war nicht zugegen — weiß noch gar nichts von dem Tod seines Kindes, denn er befindet sich auf einer Gebirgstour, und kein Telegramm hat ihn erreicht. Die junge Mutter ruhig und kühl am Grabe. Keine Thräne im Auge. Im Gespräch mit mir dann geradezu spöttisch. Da fragt' ich sie denn endlich: Sind Sie ein Wesen von Fleisch und Blut? — Nie zuvor hat mich eine Unterredung so ergriffen, so Zorn und Mitleid zugleich in mir rege gemacht. Ob sie das Kind denn nicht geliebt habe? Nein, geliebt habe sie es nicht, nur Erbarmen mit ihm gefühlt. Und ob das Hinwelken dieser jungen Menschenblüte keinen Jammer in ihr erweckt habe? Nein, nur Neid. Ob sie überhaupt jemanden liebe —

wenn nicht einmal Gott? Sie schwieg. Ob sie auch ihre Mutter nicht liebe? Nein, ihre Mutter hasse sie. Ich sah die Unglückliche entsetzt an. Ihre Mutter habe sie als sechzehnjähriges Kind aus ihrem Betteladel heraus freudestrahlend dem ersten reichen Bewerber überlassen — habe damit ihre Jugend, ihr Glück verkauft. Also liebe sie auch ihren Gatten nicht? Nein, den verabscheue sie. Ihre Kränklichkeit seit dem Wochenbett habe ihn käuflichen Dirnen in die Arme getrieben. Jetzt, wo das Kind sie nicht mehr an sein Haus fesselte, sei sie entschlossen, sich von ihm zu trennen. Sie wolle ihre Menschenwürde nicht wie so viele ihrer Geschlechtsgenossinnen mit Füßen treten lassen. Ihre Seele dürste nach Reinheit, nach Freiheit, nach Einsamkeit und Frieden. Es war herzergreifend, dies junge, schöne, vornehme Weib in seiner Qual so reden zu hören. Denn wie konnte sie Frieden finden, wenn Gott nicht in ihrem Herzen wohnte! Ich rang und stritt mit ihr. „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach!“ Was anderes als das Wort des Herrn konnte ich der Unglücklichen zurufen. Aber an den Balsam der Religion glaubte sie nicht. Mit spitzfindigen, gelehrten Brocken, die sie — eine ‚Emanzipierte‘ — in allerlei halbverstandenen freisinnigen Wissenschaften aufgelesen, suchte sie mir zu erwidern. Aber vielleicht war's doch der Respekt vor meinem grauen Haar und meinem ehrlichen Willen, ihr zu helfen, der mir allmählich das Herz dieses verirrtten Kindes öffnete. O, ich hätte sie hierherführen mögen in die Hütten der armseligsten meiner Fischer, die das

bißchen Nahrung, das notdürftige, nackte Leben im täglichen harten Kampf den Elementen abringen müssen, und deren schwielige Hände doch immer wieder gläubig und dankbar im Gebet zu Gott sich falteten. Und sie wollte mit ihren neunzehn Jahren den Kampf schon aufgeben? Ja, gewiß ist sie zu bedauern, und wehe denen, die die Schuld daran trugen, daß sie sich also von Gott entfernte. Aber, so fragte ich, mußte ihr großes Leid ihren Charakter nicht erst recht festigen und stählen? Und war in dem grausamen Tode dieses Kindes nicht ein Fingerzeig des Herrn erkennbar? Sprechen Sie sich selbst nicht hochmütig frei von aller Schuld: Sie haben Gott nicht im Herzen getragen — drum fehlte er Ihrer Ehe, Ihrem Mutterglück. Nun treten Sie als eine Neue, im Leid Gefährte, vor Ihren Gatten hin. Am frischgeschlossenen Grabe seines Kindes wird Ihr Mahnruf sein verhärtetes Herz treffen und ihn aufrütteln aus dieser Versumpfung! — Wie sie schließlich unter meinem Wort zusammenbrach, diese Verirrte, Unglückliche, Erbarmungswürdige! Barmherziger Gott und Vater, verleihe diesem ärmsten deiner Kinder die Kraft, von diesem Grabhügel aus den rechten Weg zu dir zu finden!“

Erschüttert las der Pastor diese naiven Aufzeichnungen. Vater und Sohn hatten, angeregt durch Aufsätze und Leitartikel in dem oder jenem Journal, in den letzten Jahren öfters über die „Emanzipation der Frauen“ gesprochen. Der alte Geistliche hatte diesen Fragen gegenüber einen schier alttestamentarischen Standpunkt vertreten. Wenn Heinz nun an die Be-



gegnung von vorhin dachte, so mußte er zugeben, daß ein schärferer Gegensatz zwischen zwei Menschen allerdings kaum denkbar war, als wie der zwischen dem ehrlichen, gottergebenen, herzensfröhlichen Dorfpfarrer und der in ihrem Unglück gegen Gott und die Welt sich auflehrenden, freiheitsdurstigen, hypermodernen Atheistin.

Ob nach jener Unterredung auf der Insel noch irgend eine Verbindung zwischen ihnen bestanden hatte?

Wohl kaum — sonst hätte doch Heinz, der zu Weihnachten seine Probepredigten gehalten hatte und von da an bis zum Tode des Vaters in Barlohe verblieben war, davon erfahren.

Heinz blätterte weiter. Es fand sich keine Aufzeichnung mehr, die daran erinnerte. Nur ein Stoßfeuer knüpfte an die Begegnung mit Frau Brügge bei dem Bericht über den Selbstmord eines Mädchens aus Föhnden an, das vor drei Jahren nach Berlin in einen dortigen Dienst gezogen war. „Wieder ein Opfer dieses Sündenbabels; wie rückt mir dieser neue traurige Fall jenes Begräbnis im September auf der Insel wieder ins Gedächtnis!“ Das war alles, was auf den letzten Blättern noch Bezug darauf nahm. Dann kam der Tod und entriß dem Chronisten den Griffel.

Die Geschwister waren jetzt draußen in der Küche. Da neckte Karl wohl die Großmutter in seiner übermütigen, drolligen Art, denn man hörte die Alte poltern und das junge Volk lachen.

Heinz war es unmöglich, jetzt gleich wieder den

harmlosen Ferienton zu finden. Auch fürs Memorieren der Predigt fehlte ihm die rechte Stimmung. Er schloß das Buch wieder ein, setzte seine weiße Strandmütze auf und verließ das Haus möglichst geräuschlos durch den Garten.

Draußen nahm er den Weg nach dem Wasser auf — in der Richtung, die die fremde Dame vorher eingeschlagen hatte.

\* \* \*

Als der Pastor zum Hafen kam, sah er Frau Brügge vor der verwitterten Tafel stehen, an der für gewöhnlich die behördlichen Anzeigen und die Ankündigungen von Tanzlustbarkeiten, die in der Umgegend stattfanden, angeheftet wurden. Auch der vom Regen schon stark verwaschene Fahrplan der Marschbahnzüge klebte dort. Den studierte die junge Frau gerade.

Mit der Flut war noch mehr Wind aufgekommen. Heinz sah die blonden Haare der Fremden übers Ohr flattern. Die Linien ihrer schönen schlanken Gestalt wurden von der sich eng anpressenden schwarzen Seide scharf bezeichnet.

„Sie erreichen heute in Föhrden keinen Zug mehr!“ sprach er Frau Brügge an, nachdem er seine Strandmütze gelüftet.

Eine Ueberraschung darüber, daß er so plötzlich neben ihr stand — im Rauschen des Windes hatte sie seine Schritte kaum hören können —, drückte sich in ihren müden Zügen keineswegs aus.

„Ja, ich sehe eben. Da muß ich wohl über Nacht hier bleiben.“

„Sie sind bei Ohlsen ganz gut aufgehoben — wenigstens nicht schlechter als in Föhrden. Er hat im Sommer häufig Badegäste. Sie wollen überhaupt einen Kurort aus Barlohe machen.“

„Es ist mir gleich, wo ich bleibe.“

Wieder der leere, traurige Ausdruck. Der Pastor hätte jetzt eigentlich grüßen und weitergehen müssen.

„Sie nannten mir vorhin Ihren Namen nicht; ich ersah ihn jetzt aus der Agenda meines Vaters. Mein Vater hat auch noch andere Aufzeichnungen über jenen siebzehnten September hinterlassen. Ich bin nun über vieles orientiert.“

Sie nickte nur. „So. Und da meinen Sie, als dem Amtsnachfolger Ihres Vaters stünde es Ihnen zu, ihn auch mir gegenüber zu vertreten?“

„Ich möchte es wohl.“

„Ich bin vorhin gewiß sehr scharf gewesen. Hätte ich mich, bevor ich bei Ihnen eintrat, so tüchtig vom Wind durchschütteln lassen wie eben jetzt, dann wäre ich vielleicht mürber gewesen.“

„Das ist ja fast ein Zugeständnis, gnädige Frau.“

„Vielleicht auch nur Müdigkeit — Ueberdruß.“

Da sie leicht zusammenschauerte, bemerkte der Pastor: „Sie frieren. Gehen Sie doch ein paar Schritte. Da auf dem Deich führt ein guter Weg. Vielleicht erlauben Sie, daß ich Sie ein Stück Wegs begleite.“



„Aber — ‚befehren‘ wollen Sie mich doch nicht etwa, Herr Pastor?“

„Halten Sie die christliche Kirche für so aufregendlich? Glauben Sie, daß sie's nötig hat, auferweckt zu sein? In der Not, im Hunger finden die verirrtten Seelen immer ganz von allein den Weg zum Hirten.“

Mechanisch hatte sie die vom Pastor bezeichnete Richtung eingeschlagen. Während sie sprach, sah sie gerade vor sich hin, selten einmal nach ihrem Begleiter oder nach rechts zur See.

„Warum sagen Sie Seelen und nicht Lämmlein? Lämmlein ist viel pastorlicher.“

„Als Pastor soll ich ja nicht zu Ihnen reden. Uebrigens ist es gar nicht meine Art, diese naiven Bilder aus der ersten christlichen Vorstellung fort und fort im Munde zu führen.“

„Sie sind noch so merkwürdig jung für einen Pastor. Routine stellt sich erst mit der Zeit bei den Herren Geistlichen ein. Ich hab's erlebt — einmal.“

„Mein Vater ist mit sechzig Jahren gestorben. Zu Routine in Ihrem Sinne hat er's nie gebracht. Auch in starre Formen, erstarrte Bilder hat er seine Rede nie gezwängt. Er sprach immer, wie's ihm ums Herz war. Sie sollten lesen, was er über seine Begegnung mit Ihnen niedergeschrieben hat. Wie ein ergreifender Aufschrei rührt einem das ans Herz. Gewiß, er war eine einfache, gerade, durchaus nicht komplizierte Natur. Aber Pose kannte er nicht.“

Für ein paar Sekunden blieb sie stehen. Wieder



arbeitete es in ihr. Groll und leidenschaftliche Empörung blitzten aus ihren Augen.

„Das war keine Pose, als er mir, dem hilflos tastenden Kind, die Lehre von der christlichen Milde vortrug? . . . Wissen Sie, Herr Pastor, wenn das, was Ihr Vater damals sagte, wirklich seine innerste Ueberzeugung war — dann graut mir jetzt vor ihm und seiner Lehre nur noch mehr. In den Jahren seither fand ich mich wenigstens damit ab: er war ein guter Diplomat. Nun, und Diplomaten haben ja immer etwas vom Schauspieler.“

Heinz mußte trotz der in ihm aufsteigenden Erregung nun doch etwas lächeln. „Mein guter Alter — ein Diplomat! Nein, meine Gnädige, er hatte eher was Draufgängerisches in sich, das ihn gar oft in tüchtige Konflikte brachte. Wenn er Ihnen, der Neunzehnjährigen, als gereifter Mann, der sich schon tüchtig den Wind hat um die Nase wehen lassen, damals den dringenden Rat gab, zu Ihrem Gatten zurückzukehren und die Ursache Ihres Unglücks und Ihrer Zerrissenheit auch in sich selbst zu suchen, so war das nicht das tönende Pathos und das Spruchgeklingel eines Gewohnheitspredigers — so ähnlich haben Sie sich vorhin doch ausgedrückt —, sondern es war der ehrliche Wille eines ehrlichen Mannes, Ihnen zu helfen, vielleicht Sie zu retten.“

„Eines ehrlichen Mannes. Ja, ja. Aber doch eines Mannes, dem es so gut ging. Und ich — war eine Schiffbrüchige, die sich an einen Strohalm klammerte. In meiner heißen Sehnsucht nach einem Aus-

weg aus diesem Jammer war ich Wachs in seinen Händen. Wie ein gehorames, durch ein Bibelwunder gläubig gewordenes Kind folgte ich seiner schönen Lehre von der christlichen Milde. Und viel, viel später erst sah ich ein, was für ein Verbrechen in jener Stunde an mir begangen worden war.“

„Ein — — Verbrechen!“ Heinz wiederholte es fast grimmig, voll Erregung.

Sie hatte lauter als vorher gesprochen, auch ein paar schnellere Schritte gethan. Nun wandte sie sich erschöpft nach ihm um.

„Die Aufzeichnungen Ihres Vaters haben Sie über alles orientiert? Wie es mir damals ging und — und — kurz, über alles?“

„Ich glaube, Frau Brügge.“

„Und Sie sehen nicht einmal, wo das Verbrechen liegt?“

„Nein, ich sehe es nicht.“

„Wäre Ihr Vater ein wirklicher Seelenarzt gewesen, so hätte er mir in jener furchtbaren Stunde, in der alles in mir nach Erlösung schrie, zurufen müssen: Wirf dieses Leben von dir wie ein schmutziges Hemde! Aber nein — mit christlicher Milde sollte ich verzeihen. Nun, Herr Pastor, können Sie sich nicht vorstellen, wie's einer Frau ergehen muß, die einmal verzeiht aus christlicher Milde, und dann noch ein zweites, ein drittes Mal verzeiht — aus lauter elender christlicher Milde — und die dann eines Tages dazu kommt . . .“

Die Erregung, die Thränen in ihre Stimme



preßte, verhinderte sie weiter zu sprechen. Sie riß an dem seidenen Band herum, das den Halsabschluß ihres Kleides bildete. Der scharfe Wind, gegen den sie so laut und hastig gesprochen, zwang sie zu einem erschöpften Hüfteln. Sie barg für ein paar Augenblicke das Antlig in den Händen.

„So lang meine Mutter lebte, die gleichfalls kein Brot aß und die nie etwas sah, die nie, nie etwas Häßliches sah, Herr Pastor, nie etwas Häßliches sehen wollte — so lang zog sich's hin mit Lügen und Gelöbnissen, neuen Lügen und neuen Gelöbnissen. Es war wahrhaftig keine Eiferjucht, die mich dahin brachte, in ihm das ganze Männer- und Weibergeschlecht zu hassen und zu verachten. Ich war ja ein Kind, als ich sein Weib wurde — konnte ihn noch nicht lieben. Und ich hab's hernach nimmer gelernt. Aber immer wartete ich noch darauf: er wird Erbarmen mit dir haben, wird begreifen, daß du zusammenbrechen mußt — vor Kummer, vor Scham . . . Seit Neujahr lebe ich nicht mehr bei ihm. Zu Weihnachten starb meine Mutter.“ Sie atmete tief auf. „Es war so rührend. Man hatte den Lichterbaum angezündet und aufgebaut — und dann kam der Anfall. Ein Herzschlag, sagte der Arzt. Der mußte es ja wissen. Ich hatte dieses Herz nie schlagen gehört. Sie lächelte nur immer, die freundliche alte Frau. Und lächelnd starb sie. Ja — segnete uns, lächelte und starb . . . Nach der Bestattung reiste ich ab. Planlos — ziellos. Jetzt ist die Scheidungsklage eingeleitet. Sehen Sie, Herr Pastor, diese Daten aus

meiner Biographie müßten doch auch noch ins Tagebuch Ihres Herrn Vaters hinein — direkt unter seine Aufzeichnungen über den siebzehnten September, nicht?“

Ihre gesteigerte Rede fiel darauf wieder ab. Auf Heinz hatten diese grauenhaften Schilderungen wie lähmend eingewirkt; er vermochte kaum Worte zu finden. Sie schien auch keine Erwiderung zu erwarten. Im müden Vorwärtsschreiten sagte sie, fast für sich:

„Schade, wirklich schade, daß ich den alten Pastor nicht mehr am Leben angetroffen habe, damit er das Facit sah. Das wäre doch ein Abschluß gewesen. Und dann — einen festen Strich darunter. Ah . . .“

Sie konnte nicht weiter. Es stand hier oben auf dem Deich eine Bank. Da setzte sie sich nieder. Der Pastor blieb in sich versunken dabei stehen. Langsam fuhr er sich über die Stirn. Seine großen dunkeln Augen blickten seewärts, ohne das Bild der blauen, tüchtig bewegten, weiß überköpfenden Flut aufzunehmen.

„Freilich — das war eine andere Welt, eine ganz andere Welt. In die konnte sich mein Vater nicht hineinfinden, — ja, das glaub' ich. Aber Sie können ihm keinen Vorwurf daraus machen. Ihn umgab auf seinem ganzen Lebensweg eine so lichte, reine, gläubige Atmosphäre. Da kamen Sie nun mit Ihrem Herzen voll Gram, Bitterkeit und Finsternis . . . Zwei fremde Welten ohne jeden Zusammenhang. Guter Alter, wenn du heute das Resultat sähst.“ Er atmete tief auf. „Nun, ich bin froh, daß es ihm erspart blieb. Er

hatte ein so wunderbares Gottvertrauen. Und Vertrauen zum Guten im Menschen.“

Nun fing sie doch wieder zu polemisieren an. „Es mag ja recht bequem sein, dieses Vertrauen,“ meinte sie mit einigem Spott. „Erlebt man eine Enttäuschung, so ist das ja wohl peinlich; aber nichtsdestotrotz: es wird fortvertraut. Und so lebt man seinen behaglichen Tag, ißt gut, trinkt und schläft gut, sieht die Welt durch rosige Schleier, betet viel und arbeitet thunlichst wenig, und alles Häßliche hält man so weit von sich ab als möglich. Ja, ja, das ist schon die schönste — — Vogelstraußpolitik.“

Er zuckte die Achsel. „Ich bin kein Musterchrist und kein Musterpastor. Aber, gottlob, das kann ich Ihnen sagen: von dieser Art Beschaulichkeit sind wir daheim weit entfernt. Wir ziehen nicht wie der Vogel Strauß den Kopf zwischen die Schultern, um die Gefahr nicht zu sehen. Im Gegenteil, von meines Alten Sprößlingen darf ich wohl behaupten: sie reißen alle samt gut ihre Augen auf und sehen jeder Gefahr da draußen mutig ins Angesicht. Aber das Haus halten sie heilig; drum ist's so sonnig da drinnen. Spotten Sie also nicht über die — rosigen Schleier. Kommt's zum Ernst, zum Streit, dann stellen sie alle ihren Mann, die Versicherung kann ich Ihnen geben. Und bis dahin freue ich mich doch, daß unser guter Alter in seinem ehrwürdigen Patriarchentum uns lieber das sonnenhelle Lachen des gläubigen Christen lehrte — als das finstere Brüten des ruheloßen Atheisten.“

Während des Gesprächs hatte er sich neben ihr



auf der Bank niedergelassen, verträumt im Sande zeichnend. Zum Schlusse seiner Rede erhob er sich wieder und blickte über den weiten, grünen Wattenstrand hin.

„Mit Ihnen ist ebensowenig zu disputieren wie mit Ihrem Vater. — Nun, des Menschen Wille ist kein Himmelreich.“

„Des Menschen Glaube,“ sagte der Pastor.

„Ich sehe schon, am Ende legen Sie's doch noch darauf an, wie Ihr seliger Herr Papa, mich wieder den Mantel der ‚christlichen Nächstenliebe‘ handhaben zu lehren.“

„Wozu? Sie — brauchen ja den Rat der Kirche nicht, gnädige Frau.“

„Aber wenn die betrogenen, mißhandelten Frauen Ihres Kirchensprengels schluchzend zu Ihnen kommen, gar aufs Gericht steigen wollen wie ich, dann bekommen Sie wohl dieselben schönen Lehren von Ihnen zu hören, wie ich damals von Ihrem Vater?“

„Frau Brügge, darin hab' ich weder Erfahrung noch Uebung. Gottlob, ist unser Volk hier bei aller Derbheit noch so anständig und gottesfürchtig, daß auch das sechste Gebot noch Geltung bei ihm hat.“

„Daran glauben Sie?“

„Ja.“

„Sie Kind!“ Sie wollte spöttisch auflachen, doch schüttelte sie rasch den Kopf, und müde, mit einem leichten Seufzer kam es von ihren Lippen: „Sie glückliches Kind.“

Der Wind pfiß immer unwirtlicher vom Wasser

her; man hatte bald den höchsten Stand der Flut. Es fing an zu dämmern. Auf einem der im Hafen liegenden Fahrzeuge und an der Peripherie des jenseits des Deichs liegenden Dorfes waren ein paar Lichter aufgesprungen.

Die junge Frau erhob sich fröstelnd und nahm den Rückweg auf.

Lange wanderten sie schweigend nebeneinander her. Als sie schon nahe bis an die Dorfstraße herangekommen waren, hub der Pastor wieder an: „Eine Stelle im Tagebuch meines Vaters möchte ich Ihnen gern zu lesen geben. Da spricht er über die Mühsal und die äußeren Lebenskämpfe der armen, elenden Krabbenfischer hier aus der Gegend. Im steten Umgang mit den Elementen sind es rauhe, trogige Leute geworden; aber — wenn's, gottlob, auch keine Frömmeler sind — gute Christen sind sie alle geblieben.“ Sie sagte nichts darauf. Wieder schritten sie eine Zeitlang wortlos fürbaß. „Lehrt das nicht auch etwas, Frau Brügge?“ fragte er endlich.

„Was soll es lehren? Ihre Fischer haben wahrscheinlich keine Zeit, Dummheiten zu machen.“

„Eben.“ Ein Lächeln huschte über sein Antlitz. „Denn es ist umgekehrt bei ihnen, als wie Sie vorhin annahmen: sie arbeiten mehr, als sie beten.“

„Und damit ist der Herr Pastor zufrieden?“

„Gewiß.“

Nun hielten sie in der Straße zwischen dem Pfarrhaus und Ohlsens Wirtschaft.

„Ich muß mich jetzt verabschieden, Frau Brügge.“

Meine Osterpredigt will memoriert sein. — Aber Sie werden den Abend doch nicht in Herrn Ohlfens Wirtsstube zubringen wollen?“ Er hielt ihr seine Hand hin. „Kommen Sie auf ein Stündchen ins Pfarrhaus. Meine Mutter ist nicht daheim, aber meine Schwester wird die Honneurs machen. Vielleicht heitert Sie's ein bißchen auf.“ Da bemerkte er ihre leicht sich verziehende Miene. „Ach so, an das Aufheitern glauben Sie nicht in einem Pfarrhaus. Nun, zu den Ganzschwarzen gehören wir nicht. Und ein Zwang zu bleiben liegt ja nicht vor. Wir musizieren. Und es ist viel lustige Jugend im Haus; meine Geschwister.“

Sie zögerte ein wenig. Endlich sagte sie: „Nun ja, ich komme vielleicht. Es wäre ja interessant . . . Sie werden mir einen Vortrag über den moralischen Einfluß des Krabbenfangs auf das Kultur- und Eheleben Ihrer verehrten Barloher halten?“

„Wenn Sie's wünschen.“

Ein Weilchen hielt sie stumm ihm gegenüber. Ihr Blick ward wieder leer. Das bißchen Leben, das in ihr Antlitz getreten war, entschwand. Sie nickte nur müde und trat ins Haus zur Linken.

„Auf Wiedersehen also!“ sagte der Pastor.

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte sie zerstreut, fast mechanisch. Aber sie wandte sich nicht mehr nach ihm um.



### III.

Man übte von alters her im Pfarrhaus eine so weitgehende Gastfreundschaft, daß Dhlßen eigentlich Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu sein. Die Leute, die von außerhalb kamen, um mit dem Herrn Pastor etwas zu besprechen, stellten oft nur ihr Gespann in der „Stadt Hamburg“ ein und ließen dem Knecht einen Grog geben; für sich selbst bestellten sie nichts, denn sie wurden vom „Wort Gottes“ ja doch gleich zur nächsten Mahlzeit drüben behalten.

Es saß sich auch zu gemütlich bei Timms in der Plauderecke der guten Stube und am runden Eßtisch unter der Hängelampe, so häurisch einfach das Menu zu sein pflegte.

Spaßhaft war es dabei, die alte Frau Benebef zu beobachten. Die Gastfreiheit, die schon ihr Schwiegerjohn hier eingeführt hatte, erschien ihr einerseits übertrieben und sündhaft; andererseits schmeichelte sie aber doch ihrer Herdeitelkeit. Denn daß ihre Küche besser war als die Dhlßenische — nun, das ging aus dem steten Zulauf ja klar genug hervor.

„Großmutting, wahrscheinlich haben wir einen Gast zum Abendbrot,“ rief Heinz im Vorübergehen in die Küche, auf dem Weg in sein Studierzimmer,

„die Dame aus Berlin kommt vielleicht auf ein Stündchen herüber.“

Nun geriet sie aber doch aus dem Häuschen. Die Dame aus Berlin — und das sagte er jetzt erst, um sieben Uhr, wo um acht gegessen werden sollte. Und da es so spät Mittag gegeben, hatte sie's doch bei dem Rest roter Grütze, der von Tisch übrig geblieben war, und einem Hafemilch bewenden lassen wollen.

Karl saß qualmend in der Küche bei ihr, weil Eve den Cigarrenrauch nicht länger hatte vertragen können, und „snakte ein hüschchen klug“ mit der Alten. Das schmeichelte ihr natürlich sehr. Nach Wolfgang war es ja gleich der Commis, dem sie besonders zugezogen war.

„Seh man, Karl, so macht er's nu stets und stets, dein Herr Pastor: nu will man 'mal sparen, und nu geht das widder nich. Es is schon ganzen verdreht in dieses Haus, wo doch gewissermaßen ein christliches Haus darstellen müßt' . . . Was soll uns da man wieder so 'ne Berlinische. Was der Dhlken is, der zieht so schon immer ein Gesicht. Und nu heißt's gleich wieder Eier und Fleisch 'rausrücken und Wurst und Schinken. Und das is ja nich die ein' Person. Da wollt' ich man schon nix von sagen; wenn's ihr man schmeckt. Aber der Christel is doch immer gleich so ganzen ausverschämt. Und sagt man ein Wort, so gleich dein Herr Pastor: laß ihm man, der Christel der is noch kein fertigs Gebäud'. Und lieber schiebt er selbst sein hüschchen Schinken auf die Schüssel retour. Kein fertigs Gebäud', sagt er; der Christel und kein

fertigs Gebäud'. Ein ganzen heimlicher is der. Und ein Hochmut ist das, daß er man mit seine Sechzehn schon auf Prima sitzt. Hätten sie dir nich immer an deine geistliche Entwicklung behindert, Karl, dann könnt'it heut auch schon lang so weit sein wie der alte Jung."

Der Commis hatte darüber seine eigenen Gedanken; aber er strahlte übers ganze Gesicht, als er sah, daß die Großmutter nun doch die Speisekammer plünderte; denn die Aussicht auf den schäbigen Grünenrest hatte bereits seine Ferienstimmung ziemlich beinträchtigt gehabt.

"Hast man nich noch von den feinen Bratkäs, Großmutting? So einen, wie den du machst, — kriegst in ganz Hamborg nich."

"Jä, das will ich man meinen."

Karl mußte ein tüchtiges Stück davon kosten. Essen konnte er, gottlob, immer. Dann schmauchte er weiter. Er genoß die ihm vergönnte Faulheit in vollen Zügen. Eine Steigerung seines Wohlgefallens an dem fulinarenischen Tete-a-tete mit der Großmutter bedeutete die Anwesenheit der Kathrin. Beim Scheuern hatte nämlich das Mädchen die Aermel bis an die Schultern aufgekremgelt und den Rock ziemlich kokett aufgeschürzt; und was der Commis auf die Weise so ganz mühelos zu bewundern bekam, war nicht ohne. Einmal kniff er sie auch freundschaftlich in den prallen Oberarm, und Thuring warf ihm da, sichtlich geehrt, einen so verschämt dankbaren Blick zu, daß der junge Herr Karl sich sofort wieder als Lebemann fühlte.



Schade, daß die alte Benebek, die ja auf alles Schöne unter der Sonne neidisch war, sich gleich darauf vernehmen ließ: „Thrining, und nu thu mich man bloß den Gefallen und mach dir wieder ein büschen manierlich. Mit das viele Fleisch — das is nich gustiös. Und unser Herr Korl is von kleinauf so schwach auf den Magen und kann kein rohes Fleisch nich recht vertragen, verstehste.“

Das Mädchen ward puterrot, der Commis bekam aber gleich darauf einen Hustenanfall.

Als Christian durch Kathrin von dem bevorstehenden Besuch erfuhr, meinte er: da werde Eve gewiß wollen, daß man das gute Service aufstelle.

Auf den entrüsteten Widerspruch der Alten hin kam Eve dann selbst in die Thür.

„Aber Kinder, ihr dürft doch nicht solchen Lärm machen. Väterchen memoriert seine Predigt.“

Umständlich ward sie eingeweiht. Ihre Züge zeigten sofort ein gewisses Mißtrauen.

„Was ist das nur für eine Dame? Was will sie in Barlohe?“

„Sie ist riesig fein!“ beteuerte Christian. „Au, du, und muß die reich sein. Sie hat den Landauer vom ‚Löwen‘ aus Föhrden gehabt.“

Nun verbreitete sich auch Kathrin begeistert über die Toilette der Fremden und schloß mit der kühnen Behauptung: „Dargegen is selbst die Frau Superendent in ihren neuen Schwarzsamtenen gar nichts!“

Karl stand indessen vor dem kleinen Küchenspiegel und bearbeitete seinen dünnen Schnurrbart mit zwei

Bürsten, deren Umfang sich in keinerlei berechtigtem Verhältnis zu dem matten Haarmuchs befand. Ein überlegenes Lächeln, das ihm etwas sehr Schwerenöterisches verlieh, spielte um seine Lippen. Er hatte sich, als er den Mampe drüben bei Ohlsen getrunken, als Mann des praktischen Lebens natürlich sofort über die Persönlichkeit dieser geheimnisvollen Reisenden informiert.

„Tje, das muß man schon sagen, Großmutting, es is jewoll eine Dame von Welt, verstehste. Und auch ganzen adrett und nüdlich. Was man so bei uns in Hamborg einen lütten Käfer nennt. Aber ich meine man doch: es is woll nich so ganz richtig mit sie.“

„Nich so ganz richtig?“

„Da?“ fragte Christian mit einer sensationellen Handbewegung.

Karl bearbeitete noch immer gleichmütig seine paar Schnurrbarthaare. „Also nämlich in der Art: sie is nämlich eine Frau, sagt Ohlsen; aber keinen Trauring trägt sie nich.“

„Na nu nee.“

„Vielleicht 'ne Witwe!“ meinte Kathrin.

„Denn trüge sie doch zwei Ringe übereinand!“ belehrte sie die Benebeken, mit ihrem dicken Goldfinger in die Luft krebssend.

Eve war dieser Klatsch ein Greuel. „Aber so wartet doch ab, was Heinz darüber sagt.“

Den Pastor hatte seine Predigt nicht lange festgehalten. Er war recht zerstreut bei der Arbeit gewesen; immer wieder hatte ihn die Erinnerung an die Fremde

aus dem Konzept gebracht. In diesem Augenblick kam er, seine Leutchen suchend, durchs Wohnzimmer nach der Küche.

„Ah — hier steckt ihr?“ Er wies lächelnd auf den Primaner, der dem Mädchen beim Tischdecken half und sich mit einem Stoß Teller bepackt hatte. „Und unser Christel erjezt wieder 'mal die liebe Hausfrau?“

„Je, Väterchen, wo der Jung auch all an denkt,“ lobte der Commis etwas überlegen; „weil Besuch kommt, thut er's nich unter Großmutter's schönstem Goldrandgeschirr.“

„Ach, Kinder, aus solchen Neußerlichkeiten macht sich die Fremde, glaub' ich, nichts. Das ist eine sehr ernste Dame, die in ihrem jungen Leben schon viel, viel Leid erfahren hat. Aber ihr werdet mir helfen, sie auf fröhlichere Gedanken bringen. Nicht wahr? Eving, du wirst vielleicht ein bißchen musizieren später? Hast noch gar nichts über Gribbohm's Geige verlauten lassen . . .“

„Du, Väterchen, sag nur, was ist sie also für eine, die Berlinerin?“ fragte Christian, ihm lebhaft ins Wort fallend.

Aller Blicke waren voll Interesse auf den Pastor gerichtet.

„Nanu — ihr habt da wohl schon großen Kriegsrat abgehalten?“

Die alte Benebek bearbeitete die Zinnplatte, auf der der Schinken serviert werden sollte, in ziemlicher Erregung. „Das is doch noch das Geringste, daß



man einmal hört, ob es nu eine Frau is oder man bloß 'ne Ledige, wofür daß man sich so abmarachen soll.“

Den Pastor amüsierten sonst diese kleinen „Anzapfungen“ der Großmutter. Jetzt war er aber doch etwas verstimmt.

„Na, wenn's durchaus so wichtig ist — wegen der Tafelordnung und der Reihenfolge der fürstlichen Gänge,“ ironisierte er, „es ist also eine Frau.“

„Väterchen — Korl sagt aber, sie trüge keinen Trauring!“ rief der Primaner, der mit Kathrin das schwere Leinengedeck über dem Eßtisch ausspannte.

„Ihr neugierigen Peters! — Damit ihr mir keine Dummheiten sagt etwa —“ er runzelte seine Stirn und dämpfte seinen Ton — „die Dame hat eine unglückliche Ehe hinter sich; sie lebt in Scheidung, versteht ihr.“

„In Scheidung!“ Sie kamen alle drei näher an ihn heran, aufs lebhafteste interessiert. Auch die Kathrin machte neugierige Nasenlöcher.

Den Putzlappen in der Hand festhaltend, fuhr die alte Frau Benebek mit dem Ärmel über die von der Anstrengung feucht gewordene Stirn. „In Scheidung!“ wiederholte auch sie. „Je, das wird mich je immer schöner dahier. Und so 'ne Person bringst du in ein christliches Haus?“

„Aber Großmutter!“ verwies der Pastor ernst.

„Wir sind hier allens ehrbare Frauensleut', will ich dich 'mal sagen, Heinrich. Das is 'ne Schmach und 'ne Schand', daß du uns so 'ne Person . . .“

„So 'ne Person! Uns Himmels willen, Großmutter, was sind das für Worte! Wen ich in mein Haus einführe, für den übernehme ich Garantie, das kannst du dir doch denken; und umgekehrt — schütze ich ihn auch.“

Die Alte blies sich auf und erwiderte noch gereizter: „Aber wen ich auf meine Sachen sich setzen laß, das muß eine christliche Person sein, verstehste, und nicht so 'ne Frauenzimmers, die ihrem Mann davon-gelaufen sind.“

„Geht hinein, Kinder!“ bat der Pastor die Geschwister erregt.

Etwas gedrückt kamen sie der Aufforderung nach, die beiden in der Küche allein lassend.

„Großmutter,“ sagte der junge Mann nun in ernsterem Ton, „hast du 'mal einen Wunsch, einen Vorschlag oder eine Befürchtung, wie eben diese — so sei künftig so gut und vertrau dich mir allein an. Ich mag vor anderen nicht gern schroff zu dir sein, also zwing mich nicht dazu. Frau Brügge ist eine tief unglückliche Frau. Sie leidet unschuldig. Sie — sie . . . Kurz, wir thun ein gutes Werk an ihr, wenn wir sie herzlich aufnehmen, wie es rechtschaffenen Christen ziemt.“

Wenn ihr logische Gründe mangelten, begann die alte Benebek immer zu schluchzen. Sie wischte sich ein paarmal über die Augen, um die etwa vorhandenen Thränen zu lockern, dann schneuzte sie sich mit großem Geräusch und begann weinerlich: „Ich weiß ja, ich bin ein alt's verbraucht's Möbel. Nu is man

gleich gar kein rechtschaffener Christenmensch mehr, bloß weil man mit so eine Person nich an einen Tisch sitzen will. Ach du barmherziger Vater, warum erlösest du mir nich von das Uebel? Da schind't und plagt man sich nu Jahrende und hat stets und stets auf Zucht und Ordnung gehalten, und da kommt so eine aus Berlin, und da kann unsereins sich gleich trollen und im tiefften Winkel verstecken. Je, wartet man, bald werd't ihr mich schon ganzen 'raustragen in die kühle Erd', sechs Schuh tief, da drüben bei meinem Alten — achhott, achhott, achhott — da wird mich je denn endlich wohl sein — und euch jewoll auch . . .“

Es gehörte überirdische Geduld dazu, um die Großmutter aus solchen Gemütsdepressionen wieder allmählich in einen normalen Zustand zu bringen. So ruhig es ihm überhaupt noch möglich war, setzte Heinz ihr auseinander, wie die Verhältnisse der unglücklichen Frau lagen und in welcher Verbindung sie schon mit dem Vater gestanden hatte.

„Es bleibt also dabei, Frau Brügge kommt,“ sagte er zum Schluß, „und sollte sie die Verabredung nicht ernst genommen haben, so werde ich selbst hinübergehen, sie zu holen.“

Damit verließ er die Küche nach dem seitlichen Korridor, durch den er in seine Studierstube gelangte, ohne das Wohnzimmer zu berühren.

„Großmutting weint!“ meldete der Primaner, der sich nach einiger Zeit wieder an die Küchenthür gewagt hatte, den anderen.

Karl ging sofort, um sie zu trösten.



Die Stimmung der Zurückbleibenden war etwas gedrückt. Christian und Kathrin deckten den Tisch fertig — Eve hatte sich an das neben dem Fenster stehende Tafelklavier gesetzt — verträumt drückte sie dann und wann die gelben Tasten nieder, fremdartige Harmoniefolgen aus dem alten Kasten herausholend, die sie nur mit einer klagenden, kleinen Melodie ohne Rhythmus verband.

Unverrichteter Sache kehrte der Commis endlich wieder. Alle drei blickten nach der Thür. Es war schon so dunkel, daß man sein Gesicht nicht erkennen konnte.

„Nun?“ fragte der Primaner.

„Nischt zu machen!“ erwiderte Karl. Er trat an den Tisch und naschte ein Scheibchen Wurst von einer Schüssel. Dann schob er sich an Kathrin vorbei nach dem alten Sofa, wobei er sie im Schutz der Dunkelheit — wie unwillkürlich, um besser durchzukommen — um die Taille nahm, ziemlich ungeniert an sich drückte und um sich herumdrehte. Sie wehrte sich nicht weiter, sicherte nur ein wenig. Karl räusperte sich und sagte noch einmal mit erhobener Stimme: „Jewoll. Nischt zu machen.“

„Ja, und weiß sie denn den Namen jetzt?“ fragte Christian neugierig. „Es ist also wirklich eine Berlinerin?“

„Nu natürlich!“ erwiderte der Handlungsgehilfe überlegen. „Was so in Scheidung liegt und aufs Land kommt, das is immer aus Berlin, verstehste.“

„Ach du!“ sagte Eve spöttisch während ihres leisen Spiels.

Karl ließ sich aufs Sofa fallen und schlug die Beine übereinander. „Und es sei eine Frau Brügge — Bankier Brügge — hat er zu Großmutter gesagt.“

„Brügge?!“ Eve entfuhr das Wort in großem Schreck.

Christian hatte den Namen gleichfalls wiederholt, weil Karl mit seinem Glimmstengel zwischen den Zähnen so undeutlich sprach; so war's den Brüdern nicht weiter aufgefallen, daß Eve so zusammenschrak. Sie merkten auch kaum, daß sie zu spielen aufhörte, weil die Accorde einander so langsam, so verloren gefolgt waren; und da sich das Klavier ganz im Dunkel befand, sahen sie ebensowenig, daß Eve ihren Platz verlassen hatte und kerzengerade aufgerichtet neben dem Instrument hielt, das bleiche Gesicht mit den ängstlich aufgerissenen Augen den beiden zuwendend.

„Ja, Brügge. Und doller Chosen sind da passiert. Sie wollte sich schon vor vier Jahren scheiden lassen. Damals sei sie zu Vatern gekommen. Ein rechten Lüderjahn is es, ihr Mann, aber höllschen reich. Ja, Kinnings, ich sage man bloß, in das praktische Leben da passieren einmal ganz doller Chosen.“

Drüben von der Dorfkirche her erklang das näselnde Läuten der beiden starkverrosteten Glocken. Es war also zehn Minuten vor acht Uhr. Maspe, der Küster, war die Pünktlichkeit selbst.

„Soll ich man nich die Lamp' immer anstecken?“ fragte Kathrin den Handlungsgehilfen, der ihre im Dämmer so weichen Umrisse mit behäbiger Paschamiene musterte.

Karl hatte sie am Rock gefaßt und beklopfte sie wohlwollend wie ein Füllen. „Jä, mein Töchtling, das magst man immer thun.“

Sie wollte nach dem Eckschränkchen, um Streichhölzer zu holen; er gab sie aber nicht frei. Als Kathrin so versteckt sicherte, wandte der Primaner, der durchs Berandafenster nach Ohlsens Wirtschaft ausschaute, den Kopf zurück und fragte interessiert, was es denn gebe.

Da trat der Pastor ins Wohnzimmer.

„Ei, ist das hier duster, Kinder!“

„Es werde Licht!“ rief Karl übermütig. Dabei sprang er vom Sofa auf — und gleich darauf bemühte er sich mit dem Mädchen angelegentlichst um die Lampe. Im Lichtkreis steckten ihre Köpfe nah beisammen; und als ihre Hände sich für einen Augenblick berührten, tauchten ihre erregten Blicke fast schreckhaft ineinander.

„Wo ist denn Eving?“ fragte der Pastor. „Ich hörte sie doch eben spielen.“

Sie sahen sich alle ganz verwundert um.

„Den Augenblick saß sie noch da,“ meinte Christian.

Karl hatte sich aus Kathrins Nähe rasch entfernt. „Ich finde sie so seltsam, die Deern,“ sagte er — nur um etwas zu sagen.

„Wie so seltsam?“

Der Commis hatte sich mit dem Rücken an den Kachelofen gestellt und wippte auf den Fußspitzen auf und nieder.

„Vielleicht 'ne Liebesgeschichte!“ sagte er leichthin.



Heinz sah ihn bestürzt an. „Liebesgeschichte? Wie kommst du darauf?“

„Jä, Väterchen, weißt, das is mit die lütten Deerns man nu nich anners. In Hamburg — da is keine, die nich ihren Schatz hat. Sonntags so in St. Pauli . . . Tja, Väterchen, lern du man das praktische Leben kennen.“

„Ach, hab' dich doch nicht immer so, Karl. Wirst uns doch keine ekligen Straßengeschichten hier ins Haus tragen wollen. Dazu bist du doch selbst viel zu — zu geschmackvoll. Und gar Vergleiche — mit unserem Eving — geh, Karl.“ Er hatte, da der Bruder sehr betreten dastand, bei ihm eingehängt und schritt mit ihm über die Stube. „Gelt, sprichst so nicht wieder, Jung?“ sagte er, den Ton ändernd, leiser und herzlicher. „Die da sind ja, gottlob, noch Kinder“ — er wies dabei auf Christian und das Mädchen, die nun auch die Klavierlampe und den Armsleuchter anzündeten — „aber auch unserem Schwesterchen wollen wir die Poesie der Kindheit noch recht, recht lang erhalten. Ach, Karl, ich hab' heut in ein Elend gesehen — ein Seelenelend . . .“

Der Commis war in seinem Schuldbewußtsein wegen der Anbandelei mit Kathrin dunkelrot geworden. Der Ton des Bruders machte ihn nun ganz weich.

„Ich — ich meint's doch nich so schlimm, Väterchen —“

„Das weiß ich ja, Liebster. Ich will dich auch nicht schulmeistern, weil du so ein bißchen derb geworden bist oder — — Aber laß uns nur innerlich

immer einig sein, immer, Karl, hörst du? Sie hat viel von der Mutter. So etwas Verträumtes vielleicht. Sie muß an uns einen festen, ehrlichen Rückhalt haben in jeder Lebenslage.“

Karl fühlte sich nun doch geehrt, daß der Bruder so ernst mit ihm sprach. Gutmütig meinte er: „Je, Väterchen, wenn ich man auch ein Pastohr wär' wie du . . .“

Der Pastor klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. „Gerade weil du keiner bist, sollst du mir darin beistehen. In Wort und Ton, in Handel und Wandel — so mit gutem Beispiel vorangehen müssen wir ihr, weißt du — das ist mehr wert als tausend langweilige Pastorenpredigten.“

„Du bist doch ein höllschen guter Kerl!“

„Kinnings,“ unterbrach Christian vom Fenster her in größter Aufregung die brüderliche Aussprache, „ich glaube, sie kommt!“

„Dann holt doch schnell 'mal Eve herbei!“ rief der Pastor aufatmend.

Der Primaner setzte in langen Sprüngen durch die Stube und über die Treppe, fand die Schwester aber in ihrer Schlafkammer nicht vor. Als er hastig wieder zurückkehrte, stieß er mit ihr im finsternen Korridor zusammen.

Sie hatte von der in den Garten mündenden Flurthür aus die Fremde über die Veranda ins Haus treten sehen. Man hörte jetzt Väterchens Stimme, der sie willkommen hieß.

Auf Eves Antlitz fiel vom Thürspalt her ein Lichtstrahl.

„Je, Eving, wie siehst denn aus? — Warum kommst du nicht? Bist krank?“

Es sprach wirkliche Bekümmernis aus seinem Ton, denn die Gesichtsfarbe der Schwester erschien ihm aschfahl.

Sie war zusammengezuckt. Nervös strich sie sich nun über die Stirn und die Haare, die ihr ins Gesicht fielen. „Was soll mir denn nur sein — immerzu!“ erwiderte sie gereizt, aber doch fast tonlos.

„Eve! — Eve!“ rief nun auch Karl etwas aufgeregert aus des Pastors Stube.

„Ja, ja, ich komme.“

Sie riß sich gewaltsam los aus ihrer dem Bruder so unverständlichen Verstimmung und eilte ins Wohnzimmer. Es war dem Primaner, als streckte sie unterwegs tastend die Hände aus, um sich da und dort an einem Stück Möbel, der Wandfläche, dem Thürpfosten zu stützen. Mengstlich folgte er der Schwester.

\* \* \*

Frau Brügge berührte der Gegensatz zwischen dem öden Wirtszimmer bei Ohlsen und der behaglichen Pfarrwohnung gleich beim Eintreten sehr wohlthuend.

Wie an Feiertagen und bei Besuchen stets waren sämtliche Lampen in den beiden vorderen Parterreräumen, der Wohnstube und dem schmalen, verandaähnlichen Speisezimmer angezündet worden — auch die Ständerlampe hinter dem Klavier mit dem gelbseidenen Schirm brannte, das Prunkstück der Einrichtung. Die Beleuchtung war im ganzen nur



schummrig, aber doch festlich. Auch Blumen standen auf dem hübschgedeckten Esstisch. Christian hatte rasch noch das Frühbeet geplündert.

Die Pfarrersfamilie kam der Eintretenden bis an die Glasthür der Veranda entgegen. An dem etwas aufgeregten Hin und Her der guten Leuten merkte Frau Brügge, daß ihr Erscheinen für sie etwas Außerordentliches bedeutete. Ein paar Sekunden lang zögerte sie; sie ärgerte sich schon wieder über sich selbst. Was sollte sie eigentlich hier in dem kleinbürgerlichen Kreis?

„Darf ich Ihnen vorstellen, gnädige Frau . . . meine Brüder Karl und Christian. Jungens, macht eine Verbeugung. Es sind beides wahre Ausbünde, gnädige Frau. Der da ist Kaufmann in Hamburg und ein äußerst gefährlicher Mensch. Er will einem nämlich fortgesetzt Tabak, Honig oder Beilchenseife in märchenhaften Massenlieferungen andrehen. Und Christian ist demnächst mulus — gegenwärtig primus omnium; aber natürlich bloß, weil die anderen noch weniger leisten als er. Was, Christel?“

Die Brüder lachten. Frau Brügge gab ihnen, zerstreut an ihnen vorbeischauend, die Hand.

Nun erschien auch Großmutter. Trotz ihres Vorsatzes, für die Fremde unnahbar zu sein, hatte sie sich doch mit ihrer Staatshaube geschmückt, und sie machte bei der Vorstellung eine so tiefe Verbeugung, daß Frau Brügge einigermaßen bestürzt auf sie trat, um sie auf ihr früheres Niveau wieder zurückzuführen.

„Sehen Sie, gnädige Frau, und das ist unsere Eve. Studiert auf der Berliner Hochschule Musik, wird nächstens berühmt werden, und läßt sich inzwischen von Gott und aller Welt nach Noten verziehen. Sie hat uns alle tüchtig unterm Pantoffel. Na, von irgendwem muß in einem rechtschaffenen Pfarrhaus doch ein Pantoffel geschwungen werden, nicht wahr.“

Die Fremde hatte Eve, die errötend näherkam, freundlich betrachtet. Die Geigerin sah in der warmen Beleuchtung mit dem lebhaften Teint und den erregt blitzenden Augen wunderhübsch aus. Der flotte, fast etwas übermütige Ton des Pastors hatte die erste Befangenheit seiner Leute glücklich überwunden. Frau Brügge belegte nun die Haustochter mit Beschlag und zog sie in ein Gespräch über ihre Studien, während die anderen die Plätze an der Tafel verteilten.

„Ich muß Sie schon einmal gesehen haben. Weiß aber nicht wo. Im vorigen Jahr wohl, nicht? So ein Winter rauscht freilich an einem vorüber . . .“

„Ich habe schon da und dort in Gesellschaften gespielt — da wär's vielleicht möglich — aber öffentlich aufgetreten bin ich noch nicht. Ich möcht's aber so gern. Ich bin so glücklich darüber, daß Väterchen mich ausbilden ließ. Väterchen — so nennen wir nämlich unseren Aeltesten.“

Sie sprach hastig, scheu, in sichtlicher Nervosität. Frau Brügges für einige Sekunden durch allerlei wirre Erinnerungen erregter Ausdruck verschwand rasch wieder, und ihre Miene erschien im weiteren Gespräch gelassen, fast teilnahmslos.

Daß man sie zu Tische bat, war ihr unangenehm. Sie war eigentlich nur herübergekommen, um sich mit dem Herrn Pastor noch etwas gründlicher auseinanderzusetzen. Sie polemisierte sehr gern, auch wenn das Thema ihre Person nicht in Mitleidenschaft zog. Diese pastorliche Häuslichkeit hatte in ihrer Patriarchalität aber doch etwas so Unheimelndes für sie, die den Begriff der Familienzusammengehörigkeit weder als Kind und Mädchen noch als Frau je kennen gelernt hatte.

Hatte der Pastor anfangs noch etwas unfrei gesprochen, in einem vielleicht forciert humoristischen Ton, so fand er während der Tafel rasch seine alte Leichtigkeit und Frische wieder. Er orientierte den Gast über mancherlei Charakteristisches aus der Gegend. Es kam auch zu den Ansätzen einer Debatte über soziale Fragen. Auf manchem Gebiet schien sie besser beschlagen als Heinz.

Der Pastor aß wenig, so fesselte ihn die Unterhaltung; auch Frau Brügge langte nur der Form halber zu. Um so eifriger nahmen — zum geheimen Kummer von Großmutter — die beiden Jungens die Gelegenheit wahr.

Das gerade recht angeregte Gespräch fand aber plötzlich eine Unterbrechung, denn noch während der Mahlzeit fuhr draußen ein Wagen vor und gleich darauf trat ein großer, stattlicher, wohlgenährter, roter Herr in Wettermütze und Havelock ein.

„Famos, famos, da treffe ich Sie ja, Wort Gottes. Kinder, laßt euch nicht stören. Heute früh jagte Dhlens Knecht, der alte Esel, Sie seien nach



Hamburg. Kinder, bloß keine Umstände, präpelt ruhig weiter. Da haben Sie nun wohl all Ihre Küchlein beisammen, Wort Gottes? — Tag, Großmuttering — und ihr, Jungens, — nee, nee, aber erst mang die Damens! . . . Eve — Fräulein Eve! Schwerenot, wird das Mädel hübsch! Charmant, Charmant! Und das ist wohl eine kleine Freundin, he? Kinder, man wird alt, man wird alt . . .“

So ging das in lautem Ton, teils gutgelaunt und schwadronierend, teils schneidig und hochfahrend. Ohne Umstände händigte er den aufgesprungenen jungen Leuten Havelock, Mütze und Handschuhe ein und teilte Händedrucke aus.

„Herr Rittergutsbesitzer Klaas Schwesing, unser Patron,“ stellte der Pastor vor. „Und ich muß wohl noch hinzufügen: Hauptmann der Landwehr ersten Aufgebots, um ganz vollständig zu sein. — Frau Bankier Brügge aus Berlin.“

Schwesing zwirbelte sofort seinen Schnurrbart. „Pardon, meine Gnädigste, ich irrte da also . . . Aber machten thatsächlich so den Eindruck — mußte Sie bei Gott für ein ganz junges Mädchen, hm . . . Tag, Eve, übrigens — oder Fräulein Eve jetzt, he? . . . Ja, meine Gnädigste. Hm. Na ja.“

Die Fremde hatte einen so kühlen, durchdringenden Blick, der die Phrasen, die der Rittergutsbesitzer da schwernöterisch zu dreschen beginnen wollte, ihm ordentlich noch im Munde zerschchnitt.

Man rückte einen Stuhl für den Patron an den Tisch und Kathrin brachte ein Gedeck. Wohlgefällig

tätſchelte er dem Mädchen dabei auf die Hüfte, als müßte das ſo ſein.

„Ja, das kann man wohl ſagen, bei Timms da iſt das doch immer gleich rieſig gemütlich.“

Er betrachtete ſich ohne weiteres als Hauptperſon und machte mit ſeiner lärmenden Junkerſtimme die ſo hübſch in Fluß gekommenen Einzelunterhaltungen vollſtändig unmöglich. Verwunderlich war die Miſchung in ſeiner Ausdrucksweiſe. Zu Timm ſelbſt ſprach er gönnerhaft, zu Großmutter und den Jungens väterlich, aber immer mit der landläufigen Holſteiner Derbheit; wandte er ſich aber an Eve, ſo kam etwas jovial Dunkelhaftes in ſeinen Ton — und der Fremden gegenüber bediente er ſich einer kurz abgeriſſenen, offiziersmäßig galanten Ausdrucksweiſe. Er mochte in der Mitte der Bierziger ſtehen. Sein Antliß und ſeine Naſe hatten Wetter, Wein und Sturm ſtark dunkel gefärbt. Er hatte buſchige, rothbraune Augenbrauen, trug das Haar, das auf dem Wirbel bereits in Handtellergröße den blanken weißen Schädel freiließ, glatt abgeſchoren und einen mächtigen Schnurrbart, zu deſſen martialiſcher Ausdehnung und Vervollkommnung auch eine Anleihe aus der Backenbartgegend gemacht war.

Im Verlauf des lebhaft über den Tiſch geführten Geſprächs ſah ſich Frau Brügge ſehr bald über ſeine Perſonalien orientiert. Er war verheiratet, kinderlos und beſaß das Rittergut Kollhagen, dem das dingliche Patronat über Barlohe zugehörte, vollkommen ſchuldenfrei. Trotz ſeiner kirchlichen Würde gefiel er ſich, wie es ſchien, in der Rolle eines ländlichen Don

Juans. Er kniff oft, wenn ein Frauen- oder Mädchenname genannt wurde, ganz zwecklos die Augen zusammen, klemmte einmal auch, um die jungen Damen besser zu besichtigen, ein Monocle vors Auge.

Amüſant war es für Frau Brügge, den Pastor, dem dieſer Beſuch nicht gerade Begeiſterung abzuringen ſchien, zu beobachten. Anfangs war er, der derbdreißten Manieren des Landjunktors wegen, ſichtlich verlegen. Allmählich aber überwand er das, und dann diente er dem Rittergutsbeſitzer in einer ſo netten, humorvollen und dabei doch beſtimmten Form, daß Frau Brügge ſich inſgeheim mit ihm gegen den prätentioſen Ankömmling verbündet fühlte. Sie hörte einigemal auch eine ſo treffende Ironie aus den Erwiderungen des jungen Hausherrn heraus, daß ſie ganz überräſcht aufblickte. Klaas Schwefing ſchien nichts davon wahrzunehmen.

Es waren hauptſächlich Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten, die der Patron in ſeiner nachdrücklichen und lärmenden Weiſe zur Sprache brachte. Heinz rief daher plötzlich:

„Nein, nun proteſtiere ich aber im Intereſſe unſeres Gaſtes. Herr Schwefing, ich glaube nicht, daß es für Frau Brügge amüſant iſt, uns noch länger ‚ſachſimpeln‘ zu hören. Machen wir das lieber nachher ab.“

Die Augen ſämtlicher Timms wurden größer und ſtarrer. Der Patron galt für ſie als ſolche Reſpektsperſon, daß der Ton, den Väterchen gegen ihn anſchlug, ſie erſchreckte.

„Ah, Pardon, meine Gnädigſte!“ ſagte der Ritter-



gutsbesitzer, sich wieder mühsam das Glas vors Auge klemmend. „Thatsächlich, man wird der reine Bauer hier. Ich bin zwar jeden Winter ein paar Wochen lang in Berlin. Ja, mein Gott, das ist ein anderes Leben dort. So die Friedrichstraße und nachts im Café Bauer und in der American-Bar — und die Theater.“ Er schnitt eine püffige Grimasse. „Allein schon das Residenztheater. Und denn der Wintergarten und das Apollo. Meine Alte nehm' ich da natürlich nicht mit, hehe. Man will doch auch 'mal allein . . . Aber dolle Sachen kriegt man da zu sehn. Man kann sagen: manchmal nahezu an der Grenze.“

„Das a n d e r e sehen sich die Herren aus der Provinz ja selten an,“ sagte Frau Brügge ruhig.

„Wie befehlen? Ach so. Ja — na . . . Ich war das letzte Mal übrigens auch im ‚Burggrafen‘ im Schauspielhaus. Nee, für die Bildung thut man ja auch immer was. Aber natürlich: nur Klassisches, das wäre doch zu stumpfsinnig, nicht wahr. Aber zu leben wissen die Berliner. Hogdonner.“

Karl empfand schon längst das dringende Bedürfnis, auch etwas von seiner Lebenserfahrung zum Besten zu geben. „Bei uns in Hamborg,“ begann er, „da . . .“

„Nächstens fahr' ich wieder nach Berlin,“ fuhr Schwesing fort, den schüchternen Einwurf übertönend, „mein altes Regiment bekommt eine Fahne fürs vierte Bataillon. Wir schicken von unserem Kriegerverein hier eine Deputation hin. Da werden wir den Berlinern 'mal zeigen, was 'ne Harke is. Hören Sie, Wort Gottes, daran anknüpfend möcht' ich Sie bitten . . .“

„Bei uns in Hamburg —“ hub Karl mit seinem Bonvivantlächeln wieder an, kam jedoch abermals nicht zu Rande.

„Was will denn der nur immer mit sein altes Hamburg!“ rief der Rittergutsbesitzer etwas cholerisch. „Was ich Sie bitten wollte, Pastor, — heut über acht Tage ist doch das Stiftungsfest von unserem Kriegerverein . . .“

Eve hatte sich an ihre Nachbarin gewandt, einen Wink des Bruders auffangend. „Wenn es Ihnen recht ist, gnädige Frau?“

Lächelnd nickte Frau Brügge. Und so ward die Tafel aufgehoben.

Schweising blieb noch ein Weilchen schwadronierend sitzen. Er war in sein militärisches Thema so verrannt, daß er gar nicht merkte, daß sich alles rund um ihn erhob; denn sein Blick flectete, während er sprach, an irgend einem leblosen Gegenstand des Zimmers. Nun sprang er aber auf, schlug die Hacken zusammen und küßte erst der stolz verschämten alten Benefeken, die so was gar nicht gewöhnt war, darauf Evchen die Hand. Frau Brügge, derentwegen hauptsächlich sich der Rittergutsbesitzer in solche Unkosten stürzte, stand aber so ablehnend da, daß er den galanten Versuch bei dieser seltsamen Fremden gar nicht erst riskierte.

„Wer ist es denn eigentlich?“ fragte Schweising den Hausherrn etwas grollend, aber so viel er konnte, seine Stimme dämpfend. „'s ist doch noch keine Badezeit?“

„Die Dame hatte früher einmal kirchlich mit meinem Vater zu thun,“ erklärte der Pastor kurz, von der Art des Junkers mehr und mehr verärgert, „sie wußte nicht, daß er schon tot ist.“

„Kirchlich. Hm.“ Verglast sah er sie von der Seite an. „Witwe — wie?“

„Nein — warum?“

„Sieht so aus. Aber verteufelt propper. Ich hab' riesig viel übrig — für die kleinen Witwen und so . . . Nee, Wort Gottes, was machen Sie gleich für ein Gesicht.“ Er wandte sich unbehaglich an Karl und Christian, die verlegen in der Ecke standen. „Na, Jungens, und was treibt ihr? Der Kleinste ist also fort? Richtig, sie wollen ihm ja das Hintebein abgewöhnen. Na, ihr laßt euch doch zum Fest 'mal draußen auf Kollhagen sehn? Fräulein Hulda bäckt euch Waffeln. Das kann sie nämlich pikfein, ff — zum Küssen.“

„Jä, Herr Hauptmann, ich hab' mich noch gar nich bei Ihre liebe Frau bedankt,“ mischte sich Großmutting ein, „für das Rezept zum Waschen mit Petroleum.“ (Sie betonte in diesem Wort starrsinnig immer das letzte e.) „Und wie schlägt denn das neue Fräulein ein, wollt' ich mir man erkundigen?“

Schwefing strich sich den Schnurrbart. „Die Hulda? A la bonne heure. Ein famoser kleiner Beamter. Ja, alles, was recht ist. War auch sehr am Plage, daß wir 'n tüchtiges junges Frauenzimmer ins Haus bekamen endlich. Wo meine Alte doch so marode ist mit ihrer ewigen Migräne.“ Es bligte aus seinen



graugrünen Augen auf und er patschte sich aufs Knie.  
„Ja, uns' Fräulein Hulda!“

Der Pastor hatte sich inzwischen zu den beiden Damen hinüberbegeben, die am Klavier standen. Eve packte gerade die Geige aus. Sie war in schier ängstlicher Weise immerzu um die Fremde bemüht und kam beim Erzählen vom Hundertsten ins Tausendste. Dabei wich sie jedem Gespräch über Berlin selbst aber geflissentlich aus, trotzdem Frau Brüggge, die schon sehr müde und abgESPANNT schien, sich den Kopf zerbRECHEN wollte, wo sie Eve denn nur kennen gelernt haben könnte, und immer wieder darauf zurückkam. Der Pastor hatte seine Schwester noch nie so angeregt und gesprächig gesehen.

Als der Rittergutsbesitzer vernahm, daß musiziert werden sollte, rief er in seiner lärmenden Weise Eve zu: „Famos, famos, Fräulein Eve. 'n hübschen Dsching-teratata machen? Es geht doch nichts über die Militärmärsche. Oder auch Walzer und so was. Bloß wenn sie mir so mit Sonaten kommen und so ein Zeugs — davor hab' ich heillose Manschetten.“

„Soll ich die ungarische Rhapsodie spielen?“ fragte Eve die Fremde. Mit einem lächelnden Seitenblick auf Schwesing fügte sie hinzu: „Da kommt wenigstens etwas Marschähnliches drin vor.“

„Ja, Eve,“ unterstützte der Pastor gutgelaunt die Schwester, „schließen wir einen Kompromiß. Und der Herr Patron raucht indes vielleicht eine Cigarre? Karl, du bist ja Kenner — mach dem Herrn Hauptmann die Honneurs.“

„Das will ich ehrlich gestehn, mich rauchert schon mächtig!“ sagte Schwesing gemütlich. „Ich bin mit nichts so verheiratet wie mit meiner Cigarre. Ich gehe mit ihr zu Bette und stehe mit ihr wieder auf. Hehe. Na, Korl, also wie ist die Sache mit Ihren Giftnudeln? Rücken Sie 'mal 'raus mit Ihren Schätzen! Marke Rauchduseliieber, was?“

Da der Rittergutsbesitzer fortgesetzt schwadronierend dem Commis in die Veranda folgte und sich Christian mit heißen Backen der Schwester anbot, die nicht allzu schwierige Klavierbegleitung zu übernehmen, so blieb der Pastor mit dem Besuch allein in der Ecke.

„Sie sind wohl überhaupt sehr für Kompromisse?“ fragte Frau Brügge den Pastor in Anknüpfung an seine Bemerkung von kurz zuvor.

„Das könnte ich nicht behaupten. Ich bedaure, wenn ich den Eindruck auf Sie mache.“

„Ich weiß mir nicht zu erklären, wie Sie sonst so vergnügt und zufrieden sein könnten.“

„Warum soll ein Pastor sich nicht auch seines Lebens freuen? Gott ist lustig, der Teufel ist traurig.“

„Aber jeder Mensch hat doch Sorgen — Mißhelligkeiten. Leben heißt kämpfen.“

„Daran ist auch bei mir kein Mangel. Zumeist im Amt. Sie hörten ja, wie der gute Herr Patron mir zujunkt. Und so geht's andererseits mit dem Superintendenten — und mit der Gemeindevertretung.“

„Ich wunderte mich vorhin über Ihre Geduld — solchen Ansichten gegenüber. Sie haben eine merk-

würdige Leichtigkeit im Verkehr mit den Menschen. Wenn es nicht nur Diplomatie ist — und wenn Sie wirklich keine Kompromisse schließen — dann wären Sie ja geradezu zu beneiden wegen Ihrer glücklichen Veranlagung.“

„Aus Ihrem Ton klingt aber doch ordentlich ein Vorwurf heraus, gnädige Frau. Und fast etwas wie Mißtrauen.“

„Wer ein Leben hinter sich hat wie ich . . . Wissen Sie, Herr Pastor, ich glaube von einem jeden Menschen das Schlechteste — bis er mir den Gegenbeweis erbracht hat. Sie scheinen dagegen von vornherein von aller Welt grundsätzlich das Beste anzunehmen.“

„Es fragt sich, wer von uns beiden in seiner Wahl das größte Glück und die größte Befriedigung findet.“

„Sie sind noch niemals getäuscht worden?“

„Wem bliebe das erspart. Ich halte die Menschheit ja auch nicht etwa für ein Heer von lauter kompletten Engeln. Aber ich meine, schon die selbsterzieliche Wirkung des Vertrauens in den Nächsten ist nicht zu unterschätzen.“

Sie wollte erwidern — da begann Eve ihr Spiel, nachdem Christians einleitende Takte in der allgemeinen Unruhe noch untergegangen waren.

Eve hatte einen vollen, großen Ton. Sie spielte das Stück mit einer fast heftigen Leidenschaftlichkeit. Unruhig irrte ihr Blick zuweilen zum Bruder und der Fremden hinüber, die gegen die Mitte ihres Vortrags



hin ihr Gespräch wieder aufnahmen — wenn auch leise, flüsternd.

„Es könnte mich wirklich reizen, Sie einmal predigen zu hören.“

„Ich spreche schlicht und einfach zu meinen Zischern — wie man eben zu großen Kindern spricht. Philosophische Abhandlungen über abstrakte Begriffe gibt es bei mir natürlich nicht.“

„Sie glauben Ihre Pfarrkinder nicht denken lehren zu müssen — oder zu dürfen?“

„Jedes Wort von Ihnen, gnädige Frau, hat doch immer eine Spitze. Religion ist freilich mehr Fühlen als Denken. Und: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“

„Psychologisch sind Sie mir geradezu ein Rätsel, Herr Pastor. Sie sagen selbst, Sie haben so schwere, ernste Pflichten — im Amt und im Hause — wie verträgt sich das nur mit Ihrer heiteren Lebensauffassung?“

„Wem die Pflichterfüllung keine Last ist — wer im Gegenteil darin volle Befriedigung findet, sich so ganz und gar einer guten Sache zu widmen, — für den ist doch auch das Opferbringen eine stete Quelle der Freude.“

„Sie sprechen so abgeklärt, als ob Sie hundert Jahre alt wären und gar keine Wünsche mehr hätten.“

„Sie irren, gnädige Frau. Ich habe eine ganz intensive Lebenslust in mir. Fühle mich so jung und frisch — ich liebe das Leben.“

„Dann sind Sie mir noch unbegreiflicher. Uebri-

gens kennen Sie das Leben noch gar nicht. Denn kennt man es, dann muß man es verachten.“

„Wenn ich Ihnen doch ein bißchen Sonne und Wärme und Frieden ins Herz tragen könnte!“

„Ich habe in meinem elenden Dasein kein Glück, kein Sonnenlicht mehr zu erwarten. Ich habe mich — völlig abgefunden.“

„Von einem äußerlichen Glück spreche ich auch nicht, gnädige Frau. Aber wenn man Sie auch bettelarm gemacht hat in dieser Hinsicht — die inneren Glücksgüter, die ganz unabhängig sind von den äußeren Schicksalen, sind ja tausendmal wertvoller — und sind dauerhafter und feßhafter.“

Sie lächelte. „Ach, sehen Sie — nun sind Sie doch wieder im besten Zug, mich ‚befehren‘ zu wollen. Der Heilsweg — nicht wahr? Daß die Pastoren das doch nie lassen können.“

„Sie thun mir so in tiefster Seele leid, Frau Brügge.“

„Das sagte Ihr Vater damals auch. Und Sie wissen, wie er mir helfen wollte.“

Der Pastor seufzte leicht auf. „Er gehörte einer früheren Generation an. Die war in anderen Ansichten erzogen und aufgewachsen — vor allem, was die Stellung des Weibes anbetraf, dessen Pflichten und Rechte.“

„Ja, die Frau war die Sklavin.“

„Das ist übertrieben.“

„Geistig ward sie durchaus hörig und unmündig gehalten, Herr Pastor. Und die meisten Ihrer Amts-

brüder möchten auch heute noch an diesen bequemeren Prinzipien festhalten. Der Kampf der Geschlechter wird ja erst noch ausgetragen werden. Daß unsereins als Mensch ernst genommen sein will, erscheint vielen — auch gebildeten — Männern so ungeheuerlich, daß man schon daraus mit Entsetzen erkennt, welche Rolle man uns männlicherseits am liebsten zudiktieren möchte. Ich hab's oft genug voll tiefster Scham empfunden. Nicht nur in der Ehe, auch sonst. Wenn von einer Frau nämlich die Fama berichtet, daß sie unglücklich in ihrer Ehe ist, dann finden sich immer sogenannte Tröster ein. Denen gilt man als Freiwild, wissen Sie."

"Ich wäre der Letzte, der Ihnen zusprechen wollte, dorthin zurückzukehren. Bleiben Sie hier in Barlohe. Wenigstens ein Weilchen. Vielleicht gewinnen Sie hier wieder Zutrauen zur Menschheit."

Sie warf einen Blick nach Schwesing zurück, der Karl gegenüber an der Verandathür lehnte und mächtig qualmte. Der Rittergutsbesitzer schmunzelte und Karl sicherte; offenbar hatte einer von ihnen etwas Witziges gesagt.

"Die Spezies Mann, der ich in Berlin am liebsten so weit als möglich auswich, findet sich auch in Ihrem geliebten Barlohe, Herr Pastor; wenn möglich noch brutaler und arroganter als dort. Und so etwas ist sogar Kirchenpatron hier bei Ihnen."

Die Stirn des jungen Geistlichen umdüsterte sich.

"Ja, das ist nicht die kleinste der Sorgen, an denen ich zu laborieren habe. Seine arme, arme Frau.



Man möchte sie doch nicht noch elender machen. Schwesing ist übrigens in allen Gemeindesachen ehrenwert, zuverlässig und gerecht.“

„Und daneben als Mensch?“

Der langsame, getragene Mittelsatz der Rhapsodie hatte soeben sein Ende erreicht. Mit großartigem Aufschwung spielte Eve das Finale. Die technischen Schwierigkeiten einiger Partien beherrschte sie noch nicht vollkommen, das entging dem Pastor nicht; er staunte aber über den kühnen Zug ihres Vortrags, den er bei ihrem schülermäßig unpersönlichen und akademisch kühlen Spiel früher immer schmerzlich vermißt hatte.

Auch dem durchaus unmusikalischen Rittergutsbesitzer imponierte das Feuer dieser perlenden Gänge und prestissimo gespielten schwierigen Passagen, Triller und Doppelgriffe. Aber noch mehr war es das aufregende Bild ihres Heißwerdens, das ihn veranlaßte, dröhnend in die Hände zu pochen, während Eve schloß.

„Schwerenot noch eins, das geht ja wie geschmiert. Sie hat sich riesig 'rausgemausert. Charmant — charmant. Nu aber schnell noch einen Walzer hinterher, Fräulein Eve. Zum Abgewöhnen. Ich muß nämlich wieder heim — hab' mich so wie so schon ein bißchen versäumt . . .“

Alle umringten die Geigerin, deren Antlitz glühte, und sprachen ihr anerkennende Urteile aus; auch der Besuch.

„Nun weiß ich, wo wir uns trafen,“ sagte Frau Brügge dabei freundlich, „als Sie den Schluß spielten,

fiel mir's ein. Es war ein Brahms'sches Duo, das Sie damals vortrugen. Aber Sie haben seitdem bedeutende Fortschritte gemacht. In Wannsee war's — im vorigen Herbst wohl — bei der alten Generalin von Westernhagen. Nicht wahr?"

Eve fuhr sich erschöpft mit dem Taschentuch über die Stirn, auf der der Schweiß stand. Sie nickte und lächelte und sprach ein paar konfuse Worte zu Frau Brügge, die gar nicht im Zusammenhang mit deren Fragen standen.

„Mädel, aber regst du dich auf beim Spiel!“ rief der Pastor beunruhigt. „Was ist dir nur?“

„Ein bißchen — setzen!“ brachte sie mit einem matten Lächeln hervor. Christian hatte ihr die Geige abgenommen, Karl rückte ihr einen Stuhl hin.

„Willst du ein Glas Wasser haben, Eving?“ fragte der Primaner besorgt.

„Unsinn — tüchtigen Grog!“ rief Schwesing. „Das kann man sich ja denken, wie ungesund die verfluchte Krackerei auf die Dauer sein muß! Rasch einen Grog, und wenn's ihr dann nicht gleich wieder gut ist — noch einen und marsch zu Bette.“

„Sie hat einen schweren Winter hinter sich,“ erklärte Heinz der Fremden, „viel zu üben, auch Stunden zu geben — daneben noch Orchesterübungen, Theorie, Klavier . . . Ich glaubte aber, sie würde sich in den paar freien Tagen besser erholt haben. Sie war dort nämlich wieder zu Besuch, in Wannsee . . .“

„Aber mir ist doch gar nichts — mir ist doch gar nichts!“ kam es hastig und erregt von den Lippen

der Geigerin, die rasch wieder aufgesprungen war, dem Bruder ins Wort fallend. „Was wollt ihr nur? . . . Soll ich Ihnen noch einen Walzer spielen, Herr Hauptmann?“

Es lag etwas so Fieberhaftes in ihrem Ausdruck, daß der Pastor energisch protestierte. Eve gesellte sich nun gezwungen lachend an die Seite der Berlinerin.

„Es gefällt euch also nicht — das ist mir klar. Ja, ja, ich weiß. Vielleicht ist es auch genug für Sie, gnädige Frau — Sie sehen selbst so abgespannt aus. — Haben wir aber auch je einen so heißen April gehabt? Das ist doch schon ganz unnatürlich, nicht?“

Frau Brügge musterte das junge Mädchen einigermaßen befremdet. Hinter dieser heftischen Lebhaftigkeit steckte etwas. Warum fiel sie einem jeden ins Wort, der über ihren Aufenthalt in Berlin sprach? Und warum hatte sie's so auffällig abgelehnt, sich an die Begegnung mit ihr bei der Generalin zu erinnern?

„Sie kamen öfters nach Wannsee zu Westernhagens?“ fragte sie die Geigerin etwas kühler.

„Ja — das heißt . . . ich bin eigentlich — nicht . . .“

„Die Dame lud sie zu einer kleinen Reise ein,“ erklärte Heinz an Stelle seiner Schwester, „nach dem Spreewald — mit der Tochter des Hauses. Sie ist erst heute mittag zurückgekehrt.“

Es war ein seltsamer Blick, den Frau Brügge dem bleich gewordenen Mädchen zuwarf. Eves Antlitz war wie erstarrt.

„O — mit der Tochter des Hauses!“ wiederholte die Fremde fast tonlos.



Kathrin war kurz zuvor in die Thür getreten; der Kutscher lasse den Herrn Hauptmann fragen, ob die Pferde nicht lieber eingestellt werden sollten.

„Ja, das fehlte noch. Sie erwarten mich zu Hause ja.“ Schwesing zwirbelte seinen Schnurrbart auf.

„Ja, so verplempert man einen ganzen Abend. In Gesellschaft von jungen Damen vergesse ich nämlich prinzipiell auf die Uhr zu sehn, hehe.“

In der Unruhe, die durch den Aufbruch des Rittergutsbesizers verursacht ward, blieb Eve von den Brüdern unbeobachtet. Sie erhob hastig die gefalteten, frampfhast ineinandergepreßten Hände zu der Fremden. Eine hilflose, flehentliche Bitte lag in ihrer Miene; aber sie schien nicht die Kraft zu besitzen, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Frau Brügge wollte sie endlich um Aufklärung ersuchen — doch da verabschiedete sich Schwesing bereits in seiner wortreichen Art.

„War mir' ne besondere Ehre, meine Gnädigste. Schönsten Dank, Fräulein Eve, für den hohen Kunstgenuß. Und Sie werden mit Ihren Brüdern doch auch 'mal in den Feiertagen zu uns 'rausgestrampelt kommen, wie? Wenn Sie die Geige mitbringen — 'ne Masse Noten und so ein Zeugs ist da. Empfahl' mich allerseits. Je, Wort Gottes — einziger Pastor — jetzt sind wir mit der verflirten Kirchenbaugeschichte also doch nicht zu Rande gekommen. Na, gleich nach dem Fest tanz' ich wieder 'mal an. Oder noch besser, wir machen morgen mittag 'ne zwanglose Sitzung, was? Denn wir müssen in den Gemeinden doch nu endlich Beschluß fassen . . .“

Man hörte seine schwadronierende Stimme noch vom Garten her. Heinz schickte ihm seine Brüder zur Begleitung bis an den Wagen mit.

Als er sich nach den Damen zurückwandte, sah er Frau Brügge gleichfalls im Aufbruch begriffen.

Das that ihm nun sehr leid, daß sie sich nicht halten lassen wollte.

„Sie haben's recht ungünstig getroffen, gnädige Frau. Schwesing bringt immer eine solche Unruhe mit sich. Es geht sonst friedlicher bei uns zu.“

Sie hatte ihre Handschuhe an sich genommen und stand noch ein paar Sekunden lang unschlüssig da. „O, ich — bin überzeugt.“ Man konnte aus ihrem Ton nicht recht klug werden. In ihren Augen blitzte es so seltsam auf. Plötzlich aber schüttelte sie lässig den Kopf — eine schier krankhafte Blässe und Abspannung zeigte sich dabei in ihren Zügen — und sie verabschiedete sich kurz und ging.

Gerade fuhr Schwesings Wagen ab, als sie, von Heinz begleitet, die Gitterthür erreichte. Die beiden jungen Leute rannten noch eine Strecke weit neben dem Wagen mit; man hörte ihr helles, jugendliches Lachen sich vorteilhaft abheben von dem heiseren, dabei scharfen und verschleimten Husten des Hauptmanns.

„Sie reisen gleich morgen wieder weiter, Frau Brügge?“ fragte der Pastor an der Thür. Eine gewisse Bewegung klang aus seiner Stimme.

Sie sah ihn groß an und atmete tief und schwer auf, als müsse sie ihm aus gequältem Herzen heraus noch etwas zurufen. Wie Zorn lag es in ihrem bleichen,

verhärmten Antlitz. Doch wieder wußte sie sich zu beherrschen und es kam nur zu einem müden, gleichgültigen: „Ja, ich reise morgen.“

Der Pastor sah die schlanke, schwarze Gestalt drüben im mäßig erleuchteten Thorweg von Ohlsens „Stadt Hamburg“ verschwinden. Gleichzeitig kehrten die Brüder atemlos von ihrem Wettlauf zurück und hängten sich links und rechts an seine Arme.

So kehrten sie zu dritt ins Haus zurück.

„Eine seltsame — ganz seltsame Frau!“ dachte der Pastor. Er erschrak darüber, daß er es auch halblaut vor sich hin sagte.

Eve hatte bereits die Lampen gelöscht. Im Dunkel sagte sie den Brüdern rasch Gute Nacht mit ziemlich tonloser Stimme und entschwand.

Heinz blieb hernach noch lange in seinem Zimmer wach, um seine Predigt zu memorieren. Immer wieder mußte er seine Gedanken, die zu der Fremden abschweifen wollten, gewaltsam auf sein Thema konzentrieren: Ostern — Auferstehung.

---



#### IV.

Ohlsen konnte im Sommer alles in allem zwanzig Gäste unterbringen, seitdem er den Anbau hatte aufzuführen lassen, von dessen oberen Fenstern aus man gerade über den grünen Deich weg noch das Meer sah. Aber den Winter über ging der Anbau, dessen Zimmer noch etwas baufeucht und dabei nicht heizbar waren, schlecht zu benutzen; und da haperte es mit dem Unterkommen.

Die Geschäftsreisenden, die sich alle Jubeljahre einmal hierher nach Barlohe verirrt, nahmen ja gern mit dem kleinen Hofzimmer im Erdgeschoß fürlieb, in dem, wenn nicht im Saal getanzet wurde, das Klavier stand; für diese Berlinerin aber, deren gemessenes Wesen fast mehr noch als der hohelegante Lederkoffer dem biederen Ohlsen und seinen Leuten die Gewißheit gab, daß man es mit einer äußerst vornehmen Dame zu thun hatte, für die mußten schon mehr Umstände gemacht werden. Man konnte gar nicht wissen, ob das für die Zukunft von Barlohe nicht von ganz bedeutendem Nutzen sein würde.

Als Frau Brügge also von Pastors herüberkam, geleitete die junge, ganz schmuck und sauber gekleidete Frau Ohlsen sie persönlich in den sogenannten Salon,

in dem sich die Garnitur, der Teppich, der Damenschreibtisch, der ewig unaufgezogene Regulator und die beiden schön gerahmten Delldrucke befanden, die als Prämie zu einem illustrierten Journal gekommen waren. Die Möbel wurden seit der Ohlenschen Hochzeit vor fünf Jahren nur im Sommer benutzt, wo der Salon den geehrten Badegästen der „Stadt Hamburg“ zur Verfügung stand — eine Erlaubnis, von der aber auch nicht allzu oft und nur beim trübseeligsten Regenwetter Gebrauch gemacht wurde. Frau Brügge pflegte solche Möbelmagazine ihrer Kälte und Feierlichkeit halber als „heiliges Grab“ zu bezeichnen. Vollends stilllos ward die Einrichtung dieses Prunkgemaches nun dadurch, daß neben dem für die Nacht aufgeschlagenen großmächtigen Bett das Zierfischbassin mitsamt den dickleibigen Photographiealbums der Familie Ohlsen auf dem Salontisch stehen gelassen worden war.

Frau Brügge belächelte diese Einzelheiten, verlor aber kein Wort der verlegen lächelnden jungen Wirtin gegenüber.

Da um halb Sieben der erste Zug von Föhrden abging, wollte sie schon um fünf Uhr geweckt sein.

Aber in der unerträglichen Mottenpulveratmosphäre dieses improvisierten Schlafraums fand sie erst lang nach Mitternacht Ruhe, nachdem sie schließlich beide Fenster und die Balkonthür weit geöffnet hatte.

Sie war wie zerschlagen, als es an ihre Thür pochte und in fast unverständlichem Platt gefragt wurde, ob ihr der Kaffee hereingebracht werden sollte.

Nein, sie wolle doch lieber noch schlafen — und werde dann klingeln.

Und nun wachte sie erst auf, als drüben die beiden Kirchenglocken zum erstenmal zu läuten begannen.

Das Zimmer lag nach Osten und Süden. Durch die geöffneten Fenster kam die Morgensonne herein. Ein erfrischender Seehauch, den die junge Frau in tiefen Zügen einatmete, wehte über den Obstgarten ins Zimmer. Sie zog die Gardinen vor, ohne die Fenster zu schließen, dann trat sie in ihre Reisewanne von Kautschuk und begann ihre umfassende Toilette, zu der sie Unmengen Wasser verbrauchte. Jung, frisch und gesund fühlte sie sich nur immer morgens nach traumlosem Schlaf. Der endlose Tag mit seinen Grübeleien machte aus ihr bis zum Abend immer eine um Jahre ältere.

Ohne Frost zu empfinden in der kühlen Morgenluft, kleidete sie sich rasch an und ordnete beim munteren Hin- und Hergehen gleich wieder ihr Gepäck. Trotz ihres ernststen Gesichtsausdrucks wirkte sie in ihrer morgenfrischen Elastizität — das mußte sie sich vor dem Spiegel selbst gestehen — wie kaum zwanzigjährig.

Es war wieder ein wunderschöner, heller, sonniger Tag wie die ganze letzte Woche über. Kein Wölkchen stand am Himmel. Frau Brügges Stimmung war vom Wetter immer sehr abhängig. Als sie auf den Balkon trat und nach rechts hin jenseits der Gärten das blaue Meer erblickte, das mit seinen unzähligen kleinen weißen Mützen wie gekreppt aussah,



stand es sogleich bei ihr fest: sie würde heute doch noch hier an der See bleiben, trotzdem der gestrige Abend, den sie im Pfarrhaus zugebracht, keinen gleichmäßig guten Eindruck von Barlohe und seinen Leuten in ihr hinterlassen und ihr auch besondere Sympathie für die Gegend selbst durchaus nicht abgewonnen hatte.

Während sie im Garten frühstückte — zur Verwunderung der beiden Ohlsens, für die es erst Sommer ward, wenn der Kalender es ansagte und die Ankunft von Badegästen es bestätigte —, fing sie dann gleich wieder an zu grübeln über die Erlebnisse des gestrigen Abends.

War dieser junge Pastor ein Heuchler, ein Pharisäer — oder sah er die Welt wirklich aus so reinen, unschuldigen Kinderaugen an? Ahnte er nichts von den niedrigen Instinkten seiner Umgebung — zum Beispiel eines Mannes wie dieses Schwesing, den er so seelensruhig an seinem Tisch duldete —, von der dreisten Lüge, die ihm die einzige Schwester da ins Haus getragen, — oder wollte er bloß nichts davon wissen?

Das Rauschen der See drang nicht bis hierher. Es schien auch schon wieder Ebbe einzutreten. Man hörte nur die sonntägliche Fahne am Giebel der „Stadt Hamburg“ flattern und die noch rutenartigen Zweige der Obstbäume im Winde wehen. Dazu kamen vom Hof der Wirtshaft her und aus dem Pfarrhause dann und wann verlorene Laute in dem ihr fast holländisch oder dänisch klingenden Dialekt — ein Hahn krächte — der Hausknecht piffte einen längst vergessenen Gassen-

hauer — ein paar Wagen rasselten die Dorfstraße daher, reichere Bauern zur Kirche bringend — und wieder setzte das schetternde Läuten der armseligen Glocken vom schwindstüchtigen Holzturm da drüben ein. Es war eine stille, verträumte Sonntagsstimmung, wie sie sie nur in ihrer Mädchenzeit auf dem längst unter den Hammer gekommenen Gute des Vaters gekannt hatte.

Allerlei Erinnerungen wurden in ihr lebendig.

Sie dachte an die Sonntagsbesuche auf den benachbarten Gütern, die Visiten der Herren aus der nahen Garnison. An junge Mädchen hatte sie sich nie recht angeschlossen — überhaupt nie einen intimeren Damenverkehr gehabt. Ihre Schulfreundinnen hatten ihr's übel genommen, daß sie sich schon mit sechzehn Jahren verlobte und verheiratete (wie eingebildet war sie selbst damals aber auch gewesen, daß sie als die erste von allen Altersgenossinnen unter die Haube kam und gleich so eine reiche, glänzende Partie machte!) — als junge Frau dann blieb sie für die skeptisch-frivolsten Großstädterinnen die ersten Jahre über das Gänschen vom Lande. Es hatte ja noch Ideale, das Gänschen vom Lande, es war eine dumme kleine Durchschnittsfrau, die echte Provinzialin, die noch an die Treue des Mannes glaubte und erschrocken und beleidigt war, wenn man ihr in ein- oder zweideutiger Weise den Hof machte. Auch die früheren Bekannten aus ihrer westfälischen Heimat, die sie in den verschiedensten Kreisen von Berlin W. wieder traf, hatten sich hier so seltsam verändert. Die Großstadt hat

ihren eigenen Zuschnitt, der mit der Zeit alles, alles nivelliert. Bei den ihr früher liebsten Leuten fühlte sie sich nicht mehr wohl. Ihr Unglück hatte sie sehend gemacht. Gram und Verzweiflung packten sie oft deswegen an, daß sie an all die schönen Phrasen der dummen Backfischzeit nicht mehr glauben konnte — sie verwünschte sich manchmal selbst —, aber da waren es immer wieder Blicke und Andeutungen, die sie verletzten, die Pikanterien in ihrer heimlichen, aber in ihrem Kreis längst bekannt gewordenen selbstgewählten Witwenschaft witterten, und die sie immer wieder aus der ihr verhaßten Großstadtwelt in die tiefste Einsamkeit mit sich selbst jagten. Sie war wirklich menschen-scheu und wunderbarlich geworden; und so stieß sie vielleicht auch die zurück, die es gut mit ihr meinten. Wie eine zweite Mutter — besser wenigstens als ihre leibliche Mutter — hatte sich zum Beispiel Frau von Westernhagen damals ihrer angenommen, ein paar Monate vor der endgiltigen Trennung von ihrem Manne, als sie mit sich rang und kämpfte, ob sie den entscheidenden Schritt wagen sollte und durfte, oder ob sie um ihrer Mutter willen aushalten mußte. Wie oft war sie im Herbst zu der prächtigen, lebensfrohen, kunstbegeisterten alten Dame nach Wannsee hinausgefahren. Die Generalin unterstützte junge Künstlerinnen in selbstlosester Weise mit Rat und That, weil sie selbst keiner Zeit als junge Offiziersbraut ihre eigene große künstlerische Begabung den Standespflichten oder Vorurteilen hatte hinopfern müssen. Wie erhebend, klärend hatte der Aufenthalt im Heim der



edlen Dame auf die junge Hilfesuchende gewirkt — halb gesundet hatte sie die stimmungsvolle kleine Villa immer verlassen. Hätte sie Talent besessen — gleich all diesen glücklichen Menschenkindern — wie sie ihr häusliches Elend vergessen und der Kunst, nur der Kunst gelebt haben würde! . . . Aber auch dieser Tempel des Friedens war für sie entweiht worden. Die Generalin besaß zwei Söhne — den jung verheirateten Oberleutnant bei der Garde und den noch ledigen Bildhauer, der der unglücklichen jungen Freundin seiner Mutter eine so zarte, knabenhafte, aber innige Schwärmerie entgegenbrachte. Margarete Brügge hatte da noch einmal — ein letztes Mal — daran geglaubt, daß es eine Seelenfreundschaft geben könnte, die sich über die niederen Instinkte hoch erhob. Auch diese kleine zärtliche Hoffnung war in die Brüche gegangen: in einer verwegenen Augenblicksstimmung hatte der junge Seelenfreund sie als leichte Beute ansehen wollen — und entsetzt war sie entflohen.

An diese letzte Enttäuschung des Lebens hatte sie nun die Begegnung mit der Schwester des Pastors erinnert. Sie war seit dem vorigen Herbst nicht wieder ins Haus der Generalin gekommen. Als sie nach dem Tod ihrer Mutter sich von ihrem Manne trennte, wäre es ja das Natürlichste gewesen, daß sie sich unter den Schutz dieser mütterlichen Freundin gestellt hätte; die Generalin hatte ihr ja auch von Lausanne aus, wo sie sich den Winter über aufhielt, so herzlich geschrieben, aber . . .

Die unsinnige Behauptung der jungen Geigerin

fiel ihr da wieder ein: sie sei die letzte Woche hindurch Frau von Westernhagens Gast in Wannsee gewesen und sie habe mit ihr und mit ihrer Tochter eine Fahrt in den Spreewald unternommen! Die Generalin aber weilte nach wie vor in der Schweiz — und eine Tochter besaß sie überhaupt nicht!

Mit wem also war das Mädchen auf Reisen gewesen — und was hatte sie zu dieser Lüge veranlaßt?

Unruhig erhob sich Frau Brügge und wanderte durch den Garten bis zu der kleinen Holzterrasse, die auf den Deich führte.

Hier blieb sie wieder, ohne den grünen Wall zu betreten, stehen und sann den hochtrabenden Worten nach, die der Pastor gestern über sein Heim und seine lieben Barloher zu ihr gesprochen.

Nein, hochtrabend war seine Art eigentlich nicht. Er hatte ja gar nichts Pastorliches und Salbungsvolles an sich — denn das würde sie sofort abgestoßen haben. Aber er war so ruhig, so sicher, so gottselig vertrauensvoll — so kindlich idealistisch etwa wie sie selbst als Bäckfisch gewesen. Und das reizte und erbitterte sie, weil er als Mann von sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahren doch noch weniger dazu berechtigt war, als wie sie damals, die das Leben so jäh und qualvoll aus ihren Träumen aufgeschreckt hatte.

Er wollte im Licht und in der Wahrheit leben — und zu leben und zu sterben lehren — und er trug doch selbst eine Binde vor den Augen und tappte im Finstern! Mit einem Päckchen gemüthlicher Phrasen

beschwert, schritt er durchs Dasein hin und glaubte ein Helfer, ein Tröster zu sein?

Nein, wer erlösen wollte, der mußte gelitten haben!

Nun hörte das Glockenläuten auf. Eine jammervoll dünnklingende Orgel setzte ein, dann sang die Gemeinde den Choral. Ein paar zu hohe Altweiberstimmchen, helle Kindersoprane und ein paar mächtige Bauernbässe, die die Melodie um zwei Oktaven tiefer brummten, hoben sich von dem schleppenden Chor der Sänger ab.

Das klang von hier aus fast komisch. Sie stellte sich dabei auch unwillkürlich vor, daß die übereifrigen Sopransängerinnen bei den höchsten Stellen ganz blau im Gesicht werden mußten vor Anstrengung. Dennoch überkam sie eine weichere, friedlichere Stimmung.

Daß der junge Pastor ein Heuchler war, nein, das wollte sie doch nicht annehmen. Er kannte die Welt und die Menschen nur nicht.

Nun, immerhin mußte sie zugeben, daß er eine Ausnahmeerscheinung war in dieser materialistischen, egoistischen Zeit.

Sie wollte ihn gern einmal predigen hören.

Wie lange war sie in keiner Kirche mehr gewesen. Nur einmal in den letzten Monaten — nach jahrelanger Pause — hatte sie ein Gotteshaus betreten; das war die kleine Totenkapelle auf dem Friedhof gewesen, auf dem man ihre Mutter beisetzte.

Es lief ihr kalt über den Rücken, indem sie an die Zeremonie dachte. Die vielen Kränze und Blumen,



die vornehmen schwarzen Toiletten der Damen, die glänzenden Cylinder, Wachskerzenduft und feines Taschentuchparfüm und ein gerührtes Murmeln der bekümmert Kondolierenden — dann der Sängerkhor hinter dem kleinen Lorbeerhain und die wunderschöne, wunderschöne und, ach, so verlogene Rede des Geistlichen . . .

Jedes Wort, aber auch jedes einzelne Wort zum Preise der Dahingeshiedenen, die er freilich nie zuvor im Leben gesehen, war ja eine Lüge gewesen.

Viel Kummer und Leid habe sie durchgemacht, aber als edle Christin duldend getragen? Früh verwitwet, in Sorgen gereift, habe sie alle Liebe und Sorgfalt ihres Daseins dem Glück des einzigen Kindes gewidmet — und was der hundert konventionellen Lügen mehr noch gesagt wurden?!

O, aufschreien hätte sie mögen in ihrer nagenden Qual, den Trauersehleier in Fetzen vom Haupt reißen und dem salbungsvollen Manne mit den edeln Christenworten auf den wehmütig verzogenen Lippen zurufen mögen . . .

Doch wohin verirrte sie sich. Was sollten diese gräßlichen Erinnerungen jetzt und hier.

Aber seltsam — hier stand sie nun in dem kleinen, verwilderten Friedhof vor der fast baufälligen Dorfkirche — und fand doch den Mut nicht, einzutreten.

Nein, sie konnte seit jener Stunde keinen Pastor mehr sprechen hören. Ihr Ohr war so scharf und hellhörig geworden. Sie wußte, daß sie das Kanzelpathos ja doch nur belächeln würde. Und auch dieser

hülfslose, unerfahrene junge Geistliche würde ihr ja Goethes Wort nur aufs neue bewahrheiten: „— ein Komödiant könnt' einen Pfaffen lehren.“

„Ja, wenn der Pfaff' ein Komödiant!“ ergänzte sie sich nun selbst. Und wieder ward sie schwankend. War Heinrich Timm ein Komödiant?

Drinnen schwieg der Gesang. Die Orgel stöhnte noch ein paarmal in einem verquollenen Register, dann setzte sie sich auf einer langen Schlußnote zur Ruhe.

Sie legte die Hand auf die abgegriffene Thürflinke und trat leise ein.

Gerade erhob sich die Gemeinde.

Es war ein wunderliches Gotteshaus. Im Mittelschiff hing das ungefüge Modell eines großen Segelbootes über den Köpfen der Männer und Frauen. Ein paar uralte Kanonenrohre lagen in einer Ecke, dicht bei der Kanzel. Frau Brügge entsann sich einer abenteuerlichen Seeräuber Geschichte, die der Pastor ihr gestern bei Tisch erzählt hatte, und die mit dem kriegerischen Schmuck des Kirchleins irgendwie in Zusammenhang stand. Sie hatte noch unter der Dänenherrschaft gespielt. Mehr Bilder als sonst in protestantischen Kirchen gab es hier übrigens, auch mancherlei Gedenktafeln — darunter nüchtern weiß und ordentlich neu wirkend die Ehren tafeln der gefallenen Krieger von 1864, 1866 und 1870|1871. Ueber dem Altarbild sah man die Ungleichheit des Baumaterials der Kirche, dessen Bestandteile aus drei verschiedenen Jahrhunderten stammten, deutlich zu Tage treten. Ursprünglich war das Haus ganz aus rötlichem Granit erbaut, dann war der un-

gefüge Turm eingestürzt, durch Holz ersetzt worden, wieder abgebrannt und nochmals errichtet — und in den vierziger Jahren war dann eine allgemeine stillose Flickerei mit gelben Backsteinen vorgenommen worden.

Aber durch die hohen, gotischen Fenster fiel so viel warmes Licht herein, daß der Raum trotz all seiner bedenklichen Schäden ganz freundlich und anheimelnd wirkte. Die Kirche war übrigens sehr gut besucht; kaum ein Platz war frei im Schiff. Eine Anzahl Matronen auf den vorderen Seitenbänken fiel Frau Brügge auf, die noch die weißen Hauben der alten Dithmarschentracht trugen.

Im Schutz des weit überragenden, hölzernen Orgelpodiums verharrte sie während des Gebets und der Liturgie. Dann schlich sie an der Wand entlang nach einer Bank, auf der pausbäckige, strohblonde Kinder saßen, die scheu vor ihr zusammenrückten.

Die Stimme des jungen Geistlichen war weder beim Gebet noch bei der Predigt sonderlich gegen seine sonstige Redeweise verändert. Das war für Frau Brügge eine große Erleichterung und Beruhigung; und sie folgte seinen Ausführungen daraufhin schon mit weniger Vorurteil.

Sie konnte von ihrem Platze aus die Kanzel nicht sehen, eines mächtigen Tragbalkens wegen. Nur dann und wann sah sie eine kräftige, etwas gebräunte Hand mit dem weiten Priesterrockärmel droben in der Luft neben dem Eckpfeiler vorüberstreifen. Im ganzen machte der Pastor nicht viel Bewegungen beim Sprechen.

Ob Frau Margarete übrigens folgen wollte oder



nicht — es lag doch etwas Zwingendes, Frisches, Großes in seiner jugendlichen, festlichen Art. So etwas wie frischer Seehauch wehte aus seinen Worten. Die Bilder, deren er sich bediente, waren drastisch und dem Volksleben entnommen oder dem Seewesen. Pathos fehlte ihm ganz. Auch als er im dritten Teil der Predigt den Bibellaut vom Ende der Passion und der Auferstehung heranzog, ließ er lediglich die schlichten Worte der Schrift durch ihren Inhalt wirken, und er legte nur etwas so Menschlichrührendes, Inniges in seinen Ton, daß die fremde Hörerin sich der Bewegung, die all ihre Nachbarn im Schiff ergriff, auch nicht länger entziehen konnte. Sie wußte nicht recht warum — und vielleicht ärgerte sie sich deswegen über sich selbst.

Der Grundklang seiner Rede war wie immer Festesstimmung. Die Sonne schien diesem Gotteshause nie zu fehlen. Und solch ein inniger Jubel lag in den Schlußworten seiner Predigt, der alles mit Fortriß, die bewegten Hörer hoch über den Alltag erhob und ihnen wirklich etwas wie Offenbarung aus einer anderen Welt brachte. Das freie Gebet, in das die Predigt ausklang, machte auch auf die anfangs so skeptische Frau Margarete einen tiefen Eindruck, wegen dessen sie sich nicht mehr wie zuvor verärgert oder beschämt zur Rede stellte. Noch nie im Leben hatte sie einen Menschen so beten hören. So schlicht, so ruhig — und dabei doch so weltentrückt und ergreifend.

Eine ähnliche Stimmung hatte sie, seitdem sie Frau war, nur einmal erlebt. Das war vor zwei

Jahren auf jener italienischen Reise gewesen, wo sie am Ostersonntag der großen Messe in der Peterskirche beigewohnt hatte. Die heiligen Stimmen, die die ergreifenden Melodien des Agnus dei, des Benedictus sangen, hatten sie, die Protestantin, zu Thränen gerührt.

Natürlich hatte sie hernach nach einer Erklärung, gewissermaßen einer Entschuldigung dafür gesucht. Denn sie hielt sich doch längst nicht mehr für religiös. Die gewaltige Empfindung ließ sich dort vielleicht aus dem Aufenthalt im welschen schönen Lande überhaupt erklären, aus dem stundenlangen Verweilen in dem majestätischen Wunderwerk der Baukunst, aus dem fremdartigen Reiz der Umgebung, des Weihrauchs, der mystischen Beleuchtung, der orientalisches üppigen Prachtgewänder, die der Klerus trug — und vor allem eben aus der rein künstlerischen Wirkung der wie vom Himmel gefallenen wunderbaren Gesänge.

Was war es nun aber heute in diesem armseligen, prunklosen Schifferkirchlein, was diese weihewolle Osterstimmung über sie brachte?

Sie hatte sich während des letzten Gemeindegesangs wieder ins Dunkel unter dem Orgelpodium geflüchtet. Sie hörte das Schnarren der Pfeifen und Klappern der Pedale, das Röcheln der Bälge nun ebensowenig mehr wie das näselnde, schleppende Fistulieren der alten Weiberchen dort auf der ersten Bank. In tiefer Bewegung nahm ihr Auge das Bild des schlanken, jungen Geistlichen auf, wie er festen Schritts, fast energisch, den Gang entlang kam und zum Altar

trat, dort sich umwandte und leuchtenden Angesichts über seine Gemeinde hinblickte.

Man fühlte — man mußte es fühlen — zwischen ihm und seinen Hörern bestanden tausend Fäden. Er kannte sie alle, wie sie da vor ihm saßen, seit seiner ersten Kindheit, er liebte sie, die ehrwürdigen Alten dort respektierte er noch immer trotz seines geweihten Kleides — seine Stimme nahm etwas fast Zärtliches an, als er im Gebet ihrer gedachte — den Jungen war er Freund und Bruder . . .

Und nun klang der Gottesdienst in den Segen aus. Auch da kein Pathos — auch da nur ein leichtes Beben im Ton, das die eigene tiefe Ergriffenheit verriet.

Als er „Amen“ sagte, neigte Frau Margarete unwillkürlich den Kopf. Da sah sie, daß ihre Hände sich ohne ihre Absicht, ja ohne ihr Wissen, krampfhaft gefaltet hatten.

Orgelklang — Scharren der Füße — und leises Poltern und Murmeln auf der Treppe — eine ächzende Thür, die der Küster hinter ihr öffnete.

Ueber ihre Schultern fiel das volle Sonnenlicht in den Gang. Ein kühler, kräftiger Luftzug drang von der See herein.

Sie wandte sich um und verließ die Kirche als erste.

Jetzt nur niemandem begegnen! — Das war ihr nächster Gedanke. Sie wollte möglichst rasch durchs Dorf zum Strand. Dort hoffte sie sich zu sammeln, sich wiederzufinden.

Es lag ein seltsamer Druck auf ihrer Kehle —



ein physischer Schmerz war es wie beim Heimweh. Sie wußte nicht, weshalb sie so weich gestimmt war. Heimweh gab es ja für sie nicht mehr; denn sie hatte die Heimat ihrer Kindheit verloren — auch die Heimat ihrer Ehe. Wonach verlangte sie's nun noch? Was bedeutete dieses längst tot geglaubte wehmütige Gefühl in ihrer Brust, im Halse?

Ein mattes Lächeln brach plötzlich aus ihren Augen hervor, als sie so über die verwitterten Grabsteine hinblickte, zwischen denen sie entlang schritt.

In ihrer sentimentalen Stimmung da drinnen in der Kirche hatte sie sich gewissermaßen an ihrem eigenen Grabe stehen gesehen. Ja, das war's, bei den zwingenden Worten des jungen Geistlichen war's über sie gekommen, als müsse sie sich selbst beweinen: aber nicht die unglückliche Frau Margarete — denn die lebte ja noch, sich und der Welt zur Qual; nein, sie beweinte den Tod der lebensfrohen, himmelstürmend heiteren, gottvertrauenden sechzehnjährigen Grete von Salberen!

Mitten auf dem Kirchhofsweg blieb sie stehen und starrte verträumt vor sich hin.

Wie in einem Zauber sah sie sich plötzlich wieder in ihrer ersten sonnigen Jugend und verglich das Bild mit dem des jungen Geistlichen. Der hatte ja ein größeres Schulwissen als der idealistische Backfisch von Anno dazumal — aber dieselbe glückselige Kinderseele, derselbe wunderbare Kinderglaube war ihm heute noch eigen.

Ach, warum hatte das Leben sie nicht ebenso

unberührt gelassen, wie den einfachen, weltfremden und doch von aller Welt geliebten Pastor? Warum kamen zu ihr all die Schatten, die sie aus dem Licht ihrer reinen, unschuldigen Kindheit Schritt für Schritt, Zug für Zug hämisch vertrieben wie aus einem Paradiese, — warum blieb ihm all die Sonne?

Denn das wußte sie jetzt: er war kein Heuchler, kein Pharisäer. Er wandelte im Licht. Das heilige Lachen war ihm geblieben, das wundergläubige Kinderlachen.

Verträumt hielt sie noch immer an derselben Stelle. Sie mußte an seinen Vater denken. Der Groll auf den zelotischen, kurzsichtigen Mann hatte sie hergetrieben — und nun mußte der Sohn ihr in dieser weihervollen Ofterstimmung eine geistige Zufluchtsstätte des Friedens bieten, an der sie gesunden, von allen Erinnerungen ihrer trüben Ehe sich selbst erlösen konnte: die Märchenwelt ihrer Kindheitsideale hielt sie wieder lockend umfassen.

Sie lächelte über sich selbst. Der Faust'sche Oftermonolog fiel ihr ein. „Die Thräne quillt — die Erde hat mich wieder!“ so ging ihr's durch den Sinn.

Hier an der Friedhofsmauer wollte sie stehen bleiben und den jungen Geistlichen erwarten. Sie hatte ihn gestern in ihren erbitterten Worten über seinen Vater tief getroffen. Nun wollte sie ihm die Hand zur Versöhnung reichen, ihm danken und . . .

Da that sich die Thür der Sakristei auf — und Heinrich Timm trat heraus im schlichten schwarzen Anzug, ohne den Talar und die Bäckchen. Groß-

mutting und die Brüder begleiteten ihn — — —  
und . . . Eve!

Im Nu war Frau Brüggens weihevoller Stimmung  
verflogen, als sie Eves erschrockener Armsündermiene  
begegnete.

Eves Anwesenheit erbitterte, ja beleidigte sie in  
dieser Sekunde. Nun schien es ihr mit einemmal, als  
ob sie da drinnen doch nur einer frevlerischen Komödie  
beigewohnt hätte.

Sie schoß nach dem Gitter und eilte davon.

Nein, sie wollte weder ihm noch sonst jemandem  
aus seinem Hause begegnen. Er war ja ein Poseur  
wie sie alle, wie sie alle, — und Lug und Trug um-  
gab und beherrschte ihn und sein Haus, wie alle, die  
sie in diesen grausamen sieben Jahren kennen gelernt  
hatte. Es gab nichts Reines, nichts Großes und  
Fleckenloses unter der Sonne.

Lange wanderte sie so, ruhelos, in zerrissener Stim-  
mung auf und nieder am leeren Strande.

Es war jetzt tiefster Stand der Ebbe. Stählern,  
blendend erglänzten die feuchten Partien der Watten;  
die braunen, von der Sonne getrockneten Inseln waren  
von vielen Tausenden von Möwen belebt.

Die Dede und Einsamkeit der Landschaft machten  
Frau Margarete nur noch trostloser und trauriger.  
Hunger trieb sie endlich — es war schon Mittagszeit  
— vom Strand ins Dorf zurück. Sie wollte eine  
Kleinigkeit zu sich nehmen; inzwischen sollte der  
Wagen bestellt werden, auf dem sie zur Bahn ge-  
langen konnte. Es war ihr fester Entschluß, abzu-



reisen, ohne Heinrich Timm wiedergesehen und gesprochen zu haben.

Als sie in den Wirtsgarten der „Stadt Hamburg“ trat, ward sie von ein paar Herren begrüßt, die eifrig debattierend um einen Tisch mit aktenartigen Blättern herumsaßen. Sie blickte kaum hin, erkannte aber sofort die Stimme des Hauptmanns von gestern aus dem Durcheinandergerede heraus.

Einer hatte sich erhoben und kam grüßend auf sie zu.

Es war der Pastor.

\* \* \*

Des schönen Wetters halber hielt man die Sitzung im Freien ab. Es war keine reguläre, über die ein Protokoll aufgesetzt wurde und zu der Maspe, der Küster, oder Einbeck, der Büttel, die Einberufungen austrug. Man tagte heute vielmehr inoffiziell zugleich als Gesamtvorstand der politischen und als Vorstandstorso der kirchlichen Gemeinde Barlohe. Den Pastor hatte man nur aus Höflichkeit hergebeten. Obwohl in beiden Aemtern so ziemlich Personalunion vorhanden war — bis auf den Gemeindevorsteher selbst — war eine Verquickung der Interessen deshalb nicht gut möglich, weil die Kirchengemeinde außer Barlohe auch noch Föhrden, Kollhagen mit seinen Vorwerken und die beiden Deichdörfer umfaßte, politisch jede Gemeinde aber selbständig war, und zwar sehr eifersüchtig diese Selbständigkeit zu wahren suchte.

Klaas Schwesing bezeichnete sich selbst mit Vor-

liebe als eine „Punschnatur“. Die Etymologie dieses Worts war schwankend, der Begriff selbst stand für alle Gemeindemitglieder aber fest: Schwefing behielt entweder recht — oder er krafehlte. Der Pastor hatte daher einerseits zwischen Schwefing und dem Haupt des Ephorats, dem Superintendenten Tetenbüll, andererseits zwischen dem Patron und den übrigen Kirchenältesten stets sehr schwer zu vermitteln. Am schwierigsten aber waren die Streitigkeiten zwischen der kirchlichen und der politischen Behörde zu schlichten: was die Föhrdener in der Kirchenvertretung durchsetzen wollten, dagegen opponierten die Barloher, und das Rittergut Kollhagen gab seine Patronatsstimme grundsätzlich keinem Vorschlag, der vom Superintendenten ausging.

Seit vielen Jahren schon spukte diese Kirchenbauangelegenheit; und in Verbindung damit war bereits zu Lebzeiten des alten Timm eine Agitation der Föhrdener im Gange gewesen, die sich am liebsten als selbständige Pfarrgemeinde installiert hätten. Mit vielen Eingaben hatten sie sich deshalb schon an die vorgesetzten Behörden gewandt. Der staatliche Zuschuß zu einem Kirchenbau war schon fast sicher. Nun hatte sich aber laut sachverständigem Gutachten der totale Umbau der Kirche zu Barlohe selbst als äußerst dringlich herausgestellt. Die Barloher Dorfgemeinde sträubte sich zwar ganz energisch gegen die Leistung eines Zuschusses zu diesem Umbau, der in Wahrheit fast einem Neubau gleichkommen mußte; mit ihrer Majorität in der Pfarochie aber suchte sie andererseits den Abfall der Föhr-

dener auf jede Weise zu hindern — denn die Zuwendung der Staatshilfe für einen Kirchenbau an die Förhdener gönnte man dem ewig unzufriedenen Nachbar erst recht nicht.

Mitten in diesem Kreuzfeuer stand nun Heinrich Timm.

Bersönlich war er in Förhden ebenso beliebt wie hier in Barlohe, und von ihm aus wurden die Förhdener niemals als Stiefkinder der Parochie behandelt. Nicht der härteste Winter, nicht das tollste Unwetter konnte ihn abhalten, seinen verschiedenen Seelsorgerpflichten im Nachbardorf mit seinen weitverstreuten Gehöften nachzukommen. Mit der Loslösung und Selbständigmachung Förhdens hätten sich seine Pfarrgeschäfte bedeutend verringert und es wäre ihm dann viel mehr Zeit für seine kirchengeschichtlichen und anderen litterarischen Arbeiten geblieben — dennoch hätte für ihn der Abfall Förhdens einen schweren Schlag bedeutet: er hielt es für seine Ehrenpflicht, die Gemeinde so beisammen zu halten, wie sie ihm von seinem Vater und seinem Großvater, der doch noch die ganze acht- undvierziger Zeit hier durchgemacht hatte, überliefert war.

Vom Neubau der Kirche hätte das uralte Pfarrhaus, dessen baulicher Zustand gleichfalls längst dringend eine durchgreifende Renovation verlangte, nur gewinnen können — denn auch dafür würde ein staatlicher Zuschuß zu erwarten sein — der junge Pastor war für seine Person aber viel zu anspruchslos und auch zu einsichtig, als daß er die Gemeinden zu einer



so großen Mehrausgabe gedrängt hätte, da er ja wußte, wie nötig speziell die Barloher gerade jetzt ihr Geld brauchten.

Akt war die Kirchenbaufrage nach langjähriger Stagnation neuerdings durch einen Vorstoß der Föhrdener geworden. Sie wollten, da sie eine eigene Pfarre vorläufig doch nicht erhalten konnten, wenigstens den Umbau der Barloher Kirche durchsetzen und Sitz und Stimme in der Parochie dazu benutzen, um die Gemeinde Barlohe zur Bewilligung des auf sie entfallenden Bauzuschusses zu zwingen.

Darin waren sie eines Sinnes mit dem Superintendenten, der der politischen Gemeinde Barlohe durchaus nicht grün war.

Sie hätten gerade in diesem Jahr, wo sie vor dem Ausbau des Dorfes zum Badeort stünden, kein Geld für den Kirchenbau, sagten die Barloher. Tetenbüll aber nannte das: Mangel an kirchlichem Geist.

Wo er konnte, flichte er den Barlohern etwas am Zeug, und dem jungen Pastor gegenüber äußerte er oft: „Ja, ja, mein lieber Timm, Ihr Vater war zu gut, zu milde. Eine feste Hand gehört eigentlich hierher. Barlohe ist das Sorgenkind meines Ephorats.“

Ohljen, der Gemeindevorsteher, der neben dem Patron Schwesing der eifrigste Wortführer in mehreren Quadratmeilen Umkreis war, dachte anders darüber.

Die Debatte über diese Dinge war gerade im besten Zug gewesen, als die Fremde in den Wirtsgarten trat. In der Abwesenheit des Pastors, der

mit der Berliner Dame sofort in eine wie es schien sehr ernste und lebhafteste Auseinandersetzung geriet — er entschuldigte sich nur kurz bei den anderen Herren und begleitete die Fremde auf einem endlosen Rundgang durch die Anlagen —, ließ sich der Inhaber der „Stadt Hamburg“ etwas gereizt vernehmen:

„Was der Herr Suprendent is — ich meine, der hat man bloß die Bauwut, sag' ich. Daß man nur ja zu sehen is, wie kirchlich daß die Leuthens da allenthalben in sein Ephorat gesinnt sind, — das is sein ganzer Ehrgeiz, sag' ich.“

Jakob Steen schüttelte sein schneeweißes Haupt. Er war ehemals Strandvogt gewesen und genoß noch heute allseitiges Ansehen, trotzdem seine salomonischen Urtheile eine gewisse komische Berühmtheit erlangt hatten. Den Superintendenten konnte er als alter Barloher im Grunde auch nicht ausstehen; aber in seiner Eigenschaft als Kirchenältester glaubte er dem hitzigen Gemeindevorsteher da denn doch entgegentreten zu müssen.

„Dhlsen,“ sagte er, seine Pfeife aus dem Mund nehmend, um im Bogen zwischen seiner mächtigen Zahnücke auszuspucken, „nimm mich das nich weiter übel, aber du bist einen höllischen Teufelsbraten mit deine unkirchliche Gesinnung. Mit das Sichtliche — da is das jewoll ganz richtig. Wenn schöne Kirchens eine Gemeind' zieren, denn zieren sie auch den ganzen Ephorat, verstehste, und das is ein gutes Zeichen nach oben, und es is den Herrn Supren — Supren — hm — tendent nich zu verübeln, daß er man möcht',

daß was Sichtliches geschieht. Denn das is ein Opfer, verstehste, und ein gutes Gotteswerk, und ehrt uns bloß alle miteinander. Aber ich frage dich, Ohlsen, mein alter Jung, sichtliche Opfers kosten doch Geld — hast du Geld?"

Wie immer, wenn Jakob Steen gesprochen, sah eins das andere nachdenklich an. Er hatte seine besondere Logik, der ehemalige Strandvogt. Schwesing räusperte sich ungeduldig. Seine grüngrauen Augen folgten insgeheim huldigend der schönen schlanken Gestalt der Fremden, die da im hellen Sonnenlicht an des Pastors Seite eifrig debattierend auf und ab wandelte; sie war doch ein pompöses Frauenzimmer — und ihre Toilette, so einfach sie war, atmete den Duft der Großstadt — war Berlin — ja, das mußte man sagen: Berlin!

„Wie, was, Geld?“ fuhr's ihm nun unwirsch heraus.

Ohlsen, der ein Schlaufkopf war, rekapitulierte, was der Alte gesagt hatte, und er that es so, daß Jakob Steen, der gewöhnlich schon beim zweiten Satz nicht mehr wußte, was er im ersten gesagt hatte oder ausdrücken wollte, sich zufrieden gab.

„Meine Herren,“ polterte nun der Landwehrehauptmann los, väterlich, aber möglichst schneidig, damit es auf die nah vorbeikommende Berlinerin Eindruck machte, „wir wollen hier ja keine — hm — Kirchturmpolitik treiben — immerhin halte ich daran fest, daß haarscharf zu unterscheiden ist zwischen Staat und Kirche. Wir sind hier ja gewissermaßen alle Christen



und zwar — hm — ohne die zeretzenden Einflüsse kosmopolitischer Elemente unter uns zu dulden —“ er räusperte sich und zwirbelte seinen Schnurrbart — „dennoch ist, wie gesagt, haarscharf zu unterscheiden, aber auch haarscharf . . .“

Die Blut in seinen Augen erlosch wieder, denn Frau Brügge war inzwischen außer Seh- und Hörweite geraten. Nun war er einfach zu bequem, die schön begonnene Phrase zu Ende zu spinnen.

Es trat eine nachdenkliche Pause ein.

Dhlsen hielt bei allen, auch bei den nicht offiziellen Sitzungen auf einen gewissen parlamentarischen Ton. Er war sehr stolz auf seine Gemeindevorsteherwürde und nahm jede Gelegenheit wahr, dem Pastor und dem Rittergutsbesitzer zu verstehen zu geben, daß seine Bildung der der übrigen Barloher überlegen war. Nun schien es ihm aber doch vorteilhafter, sich bloß einmal „als Mensch“ zu geben und nicht als Gemeindevorsteher. Er stemmte die Ellbogen auf, lehnte sich über den Tisch und sagte vertraulich zu seinen Nachbarn:

„Kinnings, wenn wir man bloß in die ganze Parochie so 'ne feinen und klugen und einsichtsvollen Herren hätten wie unsen Herrn Hauptmann. Da wär' das Ende von weg und kein Föhrdener und kein Tetenshüll könnt' uns an die Wimpern klimpern.“

Schwesing lächelte gnädig. „Es kommt ja bloß darauf an, daß ihr Rückgrat habt, Menschenskinder. Der Superintendent kann euch dann überhaupt nichts. Ich bin schon lange mit ihm dicke durch. Mich ku-

joniert er nicht mehr. Versucht hat er's ja auch bei mir. Damals bei der Taufe von meiner armen kleinen Göhre — na ihr wißt ja.“ Er schneuzte sich mächtig und sah sie dann der Reihe nach funkelnd an. „Jetzt ist die Gelegenheit da, wo ihr dem Herrn Superintendenten 'mal zeigen könnt': in Kirchendingen sind Sie allmächtig, hingegen in Gemeindefachen — da sind Sie uns Pipe!“ Er war kirschrot im Gesicht geworden; das Kraftwort schien ihm zu gefallen. „Jewoll — Pipe!“ wiederholte er mit erhobener Stimme.

Jakob Steen nahm ganz erschrocken seinen Prim aus dem Mund und stammelte: „Der Herr Supren — Supren — hm — tendent!?“

„Jewoll, Alterchen!“ rief Schwesing. Er sah sich ungeduldig im Garten um. Einesteils fehlte ihm der Anblick der hübschen jungen Frau, anderenteils ärgerte ihn die rücksichtslose Art des Pastors, ihn, seinen Patron, ganz einfach hier bei dem Bauernvolk sitzen zu lassen und mit der schönen Fremden da wieder schöngeistige Schnackereien zu treiben — denn darauf kam es doch schließlich hinaus.

„Es ist ja bloß,“ meinte Ohlsen einlenkend, „daß man 's unsen Herrn Pastohr nich gern noch schwerer machen möcht', als er's schon hat; mit dem Herrn Suprendent. Der muß es je schließlich doch ausbaden, wenn wir Barloher Nein sagen.“

„Na, denn soll er!“ rief der Hauptmann cholertisch. „Wir können doch dem guten Wort Gottes zulieb nicht unsere Finanzen herunterwirtschaften! Der Badeausbau ist für Barlohe jetzt wichtiger als der

Kirchenbau. Das ist — gewissermaßen — der Lebensnerv. Timm ist doch sonst immer für die Verbesserung der sozialen Lage seiner Pfarrkinder. Da kann er's ja nun einmal thatsächlich beweisen. Wenn er, der in der alten Kirche zu predigen und in dem alten Pfarrhaus zu wohnen hat, sich dafür ausspricht, daß der Umbau seiner Ansicht nach noch ganz gut verschoben werden kann, so haben wir schon halb gewonnenes Spiel. Und das ist euch doch allen klar, daß der Badausbau euer altes Nest mit einem Schlag rapide in die Höhe brächte."

"Gewoll, das sag' ich euch je stets!" bekräftigte Ohlsen eifrig. "Kinnings, ihr müßt man nich bloß immer an euer büschen Kirchenwürd' und so denken. Der Herr Hauptmann is je sogar der Herr Patron von unsere Kirch', na, und ich denk', was der Herr Patron für recht und billig hält . . ."

"Aber das Geisliche, das Geisliche!" gab Jakob Steen mit dünner Stimme zu bedenken, indem er seinen gichtgekrümmten Zeigefinger in die Höhe hob.

Der Rittergutsbesitzer war unlustig aufgestanden. Er steckte die Hände in die Taschen und schritt nervös hin und her; denn der Pastor hatte den Garten an Frau Brügg'es Seite verlassen.

"Dafür ist das Wort Gottes da," polterte er, "um nach der Seite hin das Interesse der Barloher wahrzunehmen. Er versetzt uns hier aber kaltblütig — Schwerebrett noch eins — und unsereiner hat seine Zeit doch auch nicht gerade gestohlen. So werden wir eben nie zu einer Einigung kommen. Und geschlossen



müssen wir auftreten, sonst sind wir gleich ganz und gar verräth.“

„Jä, das sag' ich man eben auch,“ stimmte Ohlsen bei; „das nächste Mal, wenn Kirchenratsitzung is und die Föhrdener bei sind — denn kommt's gewißlich zum Krakehl, wenn wir nich bis dahin unter uns einig sind.“

Der Hauptmann redete sich in immer größeren Aerger über den Indifferentismus der schweigend überlegenden Bauern. „Seid doch nicht so stumpfsinnig, Menschenkinder! Ihr habt nun 'mal den herrlichen Strand, die besten Watten, leidliche Verbindung mit der Bahn — die Leute kommen euch schon ganz ungebeten auf die Bude gerückt, um den Sommer hier bei euch zuzubringen — ja, ihr werdet doch geradezu mit der Nase darauf gestoßen und verdient Prügel, wenn ihr euern Vorteil jetzt nicht endlich wahrnehmt. An der ganzen Küste entlang haben sie Bäder aufgemacht — auf den Inseln drüben schon vor zwanzig Jahren. Seid doch nicht so unmodern, so vernagelt, so hirnverbohrt . . .“

Nun erst kam Leben in die Leute. Jakob Steen zeigte sich aber doch ein wenig gekränkt. „Ich sage bloß, Herr Hauptmann, Gott is uns man näher als das fremde Volk, das da herkommt und uns schließlich nur unzufrieden macht. Das meinte der Herr Supren — Supren — hm — tendent neulich auch.“

„Heiliger Bimbam!“ wetterte Schwesing.

Ohlsen redete zum Guten. „Kinnings, wenn unser Bad gut besucht is, denn kommt jä doch auch in die

Gemeindefass' bald wieder Geld — so ein Bad trägt Zinsen — da nehmen wir ganz einfach 'ne Tax', versteht ihr, und denn können wir bald 'ne viel schönere und größere Kirch' bauen.“

„Natürlich!“ warf der Hauptmann ein. „An andern Orten zum Beispiel haben sie geradezu Kollekten unter den Badegästen dafür veranstaltet. Ja, Menschensfinder, ihr müßt eben moderner werden. Tamtam — trara machen — Schwerebrett noch eins.“

Der Gemeindevorsteher frante in seinen Papieren. „Das is da allens schon ganz fein berechnet und aufgezeichnet, was wir zum Bad brauchen. Erstens 'mal ein halb Duzend Badebuden auf Rädern, so wie sich der Herr Hauptmann eine für den Sommer angekauft hat — denn Stege, denn 'ne Strandhall', wo sie sitzen können, wenn schlecht Wetter is; und die beiden Wege vom Dorf zum Strand müssen gebessert werden — und hauptsächlich muß die Klinkerstraß', die jetzt nur bis Föhrden reicht, bis zu unserm Hafen durchgeführt werden.“

„Na ja, aber dazu gibt ja die Provinz. Wenn ihr erst ein Bad habt und wirklich Menschen herkommen, dann baut sie die Provinz sogar ganz von allein. Da laßt mich nur sorgen. Ich werde mit den Onfels schon fertig werden.“

Dhlsen wandte sich wieder an die Nachbarn: „Und ein besonderer Posten muß denn auch ausgeworfen werden für Anzeigen in den Zeitungen, wißt ihr, — und man müßte drucken lassen, so gewissermaßen einen Prospekt, mein' ich . . .“

„Natürlich, Reflame, Agitation — das ist eine Hauptsache. Eure guten Stuben müßt ihr natürlich ein hübschen herrichten, Betten aufstellen, — na, und so verdient ihr damit im Monat pro Nase eure zehn, zwölf Thaler, daß es man bloß so flutscht.“

Nun begannen die Augen doch zu leuchten, nachdem einmal eine Zahl genannt war. Im stillen überlegten sie alle und rechneten.

„Und wer Geld zu liegen hat, kann ja auch noch was Neues bauen!“ meinte Ohlsen. „Bloß ein Stockwerk aufsetzen, Steen zum Beispiel — und denn habt ihr gleich eure vier Stuben mehr zu vermieten. Das rechnet — so was.“

Der ehemalige Strandvogt seufzte. „Aber — ich meine — soll man bauen, noch bevor daß unser lieber Herrgott eigentlich — hm — recht unter Dach und Fach gekommen is?“

Schwesing kratzte sich am Kopf und murmelte etwas Unverständliches.

Gerade betrat der Pfarrer wieder den Garten. Die Unterredung mit der Fremden schien ihn mächtig erregt zu haben, denn sein sonst so gesundes, braunes Antlitz war bleich; seinem Ausdruck fehlte die strahlende Zuversicht; schier finster hatte er seine Augenbrauen zusammengezogen.

„Na, Wort Gottes, das ist ja äußerst liebenswürdig, daß Sie uns auch 'mal wieder die Ehre schenken,“ apostrophierte ihn Schwesing leicht gereizt, „ich dachte schon, Sie wollten sich da draußen — hehe — verheiraten.“



Die humoristisch sein sollende derbe Art des Rittergutsbesizers verlegte den Pastor in diesem Augenblick sichtlich. Er entschuldigte sich nur mit ein paar kurzen Worten.

„Uebrigens wissen Sie ja, wie ich zu der Sache stehe. Direkt Partei ergreifen kann ich nicht. Vor allem darf ich mich an einer Agitation nicht beteiligen. Nur so viel will ich Ihnen gern erklären: mit meinen persönlichen Wünschen, die ich so gelegentlich in Bezug auf den notwendigen Umbau des Pfarrhauses geäußert habe, stehe ich gern zurück, bis die Mittel dafür bequemer aufzubringen sind.“

Schwefing klopfte dem Pastor, wieder jovial werdend, auf die Schulter. „Und Großmutter — die ist ja wohl hauptsächlich die Unzufriedene — mit der wollen Sie den Kampf mutig aufnehmen, he? Den Kampf mit dem Drachen! . . . Nu, nu, nu, er ist weiß Gott die reine Mimosse heute. Was haben Sie bloß? Aerger? Ja, an so 'nem schönen Feiertag . . . Und wenn man der schönen jungen Frau so tief ins Aeuglein gesehn hat, was? Eine grandiose Person. Apropos, Ohlsen sagt mir, Ihr Karl, der Hamburger, hätte ihm berichtet . . .“

Der Gemeindevorsteher fuhr leicht zusammen, weil er auf der Stirn des Pastors eine Wolke des Unmuts aufsteigen sah. „Es kam man bloß so — im Gespräch,“ suchte er sich zu entschuldigen, „ich hab' nicht indiscret sein wollen.“

„Nee, Diskretion Nebensache!“ lachte Schwefing. „Der hat schon Grundsätze, der Ohlsen, der alte

Schwerenöter.“ — Er hatte schon wieder vergessen, was er eigentlich sagen wollte. „Hören Sie, Ohlsen, wenn die Sache aber wird, dann bitt' ich mir aus: es wird für das junge Volk hier bei Ihnen öfter 'mal was arrangiert, verstehen Sie, — so ein bißchen Musik und ein Tänzchen und so. In letzter Zeit ist's ja schon zu stumpfsinnig hier geworden. Nu muß endlich 'mal ein hübschen Leben in die Bude kommen.“

Ohlsen machte dem Hauptmann, mit einem zwinfernden Seitenblick auf den Pastor, ein erschrockenes Zeichen.

„Hauptsach' is,“ fiel er rasch mit erhobener Stimme ein, „daß wir bald Geld ins Dorf hereinkommen, damit man denn auch den Kirchenbau rasch zu stande bringt, meine ich. Nicht? — Wenn uns der Herr Pastor bloß gegen die Fördener beistehen möcht'.“

„Es ist ihnen ja nicht zu verargen, daß sie eine neue oder eine eigene Kirche möchten,“ meinte Timm, „wenn man bedenkt, daß sie jetzt im Winter immer nach einem tüchtigen Marsch in ein so zugiges Haus müssen.“

„Tja, Wort Gottes,“ sagte der Rittergutsbesitzer, „Sie wissen ja für alles eine Erklärung und eine Entschuldigung. 's ist schließlich wahr, man muß gerecht sein. Aber diese Fördener sind schon die reine Rotte Korah. Die sind bloß für den Bau, weil sie von dem Bad hier keinen Vorteil haben. Eifersüchtig sind sie.“

„Das denk' ich nicht, Herr Hauptmann,“ erwiderte der Pastor unmutig und seltsam gedrückt. „Wenn Sie nach solchen Gründen suchen: welchen

Vorteil sollten dann Dester- und Westerdeichstrich davon für sich absehen?"

„Ei, die Klinkerstraße zum Hafen und zur Bahn!“ rief Schwesing eifrig. „Die ist gar nicht zu unterschätzen, wissen Sie. Ich hab's den guten Leutchen auch schon klar genug gemacht. Na, ich kann Ihnen nur sagen, Wort Gottes, Ihr verehrter Herr Superintendent wird uns diesmal einig finden. Bis auf die Fördener hab' ich so ziemlich alles hinter mir.“

„Die Sache läßt sich von zwei Seiten betrachten,“ meinte der Pastor; „ich fürchte freilich: der Superintendent wird sie nicht von der vorteilhaftesten sehen.“

„Das glaub' ich! — Na, meine Herren, dann wäre unsere Tagesordnung so leidlich erschöpft. Wir sehen uns ja beim Kriegerfest wohl alle wieder — am Sonnabend. Da sind die Fördener aber auch vertreten. Es heißt also bis dahin tüchtig wirken. Seid einig, einig, einig — sagt Vater Goethe. — Ohlsen, nun lassen Sie mir aber noch rasch einen gehörigen Grog brauen. Der Portwein, den Sie mir da vor der Kirche angedreht haben, hat mir ja den ganzen Magen verfortt!“

Ein allgemeines Händeschütteln bildete den Schluß der Sitzung; die Barloher zahlten ihr Bier oder ihren Korn und begaben sich mit wichtigen Gesichtern nach Haus.

Als der Rittergutsbesitzer mit dem Pastor allein war, der sich aber gleichfalls sofort verabschieden wollte, hielt er ihn fest und fragte schmunzelnd: „Na, nu aber 'mal ein Wort unter Männern, einzigster Pastor.“



Also es ist 'ne Geschiedene, was? Ein kapitales Weib. Diese Formen" — er malte mit den Händen entschieden übertreibend in die Luft — „wie so ein dreieinhalbjähriges Fohlen, wissen Sie, biegsam, weich und doch straff — großartig, ganz einfach großartig.“

Heinrich Timm stand abgewandt da, die Hand an der Schläfe, als ob er einen stechenden Schmerz im Kopf empfände. Er hörte wohl kaum, was der Junker sprach.

„Bleibt sie denn noch ein bißchen hier an der Waterkant?“ fragte Schwesing eifrig weiter. „Das wäre ja charmant. Und könnte man sie nicht veranlassen, daß sie — hm — daß sie in der Nachbarschaft so ein paar Besuche macht? Meine Frau zum Beispiel — die würde sich riesig freuen — aber riesig.“

Endlich blickte der Pastor auf. „Herr Hauptmann,“ erwiderte er sichtlich gequält, „ich kann Ihnen über Frau Brügge gar nichts sagen. Das ist ein so namenlos unglückliches Geschöpf . . . Lustigen Verkehr sucht die wahrlich nicht. Sie verachtet die Welt — sie ist so — so gottverlassen, so vereinsamt und so vertrauenslos . . . Fast könnte sie einen anstecken mit ihrem fürchterlichen Mißtrauen!“ Er fuhr sich hastig über die feucht gewordene Stirn und atmete tief auf. „Aber nein, nein — das Böse soll nicht triumphieren. Es soll nicht.“ Sein Ton war müde und doch bewegt. „Wie komm' ich nur heute, an diesem herrlichen Feiertag . . .“ Wieder versank er in Grübeln.

So hatte Schwesing den Pastor überhaupt noch

nicht gesehen. „Nanu, Wort Gottes, was is mich das mit Ihnen?“

Dhlfens junge Frau, in hellem Kleid mit kokettem Schürzchen, brachte dem Rittergutsbesitzer seinen Grog. Dadurch war die Fortsetzung des Gesprächs unmöglich. Der Pastor ergriff auch gleich die Gelegenheit, sich zu verabschieden.

„Heut wird man aber wirklich nicht klug aus Ihnen, liebster Pastor!“ grollte der Hauptmann, indem er ein paar Stücke Zucker in den dampfenden Grog warf, den die junge Gastwirtin auf dem blanken Tablett hielt.

„Es ist wohl auch Essenszeit — sie erwarten mich wohl schon drüben,“ entschuldigte sich Timm flüchtig.

„Aber Sie kommen doch mit Ihren Röchlein heut nachmittag zu uns heraus, Wort Gottes, wie?“

„Das wird schwer halten — nein, das geht nicht. Meine Predigt für morgen . . . Aber ich sende der gnädigen Frau ergebene Festgrüße. Bitte, vergessen Sie nicht . . .“

„Sie mußte leider nach der Kirche gleich wieder heimfahren. Hatte wieder Schmerzen. Tja. Aber sie war sehr erbaut. Wirklich. War überhaupt famose Predigt heute wieder. Nee, thatsächlich. Sie könnten ebenso gut in Berlin am Dom sein. Oder Garnisonkirche oder so was. Einfach großartig.“

Dem Pastor fiel wohl eben ein, was ihm Frau Brügge, mit der er fast eine halbe Stunde lang ernst um die Bedeutung seines heutigen Themas gerungen, ihm über ihre Eindrücke gesagt hatte, denn ein mattes,

schmerzliches Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen. Er erwiderte aber auf das fordbiale Lob des Patrons weiter nichts.

Nachdem er den Garten verlassen, widmete sich Schwesing etwas eingehender dem Grog, den ihm die galante Inhaberin der „Stadt Hamburg“ noch immer präsentierte. Er schlürfte, hustete, schmagte, dann kniff er der jungen Frau, die mit dem Brett in der Hand ziemlich wehrlos war, leicht in die Backe, die sofort brennend rot ward.

„Das stärkt das alte Gebeine. Mein Liebchen, was willst du noch mehr! Ja, das stärkt. Appetitliche Krabbe, hm.“ Er that einen langen, langen Zug. „Wenn unsereins doch auch so was — hm — so was hätte. Ja, der Dhljen — das ist schon ein verfluchter Kerl.“ Er setzte das geleerte Glas aufs Brett und nahm ihr rundes Kinn zwischen beide Hände. „Ach, was kann da sein — alter Herr wie ich — wie?“

„Igitt, igitt, Herr Hauptmann!“

Scheu sah sich Schwesing nach dem Hause um. Sofort nahm er einen anderen Ton an. „Sagen Sie, liebste Frau Dhljen, Sie haben da jetzt so eine charmante Einquartierung, was?“

„Die Berlinerin? Ja, aber die reißt heute schon wieder ab.“

„Verteufelt schade.“

„Ach, aber wenn der Herr Hauptmann so gut sind und meinen lieben Mann so nett unterstützen, dann wird sich doch gewiß zum Sommer wieder ein hübschen Publikum hier einfinden.“



„Natürlich. Es muß — es muß. Glauben Sie denn, man will hier total verbauern auf seiner elenden Klitsche?“

„Ach, ein Lebemann wie der Herr Hauptmann.“

Er war ihr in das Haus gefolgt. In dem dunkeln Gang drückte er ihr wohlwollend den Oberarm. „Sie sind doch ein zu niedlicher kleiner Käfer, Sie.“

„Igitt, Herr Hauptmann.“

Draußen stand das Kollhagener Gespann schon seit einer geschlagenen Stunde. Schwefings Füchse waren das Warten vor den verschiedenen Krügen der Nachbarschaft aber längst gewöhnt.

Als er stöhnend und hustend auf den Bock stieg, dem Kutscher Peitsche und Zügel abnehmend, sah er den Pastor gerade drüben von der Friedhofsseite her ins Haus eintreten. Timm war also doch nicht gleich zum Essen gegangen, sondern hatte noch den Umweg um die Kirche gemacht.

„Er ist wie ausgewechselt,“ dachte der Rittergutsbesitzer, der schlanken, jugendlichen Gestalt mit den Blicken folgend, „seitdem daß die Fremde da ist.“ Ein Peitschenhieb durchschneid die Luft und die Füchse zogen scharf an. „Fehlte noch, daß so was einem auch noch ins Gehege kommt. Ist so wie so auf Hungerrationen gesetzt — unsereins — in der nichtswürdigen Klatschmäulergegend hier. — Wirst du wohl ausgreifen, du Luder? Da, da — ratsch eins über die Hinterfronte. Ich will euch Lehren Sperenzien machen, ihr Kropfzeug!“

Zitternd und feuchend bissen die nervösen Füchse in die Kandare, schlugen aus, daß die Funken aus dem elenden Pflaster stoben, dann fielen sie am Dorfaustrag in ein rasendes Tempo — und das Gefährt flog nur so über die Landstraße hin auf Kollhagen zu.

---

## V.

Das Osterfest verlief ganz anders, als Karl sich das gedacht hatte. Väterchens seltsame Stimmung bedrückte sie alle. Sonst war er immer der Gebende gewesen. Er konnte so auf eines jeden Eigenart eingehen, verstand Eve und die Brüder in allem, sogar die schweigsame, still gedrückte Mama wußte er oft zum Auftauen zu bringen, so daß sie in ihrer weichen Art allerlei Sentimentales aus früheren Jahren erzählte, — und man war in solcher Ferienzeit zum Kummer von Großmutter und der Kathrin nach dem Essen immer noch eine gute Stunde am Tisch „leben“ geblieben. Das ging aber auch stets in einem so behaglichen Wechsel der Themen und des Tons — bald ernst, bald scherzhaft, einmal in ordentlich heißer Debatte, ein andermal in fast übermütiger Lachstimmung — daß es allen leid that, wenn Heinz endlich aufbrechen mußte, weil er nachmittags Konfirmandenstunde oder Christenlehre für die Neukonfirmierten abzuhalten hatte. Häufig wußten sie ihn aber doch noch mit List festzuhalten — Eve brauchte nur über Schumann, seinen Lieblingskomponisten, anheben — oder Karl eine seiner unglaublich komischen sozialpolitischen Behauptungen aufstellen — dann verschwagte er sich sicher noch ein



Viertelstündchen. Und wie da die Geister manchmal aufeinander plakten. Ging's gar zu laut her, dann ordnete Heinz die Partien und setzte ein Gericht ein. Er war dann immer der Staatsanwalt, und Großmutter, die aber nie so recht etwas wissen wollte von diesem „Gedröhn“, vertrat die Geschworenenbank und mußte die Schuldfrage schließlich bejahen oder verneinen. Manchmal kamen sie dabei aus dem Lachen gar nicht heraus, besonders wenn Karl, der ein vorzügliches Mimtalent besaß, einen Bekannten kopierte in seiner Rede als Angeklagter oder als Verteidiger.

An hohen Feiertagen war ja noch immer der Nachklang des Gottesdienstes zu verspüren; da war man festlich und fröhlich, aber nicht ausgelassen, und ging gleich nach Tisch zum Musizieren über. Erst ward — trotz Karls energischem Protest — stets Bach und Beethoven gespielt, allmählich bekam das Programm dann einen moderneren Charakter. Schumann blieb der eigentliche musikalische Hauspatron; aber auch Weber und Chopin wurden viel gespielt. Zur großen Verwunderung von Eve, der als Hochschülerin der Haß auf die Neuromantiker und Neudeutschen systematisch eingeimpft worden war, gab sich Heinz neuerdings viel mit Wagner ab, besonders mit den Meisterängern und dem Parzifal, deren Klavierauszüge er sich zugelegt hatte. Darüber waren in den letzten Ferien schon die allerlebhaftesten Debatten geführt worden; denn es kam hinzu, daß der Pastor erklärte, „er könne auf die Dauer keinen Mendelssohn ver-

tragen“ — was Eve geradezu als persönliche Kränkung empfand.

Heute gelang es Karl, der sich auf diese lustigen Debatten schon seit langem gefreut hatte, auch mit den gewagtesten Behauptungen nicht, die Geschwister aus ihrer nachdenklichen, ernstern, fast trüben Stimmung aufzurütteln.

Manchmal sah Heinz in einer solchen dumpfen Gesprächspause der Schwester lange ins Auge. Fast stehend war sein Ausdruck dabei. Und Eve, die den Blick nie lange aushielt, verriet dann eine seltsame Unfreiheit in Ton und Haltung.

„Was ist mit euch denn nur heute los?“ fragte der Hamburger endlich etwas gereizt. „Kinnings, was is mich das ungemütlich.“

Gewaltsam riß sich der Pastor immer wieder aus seinen Grübeleien, er begann auch ein paarmal flott und angeregt über dies und jenes zu plaudern, aber es war heut nicht das Rechte.

Nach Tisch zerstreute sich die Familie. Der Pastor setzte sich zur Großmutter auf die Ofenbank, um sie allgemach darauf vorzubereiten, daß der vielversprochene Umbau der Kirche, und damit auch des Pfarrhauses, aller Wahrscheinlichkeit nach nun doch noch für ein paar Jahre hinausgeschoben werden würde. Die Geschwister gingen ins Dorf, um da und dort ihre zwanglosen Besuche zu machen. Bei den einen traten sie ein, zu den anderen kamen sie nur ans Fenster. Eve hatte gleich an jedem Arm eine ihrer früheren Gespielinnen — die Küsterstochter, des langen Martins

Schwester, und Jakob Steens Enkelin, die unglaublich blonde Christine. Sie waren an Jahren einander gleich und Eve kam ihnen sehr herzlich entgegen; in ihrer geistigen Entwicklung trennte sie aber doch eine große Kluft, das merkten sie heute wohl alle drei heraus.

Um halb Vier wollten die beiden Jungens mit Eve gemeinsam nach Kollhagen pilgern. Als die Geigerin heimkam, um sich für den Besuch auf dem Rittergut umzukleiden, mußte sie erst noch eine lange Litanei der Großmutter darüber anhören, daß „der Heinrich doch gar so wenig auf seinen Vorteil bedacht sei“. Die Alte fand die Absicht der Barloher, den Kirchenbau dieser Badsache wegen noch hinauszuschieben, einfach sündhaft.

„Das is jä 'rein gräsig mit den Jung, den Pastohr. Sigt da ewig in die alte Bud', is doch nich blind — und nix kommt vom Fleck. Die tanzen ihm alle auf der Naj' 'rum. Und schließlich heißt's noch, er hat mitgeholfen, bloß, daß man ja der Herr Suprendent nich seinen Willen kriegt. Nee, Kinnings, was wird mich bloß der Herr Suprendent von sagen, wenn sie 'nen so einen Beschluß in die Gemeind' fassen. Bewahr mich, der wird ja ganzen aus 'm Häuschen geraten. O du meine Güte, was is er doch unvorsichtig, euer Pastohr. Wenn der man in seinen Zorn sich nich an euch alle ausläßt, der Suprendent. Da habt ihr 'n jä nu glücklich auf dem Gymnasium gebracht, den Christian, — und wenn der Suprendent ihm die Freistell' nich gibt, was denn? Denn sigt ihr da mit euern Talent. Ich rüd' aber nix 'raus



für den Jung; das hab' ich euern Pastoer gleich gesagt. Nicht mal die Ruch' werden sie streichen lassen. Von den Fußböden will ich schon nix von sagen. Ach, du Barmherziger! Und so soll es in ein christliches Haus noch Jahrende aussehen."

Eve war nicht in der rechten Verfassung, um den langatmigen Erörterungen und übertriebenen Vorwürfen und Befürchtungen standzuhalten. Die Großmutter ward noch gekränkter, als sie ihre Interesselosigkeit merkte, und so schien die Prognose für diesen Ostersonntagnachmittag lauten zu sollen: Witterung unbeständig, Horizont bedeckt, Stimmung flau, mit reichlichen Niederschlägen (nämlich großmütterlichen Thränen).

Als die Brüder endlich marschbereit waren — Karl hatte zu Ehren der bevorstehenden Visite noch einmal eine durchgreifende Toilette von Kopf bis zu Fuß mit enormem Wasser-, Seife- und Parfümaufwand vorgenommen — pochten sie beim Bruder an.

Heinz stand am Fenster; er hatte den Kopf in die Hand gestützt und den Ellenbogen an die Scheibe gelehnt. Hastig fuhr er nun herum.

„Ja — was gibt's, Jungens?“

„Väterchen!“ — Sie riefen es beide ganz bestürzt über sein verstörtes Aussehen.

Sofort zwang er sich zu einer freundlicheren Miene. Er streckte jedem der Brüder eine Hand hin.

„Heut abend wird's schon gemüthlicher werden. Ich hab' jetzt bloß so allerlei im Kopf . . . Seid nur recht fröhlich draußen. Und grüßt mir die

Hauptmännin. — Nehmt ihr Eve denn nicht gleich mit?"

„Wir schlendern voran. Sie macht sich noch fein.“

„Du hast dich ja auch riesig nobel gemacht, Karl. Junge, Junge, du duftest meilenweit.“

„Ach, Väterchen, das is man ein ganz billiger Extrakt. Den machen wir selber. Willst du haben?"

„Nein, ja nicht, Karl.“ Er wollte ihnen noch irgend etwas Liebes sagen, denn sie standen ihm in dieser Minute so seltsam fremd gegenüber; aber er fand den rechten Ton nicht. „Bis heut abend also, Jungens!“ sagte er aufatmend.

Nachdem sie das Haus verlassen, blieb der Pastor wieder eine ziemliche Weile sinnend am Fenster stehen. Unschlüssig trat er dann an den Schreibtisch heran, auf dessen Platte das Manuskrift seiner morgigen Predigt lag. Er wollte zu memorieren beginnen, doch plötzlich entrang sich seiner Brust ein stöhnender Laut, über dessen Klang er selbst erschrak. Hastig warf er die Blätter wieder nieder und wandte sich zur Thür.

Er trat in den Gang hinaus und lauschte.

Großmutter und das Mädchen befanden sich in der Küche. Er hörte sie schwätzen; dazwischen vernahm man Schrubbern, Kraken und Plätschern.

Leise stieg er die Treppe hinan.

„Eve!“ rief er droben mit gedämpfter Stimme.

Die Thür war angelehnt. Eve schien mit ihrer Toilette schon fertig zu sein. Sie kam an die Thür.

„Ja, Väterchen?"

Sie hatte das ganz munter in ihrem früheren

jorglosen Ton gesagt. Sobald sie aber dem Bruder gegenüberstand, dessen Gestalt ihr so hinfällig erschien, dessen Antlitz bleich war und dessen dunkle Augen sie so bang fragend ansahen, verlor sie ihre Fassung. Sie trat einen Schritt zurück, nestelte nervös an ihren Handschuhen herum, strich zwecklos über ihre Stirnlöckchen und die weiten Ärmel ihrer Seidenbluse und senkte furchtsam den Blick.

„Was willst du nur, Heinrich? Warum siehst du mich so an?“

Er preßte die Hände ineinander. Er hatte selbst größere Furcht vor der Aussprache als die Schwester.

„Eve,“ brachte er mühsam und stockend hervor, „hast du mir nichts — zu sagen etwa — zu — zu . . . Ich bin doch dein Freund, nicht wahr, dein einziger ehrlicher vielleicht — ich . . .“ Sie war immer mehr in sich zusammengesunken. Bitternd stand sie am Bett und suchte tastend nach einem Halt an der Lehne. Nun löste sich's wie in einem schluchzenden Aufschrei von seinen Lippen: „Eve, ich — ich hab' so wahnsinnig Angst um dich . . .“

Er hatte die gefalteten Hände nach ihr ausgestreckt. Ein paar Sekunden lang standen sie sich in dieser atemlosen Spannung gegenüber. Plötzlich warf sich ihm das Mädchen, ohne ein Wort zu sagen, aber in erschütterndem Weinen an die Brust.

„Eve — Eve — meine liebe, kleine Eve . . .“

Sie waren nebeneinander auf den Bettrand gesunken. Die Federn ihres flotten Hütchens stemmten sich gegen seine Schulter. Er nahm ihr die Kopf-



bedeckung ab und strich ihr über Stirn und Wange. Dabei fühlte er ihre Thränen seine Haut benetzen.

„Willst du mich nicht ansehen, Eve, wie, — mir alles sagen?“

„Was — soll ich dir denn — sagen?“ brachte sie schluchzend hervor, während sie, ohne ihm das Gesicht zuzuwenden, ein Taschentuch vom Bettende aufnahm und sich die Augen wischte.

„Die Wahrheit, Eve. Ueber — über Frau von Westernhagens . . . Tochter zunächst.“

Nun ward ihr Weinen noch stärker. „Du weißt, Heinrich . . .“

„Daß es da keine Tochter gibt, ja, Eve.“

Jäh fuhr sie empor. Mit einem Ausdruck des Hasses zeigte sie durchs Fenster. „Die hat es dir gesagt — die Fremde?“

Er antwortete nicht sogleich. Die Leidenschaft in ihrem erhitzten, vermeinten Antlitz erschreckte ihn zu sehr. Endlich versetzte er, mit sich ringend: „Sie mußte mir's sagen. Wie das kam — ich weiß es selbst nicht mehr. Sie wohl auch nicht. Denn hinterher, als sie sah, wie furchtbar es mich überfiel, that ihr's selbst sehr leid. Es war zuerst nur eine heiße Debatte — über ganz Abstraktes. Aber es spitzte sich immer persönlicher zu — sie glaubte mir etwas nicht — schließlich hielt ich sie wieder bei einem Wort fest. Und da konnte sie nicht mehr ausweichen.“

Eve zerknüllte das Taschentuch zwischen ihren Händen. Ihre Brust ging hastig auf und nieder. Sie focht einen schweren Kampf in sich aus. Der Bruder

forderte gewiß ein umfassendes Geständnis. Ihr graute es, darüber sprechen zu sollen. Nein, zu einer Beichte konnte und durfte es nicht kommen. Sie mußte auch zunächst einmal erfahren, wie viel er noch sonst mußte.

„Ich hab' dir das gestern nur so gesagt — in der ersten Hast — ich wollte doch nicht direkt — nicht ausdrücklich . . .“

„Eve,“ sagte er ernst, „nicht ausweichen, keine Feigheit. Hier an dieser Stelle war's. Ich hab' dir mein ganzes Herz aufgethan. Du hast es doch fühlen müssen. Was war dir nur? Warum hast du mich so belogen?“

Sie hatte nun wirklich Angst vor ihm. „Heinz, sprich nicht so zu mir. Mach mich nicht schlechter als . . . Nun ja, ja, es war häßlich von mir. Aber ich weiß selbst nicht, wie es kam.“

„Und du hast mir auch in anderem die Unwahrheit gesagt?“ fragte er traurig und verzweifelt.

Sie schwieg.

„Schon lang, Eve? Schon immer?“

Sie konnte ihn nicht sprechen hören. Es drehte sich ihr das Herz um. Schluchzend warf sie sich ihm wieder an den Hals.

„Ach, quäl mich doch nicht. Heinz, es war bloß eine Dummheit — ja, eine Dummheit von mir. Ich sollte da durchaus mit — sie planten die Partie so lange schon — und ich genierte mich, dich oder die Mama zu bitten. Du hättest Nein gesagt wegen — nun, vielleicht, weil wir nur junge Leute waren . . .“

Des Pastors Augen wurden immer größer und entsetzter. „Und die — die — Generalin?“ stieß er atemlos hervor.

„Sie war nicht dabei — ist augenblicklich gar nicht in Wannsee. Ich weiß nicht, wie ich darauf verfiel, von der Einladung zu schreiben; von unterwegs aus wollt' ich der Mama alles erklären. Aber Großmutter's wegen — und ich wußte auch, daß es dann gleich die Brüder erfahren würden — nein, da konnt' ich's plötzlich nicht mehr. Und als ich herkam, stürmte alles so auf mich ein — ich sollte erzählen, erzählen, erzählen . . . Du hast mir das Wort von der Tochter der Generalin in den Mund gelegt — nun, ich widersprach nicht . . . Das ist doch bloß so ein unglücklicher Zufall, daß nun diese schreckliche Frau herkommen mußte . . .“

„Schilt sie nicht, Eve. Sie hat's mit diesem einen Wort, diesem einzigen Beweis, grausam in mir tagen gemacht. Es war wie ein Donnerschlag. Unwahrheit, Lüge — in unserem Haus! Aber vielleicht bin ich ihr eher Dank schuldig. Denn nur keine Unehrllichkeit — kein Selbstbetrug.“ Plötzlich sah er sie wieder durchdringend an. „Eve — aber mit dem häßlichen Bewußtsein warst du heut früh in der Kirche?“

Sie stöhnte. „Ich hab' schwer darunter gelitten, glaub mir's nur. Es ist, bei Gott, das allererste, das einzigste Mal, Heinz, daß ich dir nicht die Wahrheit gesagt hab'. Ach, glaub mir doch, Heinz. Es ging bloß nicht, weil — weil . . .“

„Hattest du mir denn so Schreckliches zu ver-



bergen?“ Jäh faßte er nach ihren Händen und zog sie an sich. „Eve — du — — du bist doch nicht — schlecht geworden?“

Sie weinte still vor sich hin. „Jetzt denkst du gleich so etwas von mir. Ach, mein Gott, mein Gott!“

Ein Schauer überrieselte ihn. Er machte sich gewaltfam von den quälenden Vorstellungen frei. „Nein, nein, das will ich nicht glauben, das nicht. — Aber ich verstehe es nicht — kann es nicht verstehen.“

Sein Ausdruck war so verzweifelungsvoll und ergreifend, daß aller Groll gegen ihn aus Eves Brust wieder wich. Sie hatte jetzt nur ein namenloses Mitleid mit ihm, weil er sich in seiner Sorge um sie so erschreckend verändert hatte — weil er ihr so unglücklich schien — er, der bisher so sonnige, fröhliche, vertrauensfelige Mensch.

„Ich bin kein Kind mehr, Heinz,“ sagte sie gedrückt und leise, „schon fast drei Jahre lang treib' ich mich allein in der Welt herum. Zu hüten hatte ich mich selbst — ich ganz allein. Ob ich nun in Berlin in der Pension war oder ein paar Tage draußen. Daß ich da also mitfuhr, das war an sich doch kein Verbrechen . . .“

„Du willst mir nicht ganz ehrlich alles erzählen, wie es kam — wie es war?“

Sie hatte sich abgewandt. Wenn sie sein flehendes Auge nicht sah, war sie gefaßter, bewußter.

„Später einmal, Heinz. Heute nicht.“

Er seufzte. „Warum aber Geheimnisse? Wenn

du doch sagst, es war nichts Häßliches, nichts Schlechtes dabei.“

„Vielleicht — nun vielleicht gibt es aber doch — Mädchengeheimnisse, möcht' ich sagen, die — nun, die man nicht gleich so ausposaunt.“

„Ich verstehe nicht . . .“

Sie zerpflückte wieder ihr Taschentuch in eigentümlicher Nervosität. „Es gibt doch heimliche Verlobnisse — zum Beispiel — — Ach, ich kann dir nicht alles so sagen . . .“ Abermals drohte ein Thränenausbruch.

Er sprang auf. Ihre mädchenhafte Verschämtheit rührte ihn plötzlich. Zugleich atmete er erleichtert auf. „Eve,“ rief er, ihre Hände erfassend. „Wenn es das ist . . . Also ein Bündnis fürs Leben?! Du liebst — wirst wieder geliebt?“

„Ich weiß noch nicht, Heinz. Muß erst — — erst prüfen.“ Sie rang tief und schwer nach Luft. „Mehr will ich dir nicht sagen. Mehr darf ich nicht — kann ich nicht.“

Der Pastor schwieg lange Zeit. Das grauenvolle Dunkel lichtete sich allmählich wieder vor ihm.

„Eve, liebe, kleine Eve!“ Er flüsterte es voll Rührung und Zärtlichkeit. Dabei umfaßte er sie und küßte sie auf die Schläfe, an die das Blut so wild und stürmisch pochte. „Daß das einmal werden würde, dacht' ich mir ja. Es macht mich nun glücklich und traurig zugleich. Und freilich — wenn's ein heimliches Gelübde ist — darf ich dich nicht quälen. Was du mir nicht freiwillig und gern anvertraust . . .“

Sie machte sich voller Nervosität frei von ihm. „Später — alles, Väterchen. Jetzt hätt' ich selbst nicht zu Mama davon gesprochen. Und du bist ein Mann. Ja, da macht man eben Ausflüchte . . . Das ist seit alten, alten Zeiten so. Und es ist ja nichts Schlimmes, nicht wahr . . .“

Er nickte ein paarmal mit dem Kopf. „Wie ich's jetzt sehe — freilich — begreife ich manches. Und nach dem, was ich nicht begreife, will ich nicht fragen. Denn du hast recht, Eve: du bist deine eigene Richterin. Immer — nicht nur in solch ein paar Tagen in der Fremde. Du hast dein Schicksal, deine Ehre in deiner eigenen Hand . . . Ja, — wo geriet ich nur hin — wo geriet ich nur hin!“

Sie umarmte und küßte ihn ungestüm. „Väterchen! Ach, und du hast nun wieder volles Vertrauen zu mir?“

Matt lächelnd sah er ihr ins Auge. „Muß ich nicht? Eine junge Liebe. Unseres Evchens junge Liebe. Nein, nein, die soll still und rein und heilig bleiben. Wollt' ich alle Schleier lüften, dann wär's ja, als nähm' ich deinem ersten verschwiegenen Glück Zartheit und Keuschheit — wie den Schmelz von den Schmetterlingsflügeln. Nein, mein Kind, da muß der Herr Pastor schweigen — bis er gerufen wird.“

„Bis er — — gerufen wird!“ Sie verstand den Sinn erst, nachdem sie's wiederholt hatte. Nun preßte sie hastig ihr heiß gewordenes Antlitz an seinen Arm. „Ach, wie rührend lieb du bist!“

„Also vorläufig nichts mehr davon. Gott segne



dich, Eving. Du wirst schon glücklich werden — ja, das fühl' ich. Wirst schon in allem das Rechte treffen. Denn du bist doch unseres Vaters Tochter . . .“ Die innere Bewegung hinderte ihn, weiter zu sprechen.

Die Brüder waren inzwischen wieder zurückgekehrt, weil Eve so lange ausblieb. Man hörte sie beide im Garten nach ihr rufen.

Das Mädchen setzte rasch den Hut auf, nahm Schirm, Cape und Handschuhe auf und eilte zur Thür. Leuchtenden Blicks sah ihr der Pastor nach. Die Aufregung ließ sie besonders hübsch und jung und mädchenhaft erscheinen.

Heinz wollte hier oben bleiben, bis sie mit den Brüdern fort war. „Sie sollen nicht erst fragen, weißt du. Und nun Kopf hoch. Jetzt kannst du ihnen doch wieder frei ins Auge sehen, nicht wahr, Eving?“

„Ja — aller Welt!“ Sie stieß es heiß, fast trotzig zwischen den Lippen hervor.

Ein stummer Blick zum Abschied — dann öffnete sie die Thür und huschte die Treppe hinunter.

\* \* \*

In neugehobener Stimmung machte sich der Pastor an seine Predigt. Das Stimmengewirr und Wagengerassel, das sich auf der Straße von Zeit zu Zeit hören ließ, störte ihn dabei nicht. Die Bauern kamen zu Fuß und per Achse zu Grog und Skat in die „Stadt Hamburg“, wo sie an den Feiertagen bis zum Abend zu bleiben pflegten. In Gruppen standen

die jungen Leute auf der zum Hafen führenden Straße beisammen und pafften blaue Wolken in die klare, fast sommerliche Aprilluft. Die Mädchen wanderten eingehängt, lange Ketten bildend, durchs Dorf und hatten sich viel zu erzählen. Nur verworren drang der Lärm ans Ohr des Pastors. Bloß Kathrins Gesang beim Geschirrabspülen ward ihm mitunter etwas lästig. Großmutting war in der Staatshaube auf Besuch ins Dorf gegangen; die allein zurückbleibende Magd fühlte sich daher so verlassen, daß sie in ihrem Gemeindegelton Choräle sang. Das klang ungemein wehmütig.

Um halb fünf Uhr hielt der Pastor Christenlehre ab; danach schlüpfte er in seine Duffeljackete, setzte die Strandmütze auf und verließ sein Studierzimmer, um sich zum Hafen zu begeben.

Frau Brügge war nun inzwischen gewiß wieder abgereist. Sie hatte den Fünfuhrzug von Föhrden aus benutzen wollen. Wohin — wußte der Pastor nicht. Er dachte mit gemischten Gefühlen an sie zurück. Gern hätte er die Debatte mit ihr von heute mittag noch fortgesetzt — aber vielleicht war es doch besser, daß sie Barlohe verlassen hatte. Die Aussprache mit Eve hatte ihm sein seelisches Gleichgewicht wiedergegeben; er schämte sich nun, daß die trübe Vertrauenslosigkeit der Unglücklichen auch ihn hatte anstecken können.

Ordentlich schreckhaft fuhr er zusammen, als er, im Begriff das Haus zu verlassen, die Fremde in den Pfarrgarten eintreten sah.

„Sie sind nicht abgereist, gnädige Frau?“

Es lag im Augenblick fast etwas Schüchternes, Unbehilfliches im Wesen des sonst so sicheren jungen Weibes.

„Ich fühle mich so schuldbewußt,“ sagte sie halblaut, an der Gartenthür stehen bleibend. „Ich mußte Sie noch einmal sprechen — Ihnen abbitten, daß ich Ihnen so wehe gethan habe. Ihre Geschwister sah ich fortgehen; ich wußte, daß Sie allein sind.“

Dem Pastor erschien sie in dieser Minute viel weiblicher, weicher als bisher. Hatte er ihrer noch kurz zuvor fast mit Groll gedacht, so ward ihm nun doch warm und mitleidig ums Herz, als er sie so scheu und bittend vor sich sah.

„Ja, Frau Brügge, gewiß, Sie haben mir sehr, sehr wehe gethan. Aber ich bin Ihnen nicht böse darum. Im Gegenteil. Sie haben dazu beigetragen, daß meine Schwester sich mir anvertraut hat. Es ist ein unschuldiger kleiner Liebesroman. Ich erschien ihr vorher nur zu jung zum Beichtvater. Seit ihrem Geständnis hab' ich nun, gottlob, meine innere Fassung wieder.“

Sie atmete tief auf. „Also bedarf's keiner Abbitte mehr — und ich kann wieder gehen.“

Er streckte lebhaft die Hand nach ihr aus. „Nein, nun lasse ich Sie aber nicht fort. Wir müssen einander jetzt erst recht tüchtig in die Haare geraten.“

„Ich hielt Sie gar nicht für eine so streitbare Natur.“

„Vielleicht will ich den Kampf auch nur deshalb



wieder aufnehmen, um mit Ihnen endgültig Frieden zu schließen, oder vielmehr — Ihnen den Weg zum Frieden zu weisen.“

„Frieden kann es zwischen uns nie werden. Dafür haben wir zu grundverschiedene Temperamente. Aber es streitet sich auch nicht gut mit Ihnen. Sonst ist die Männerwaffe die nüchternste Logik — Sie kämpfen aber immer gleich mit Ihrem Herzen. Und ich stehe kühl abwägend auf der gegnerischen Seite. Es ist gerade umgekehrt als sonst.“

Sie hielten noch immer in der Thür. Eintreten wollte sie nicht. Draußen kamen aber Leute aus dem Dorf vorbei, deren Grüße der Pastor fortgesetzt erwidern mußte.

„Sie waren im Begriff, das Haus zu verlassen — wollten nach dem Strand?“ fragte sie unschlüssig.

„Ja, noch ein Stündchen segeln. Kommen Sie doch mit, gnädige Frau.“

Sie lächelte. „Sie hoffen wohl, daß es mir so ergehen wird, wie Ihrem Bruder gestern?“

„Gestern? Richtig, das war ja erst gestern. Aber ich bin wirklich nicht so grausam, Ihnen die Seekrankheit anzuwünschen. Wie kommen Sie nur auf so was?“

„Ich bin überzeugt, Sie würden sofort Bekehrungsversuche mit mir anstellen, wenn ich so recht matt und hilflos im Boote läge.“

„Ihr Ton ist ganz anders als heute früh — so sprunghaft, möchte ich sagen.“

„Ja, ich gebe mir Mühe, Ihrem Beispiel zu folgen — das Leben von einer leichteren Seite zu nehmen.“

„Von einer leichteren Seite. Ah so!“ Er runzelte die Stirn und sah fast schwermütig an ihr vorbei nach der See.

Sie schwieg ein paar Augenblicke. „Ihr Boot liegt da unten?“ fragte sie plötzlich — wie es schien, entschlossen, die Fahrt mitzumachen.

„Es ist nicht das meine; es gehört Ohlsen. Aber ich bin ständiger Gast der ‚Möwe‘. Sehen Sie — da rechts an dem Baum vorbei das dritte Boot, das weiße, ist es.“ Er griff nach der Uhr. „Aber werden Sie Ihren Zug auch noch erreichen?“

„Ich bleibe noch. Es ist ja gleichgültig, wo ich mich aufhalte.“

„O, Sie bleiben länger?“ Es bligte in seinen Augen doch etwas heller dabei auf.

„Vielleicht fahre ich morgen. Vielleicht bleibe ich aber auch bis Ende der Woche. Ich muß erst morgen über acht Tagen in Berlin sein.“ Da er sie fragend ansah: „Der sogenannte Sühnetermin.“

Sie nahmen nebeneinander den Weg zum Hafen auf. Nach einer Pause sagte Frau Brügge:

„Es gilt noch so viel Häßliches durchzumachen. Bis zum gestrigen Tage wußte ich nicht, ob ich stark genug sein würde, das alles auf mich zu nehmen. Ich fühlte mich schon so tot, so begraben. Und entsann ich mich, daß ich ja leider noch lebte, dann kam ich aus Furcht vor diesen grauenvollen Begegnungen auf

den Gedanken, lieber allem selbst ein jähes, rasches Ende zu bereiten.“

„Das ahnte ich, fürchtete ich, Frau Brügge, als ich Sie gestern sprach. Und es that mir unendlich weh, so ohnmächtig dabei zu stehen. — Aber was hat Ihnen nun den Lebensmut wiedergegeben?“

„In gewissem Sinne haben Sie mich aufgestachelt, den Kampf wieder aufzunehmen — wenigstens einen letzten matten Versuch zu wagen.“

„Ich?“

„Ja. In Ihrer Predigt.“

„Gegen deren Grundton Sie heut mittag so leidenschaftlich zu Felde zogen?“

Sie antwortete nicht darauf.

Inzwischen waren sie bei der „Möwe“ angelangt. Ein paar junge Burschen und der Besitzer des Nachbarboots, der, einen greulichen Knaster rauchend, am Steuer seines zur Hälfte im Sand steckenden Fahrzeugs gesessen hatte, kamen herzu, um dem Pastor zu helfen, die „Möwe“ flott zu machen. Timm dankte ihnen, sprach mit ihnen ein paar Worte übers Wetter und den Flutstand und sprang ins schmale Boot voraus.

„Aber sind Sie auch mit warmem Zeug versehen, Frau Brügge? Draußen herrscht ein tüchtiger Blasius.“

„Ohne Sorge.“ Sie hielt ein Pelzcape unterm Arm, von dem nur das seidene Futter zu sehen gewesen war. Als sie ihm folgte und sich auf seinen Wink hinten auf dem Steuerbänkchen niederließ, schlang sie sich's um die Schultern.

Die „Möwe“ war scharf und flott gebaut, das



weiße Gaffelsegel schien noch ganz neu, auch die übrige Takelage machte einen schmunken Eindruck.

„Wissen Sie ein wenig Bescheid, gnädige Frau?“ fragte der Pastor, während er das Tau löste.

„In früheren Jahren ließ ich mich öfters mitnehmen. Die technischen Ausdrücke kenne ich aber freilich nicht mehr. Wenn Sie also eine Hilfe brauchen . . . Aber ich kenne auch keine Furcht — falls das ein Ersatz ist.“

„Gewiß, Frau Brügge.“

Ein Bursche stieß das Boot ab. Da die Flut schon wieder zurückwich, nahm sie das leichte Fahrzeug glatt in den Priel mit, der die natürliche Fortsetzung des Hafens bildete. Inzwischen belastete Heinz das Boot mit der Leinwand. Kaum fünfhundert Meter vom Lande legte sich der Wind hinein, bog das Fahrzeug zur Seite und ließ es in guter Fahrt auf die friesischen Inseln zuhalten. Frau Brügge hatte nichts weiter zu thun gehabt, als einmal den Kopf zu beugen, damit der Pastor auch die Stagsegel herumlegen konnte.

Zunächst gaben sich die beiden ganz dem Genuß der Einsamkeit auf dem Wasser hin. Das Klirren der Drossen, das Rauschen und Pfeifen der Leinwand und der eigentümliche Rhythmus der sich am Kiel brechenden Wellen füllte ihr Ohr; das Auge ruhte dabei in dem wohlthuenden Blau des Himmels und des Wassers aus.

Heinz fühlte endlich die Verpflichtung, seinem Gast über seine Auseinandersetzung mit Eve Aufschluß zu geben. Der vibrierende Ton, in den er dabei un-

willkürlich geriet, bewies, wie sehr ihn ihre herben, skeptischen Worte heut nachmittag gequält und aufgereizt hatten.

„Ich sagte Ihnen ja schon,“ versetzte Frau Brügge darauf etwas verzagt, „daß ich's hinterher selbst tief bereute. Ich hatte kein Recht, so in Ihren Frieden einzudringen. Und da ich doch gegen Ihre Schwester durchaus nichts im Schilde führte . . . Ich kenne sie ja eigentlich gar nicht. Wenn Westernhagen sie glücklich macht, soll's mich freuen.“

„Sie hat mir den Namen nicht genannt.“

„Ich dachte, sie hätte Ihnen gebeichtet.“

„Ich weiß nur, daß da ein Glück im ersten Aufblühen begriffen ist. Warum soll ich ihr die süßen Heimlichkeiten nicht lassen? Machen's andere Liebesleute anders? Wenn sie nur vor sich bestehen kann — ich meine, darin liegt mehr Schutz, als im ängstlichen Bemuttern.“

„Bisher hielt ich alle Pfarrhäuser für Muster spießbürgerlicher Zucht und Ordnung; dachte, da müßte immer alles gleich seine standesamtliche Beglaubigung und Legalisierung haben.“

„Mein Vater war sieben Jahre lang mit seiner Auserwählten heimlich versprochen.“

„Warum heimlich?“

„Sie wollten unbeobachtet bleiben, von keiner Seite her bevormundet werden. Und da weder Geld noch Stellung zur Heirat ausreichte, so begnügten sie sich so lang mit ehrlicher Freundschaft.“

„Und sie wurden glücklich hernach?“

„So recht haben sie vielleicht doch nicht zusammengepaßt. Meine Mutter besaß eine zu weiche Natur, dabei war sie fortwährend leidend, trüb gestimmt, sie fühlte sich sehr leicht zurückgesetzt und — sie weint heut noch viel. Da mußte mein guter Alter wohl viel Geduld entwickeln. Er hatte eine so gesunde, lebfrische, fast derbe Art. 'was Lutherisches, möchte ich sagen. Aber das eine stand eben in seinem Leben über allem: die Pflicht.“

Frau Brügge schmerzte der blendende Reflex der noch unverhüllt am westlichen Himmel hängenden Sonne; bei jeder Welle, über die das Boot hinwegglitt, stach ihr's aus dem Wasser in die Augen. Sie stützte daher die Stirn in die Hände und schloß die Lider.

„Die Pflicht — die Pflicht. Ja, ich weiß, er würde mich auch jetzt wieder heimgejagt haben. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Es ist ein schönes, gutklingendes Bibelwort. Wenn aber Unverstand, Selbstbetrug und Berechnung ein Paar zusammengekettet haben?“

Sie schüttelte den Kopf und raffte sich hastig wieder auf.

„Da sind wir schon wieder bei meinem leidigen Thema. Deshalb bin ich aber gar nicht mit Ihnen herausgefahren. Ueber Sie wollte ich reden unterwegs — nur über Sie. Ich dachte noch immerzu über Ihre Predigt und über unser Gespräch nach. Das ließ mir keine Ruhe. Es ist vielleicht aufdringlich von mir — aber ich gestehe Ihnen: hätte ich Sie



heute nicht allein getroffen, so wäre ich schon deswegen hier in Barlohe geblieben. Ich mußte Sie näher kennen lernen. Sie erschienen mir als ein gar zu räthselhafter Mensch. Gestern abend hätte ich Sie geradezu hassen können wegen Ihrer stillheiteren Selbstzufriedenheit — und doch sagte ich mir wieder, Sie haben ja das glücklichste Temperament, — und beneidete Sie.“

„Aber ich bin gar nicht selbstzufrieden, Frau Brügge.“

„Ich konnte mir nicht helfen, ich kam in meinen Grübeleien über Sie immer wieder dahin: Sie sind ein Kompromißler — sonst könnte — ja, sonst dürfte es Ihnen nicht so gut gehen.“

„O, da sprechen Sie ja wieder klipp und klar Ihren alten schlimmen Verdacht aus. Von Fremden bin ich, glaub' ich, noch nie so scharf unter die Lupe genommen worden.“

„Prüfen Sie selbst sich denn fortgesetzt?“

„Das kann ich guten Gewissens bejahen.“

„Und was ist das Resultat?“

„Gottlob tiefste Beschämung, grausamste Unzufriedenheit und bitterste Reue.“

„Für wie lang?“

„Bis zur nächsten innerlichen Generalvisitation.“

„Und sonst — dazwischen?“

„Sündige ich unentwegt Tag für Tag, Stunde für Stunde. Ja, meine Verehrte, wenn der alte Herrgott da droben es von uns pudigen, armseligen Geschöpfen nicht schon seit Jahrtausenden so gewohnt

wäre — ich meine, er müßte angesichts solch kläglicher Resultate schließlich doch die Geduld mit unsrerem verlieren.“

„Die mittelsten der zehn Gebote halten Sie ja wohl so leidlich. Oder nicht? Worin bestehen denn dann so im allgemeinen die Pastorenfünden?“

„Hauptsächlich die Kompromisse sind es, die mir zu schaffen machen.“

„Sehen Sie — was ich sagte.“

„Das Gegenteil, Frau Brügge, von dem, was Sie sagten. Kompromisse nämlich wären oft am Plage, wären praktischer, bequemer, humaner und in gewissem Sinne vielleicht auch nützlicher; aber ich will mit meinem trotzigem Dithmarschenschädel immer durch die Wand durch. Hinterher sehe ich dann gewöhnlich: ich hab' in meinem starrköpfigen Unverstand einer guten Sache, ich hab' Freunden, Nachbarn, Bettern, Basen und Mitchristen bloß geschadet — und schließlich mir selbst, weil die Welt nun doch einmal nach dem Erfolg urteilt. Da sitze ich denn meistens arg zerzaust und zerpflückt auf meiner Bude — und schäme mich. — O, ich glaube, Sie können mich doch noch nicht so recht beurteilen, Frau Brügge.“

Man hatte das Land schon eine Meile hinter sich. Heinz schlug vor, den Südwind zu benutzen, um noch eine Strecke weit mit raumer Schoot zu segeln. Der Gastin an Bord war alles recht; sie kam den Weisungen bei der neuen Segelrichtung und Steuerführung auch ziemlich geschickt nach.

Nun tanzte das Boot flott übers Wasser hin.

Bei dem Flattern der Leinwand war es aber fast unmöglich, sich zu verständigen.

Die Sonne gelangte jetzt in eine Dunstschicht, die in weitem Kranz den Horizont umgab. Das Licht ward dadurch gedämpfter. Gleichzeitig aber merkte man eine größere Kühle. Da in längstens zwei Stunden schon wieder Ebbe war, so mußte, nachdem das Boot gewendet hatte, genau auf die roten Bojen und Reifigbündel, die sich auf der gekrausten Wasserfläche hin und her warfen, geachtet werden; denn da und dort tauchten bereits schmale Watteninseln auf, bei denen man gar leicht auf Grund geraten und kentern konnte.

Der Pastor wunderte sich doch ein wenig darüber, daß die junge Frau so ganz ohne Beängstigung blieb. Sie hatte für das Nautische freilich nicht so rechten Blick und Sinn. Ihre Gedanken konzentrierten sich vielmehr immer noch lange hinterher auf das verhandelte Thema. Man sah dabei manchmal an der leichten nervösen Bewegung oder Färbung ihrer Stirnhaut, wie es in ihrem Hirn arbeitete.

Stumm saß sie da. In ihren müden, leidenden, vergrämten Ausdruck war wieder etwas Weiches, Sehnüchtsvolles getreten. Sie hielt die Hände auf den Knien gefaltet — ihr Antlitz war der untergehenden Sonne zugewandt, in deren matter und matter werdende Strahlen sie jetzt ohne Blinzeln sehen konnte.

„Es ist keine Feindseligkeit von mir,“ hob sie plötzlich im Anschluß an das vor fast einer Viertelstunde beendigte Gespräch wieder an, „wenn ich Sie



so kritisch betrachte. Ich mache Ihnen auch Ihre Fehler nicht zum Vorwurf. Wer wäre weniger dazu berechtigt als ich mit meinen tausend schlechten Anlagen, meiner mißglückten Erziehung, meinem verfehlten Dasein. Ich entsetzte mich nur über Sie, so lange ich Sie für so pastorlich erhaben und behäbig und selbstzufrieden hielt. Mir stehen die Menschen näher, wenn sie weinen, als wenn sie lachen. Und am nächsten, wenn sie leiden, ohne zu weinen. Das ist eine trübselige Veranlagung, ich geb' es zu. Aber es ist wahrhaftig keine grausame Lust am Leide. Vielleicht würd' ich selbst viel, viel lieber lachen — so recht aus Herzensgrunde lachen und Gott und die Welt lieben wie Sie. Aber vor der ewig lächelnden Oberflächlichkeit graut mir's. Wer wie ich seine Mutter so ein Menschenleben lang nur lächeln, nur sich amüsieren, nur lächelnd genießen und lächelnd dem Leid der Welt den Rücken kehren sah — der muß mißtrauisch werden. Ach, und dabei sehne ich mich so aus ganzer Seele, endlich, endlich einmal auf einen Menschen zu stoßen, der fühlt wie ich, dem die Wahrheit vor sich selbst das Höchste ist — die einzige Richtschnur im Handeln und Denken und Fühlen. Was hab' ich für Enttäuschungen erlebt. Wo ich hinkam, wo ich hinsah: Komödie, nichts als Komödie und Selbstbetrug. Ich war schon so ganz und gar verzweifelt. Und da — da trat ich bei Ihnen ein — wärmte mich, sonnte mich — und mußte, mußte doch wieder zweifeln . . . Ich quälte mich selbst damit, ganz unsagbar . . .“

Sie hatte in leidenschaftlichem, innigem, bewegtem Ton gesprochen. Den Pastor sah sie dabei nicht an. Er aber verwandte keinen Blick von ihrem schönen, blassen, feingeschnittenen Antlitz, dessen Tönung jetzt allmählich — ob von der überhandnehmenden Abendfühle auf dem Wasser, ob von der steigenden inneren Erregung? — ein wenig intensiver ward und die starre Leblosigkeit mehr und mehr verlor. Noch immer blickte sie unverwandt in die rote Sonne, vor der die schmalen, unendlich langen Dunststreifen wie magische, glühende Schleier schwebten. Ihre müden, immer so stumm und traurig bittenden Augen waren leicht benezt. Als sie nun die Lider für ein paar Sekunden senkte, perlte eine einzige, glänzende Thräne in ihren Wimpern, die sie aber achtlos niedertropfen ließ, ohne die Hand zu rühren.

Die „Möwe“ mußte ein paarmal kreuzen, um wieder unter den Schutz der Küste zu kommen. Vom Hafen von Barlohe blinkte schon das kleine Leuchtfeuer herüber, dessen eisernes Türmchen, von einem Invaliden gewartet, auf dem spornartigen Hafensfortsatz des Deiches stand. Die ferneren Teile der Küste lagen schon fast ganz im Dunkel. Da bei der nächsten Segelrichtung die Leinwand zwischen ihnen stand, konnte Heinz Frau Brüggens Gesicht nicht mehr sehen. Bei einer neuen Wendung der „Möwe“ richtete er das Segelmanöver daher so ein, daß er am Mast sitzen bleiben konnte, etwas näher bei ihr.

Als sie aufblickte und ihn so dicht vor sich sitzen sah, fuhr sie in unwillkürlich leiserem Tone fort:

„Gestern, als ich Sie im Kreis der Ihren sah, da war ich noch nicht so ganz davon überzeugt, daß Frau Wahrheit bei Ihnen der liebstebetene Gast sei. Ich zweifelte auch hernach wieder — Ihrer Schwester wegen. Jetzt schätze ich meinen Argwohn gegen Eve ja selbst als eine Kleinlichkeit von mir ein. Und mein vorschnelles Urtheil über Sie quälte mich ganz maßlos, — seitdem ich sah, wie Sie auch Leiden können.“

Sie machte viel Pausen, sprach überhaupt sehr langsam. Er fiel ihr aber nicht ins Wort, weil er fühlte, daß ihr's eine Wohlthat, eine Befreiung war, so aus sich herauszugehen.

„So lang ich Sie in der Kirche hörte,“ fuhr sie fort, „stand ich ganz in Ihrem Bann. Es war eigentlich nicht so das Christlichprotestantische, was mich bezwang. Dazu bin ich doch viel zu viel Weltkind geworden. Heut früh aber kam's so ganz eigen über mich. Und — Sie mögen es wieder für eine Lästerung halten, was es aber nicht sein soll — meine Phantasie ward von Ihrem Ton, Ihrer ganzen Persönlichkeit, der lichten, reinen Atmosphäre, die Sie da umgab, weit, weit aus dem einsamen, nüchternen Lutherkirchlein hinweggelockt in eine weltenferne Sagenzeit ... Ja, befehren Sie mich durch Zanken oder Lachen: mit einemmal stand Baldur vor mir, der Lichtgott, der Sonnengott der alten nordischen Mythe. Und alles, was je gut in mir war, ward da wieder lebendig. Und da begriff ich Sie, bewunderte Sie. Ja, ich glaube, ich liebte Sie. So — was ich überhaupt Liebe nennen kann — eine unstillbare und doch schwei-



gende, nur einseitige Liebe ohne Wissen und ohne Dank. Ja, so wie heut früh möcht' ich Sie mir künftig immer denken — und ein für allemal den schrecklichen Skrupel los sein, der mich später wieder fürchten ließ, ich hätte nur eine helle, freundliche Maske gesehen. Ein Weckruf war es. Und wenn er fortklingt, dann lerne ich vielleicht doch wieder an Licht und Reinheit glauben. Schließßlich — sehnt sich ja alles in mir danach.“

Sie weinte nun still vor sich hin. Als er, tief im Innern bewegt, ihr zusprechen wollte und seine warme, feste Hand beschwichtigend auf ihre kalten, nervösen Finger legte, schüttelte sie aber heftig den Kopf. Er möchte nicht sprechen — sie könne jetzt nichts hören. Und sie sah ihn nicht an; denn sie schämte sich offenbar, daß sie sich so ihrer sentimentalen Stimmung hingeeben hatte.

Näher und näher kam die „Möwe“ dem Lande.

Man sah jetzt auch andere Lichter neben dem kleinen Blinkfeuer aufspringen — da und dort eine Laterne auf einem Fahrzeug im Hafen — die hellen Fenster der „Stadt Hamburg“, die Dellampe an der Pfarrhausecke.

Da die Ebbe schon weit vorgeschritten war, ging die Fahrt recht langsam von statten. Man mußte sich auch ängstlich im Priel halten, um nicht links oder rechts auf den Watten auf Grund zu geraten.

Eine Zeitlang mußte der Pastor seine ganze Aufmerksamkeit der Takelage zuwenden. Endlich befand sich die „Möwe“ im rechten Fahrwasser. Nun nahm

er wieder seinen Platz der Gastin gegenüber ein und sagte in herzlichem Ton:

„Und Sie wollen eine Pessimistin sein? Wo Sie so voller Poesie stecken — so Schönheitsdurstig sind, so idealistisch veranlagt — daß Sie sich gar zu einem solchen Vergleich haben hinreißen lassen?“

„Sie dürfen nicht über mich spotten. Nicht wahr, das thun Sie nicht. Es wäre schrecklich für mich. Ich hatte mir's schon ganz abgewöhnt, zu sagen, was ich empfinde. Es war gewiß auch recht konfus — ach ja, das kann ich mir schon denken. Und wenn ich fort bin, werden Sie gewiß über mich lachen. Aber ich weiß selbst nicht, wie das so über mich kam.“

„Nein, ich werde nicht über Sie lachen. Und Sie dürfen nicht fortgehen. So bald nicht.“

Trübe lächelte sie. „Vielleicht ist's gerade besser. Ich will keine Enttäuschung erleben.“ Zögernd blickte sie auf. „Oder wenn . . .“ Sie gab ihm hastig die Hand. „Ja, wenn Sie mir das Recht einräumten, ganz wahr sein zu dürfen, ohne daß . . .“ Abermals zögerte sie.

„Ohne daß —?“ Er hielt ihre Hand in der seinen und sah ihr ins Auge. „Mir ist's, als seien wir schon sehr, sehr gut Freund geworden, Frau Margarete.“

Sie nickte. „Sehen Sie — und die Freundschaft möcht' ich mir nicht gern wieder verscherzen. Ich sah so viel schon hinsinken . . . Unter Männern habe ich noch nie einen gefunden, der das Weib in mir vergaß und mich bloß so als ehrlichen Menschen neben sich duldete.“

„Und mich wollen Sie gar nicht erst auf die Probe stellen?“

„Ja, ich möchte es wohl. Sie sind ja so — so barmherzig sind Sie gegen jede Kreatur. Aber ich wäre doch zu grausam enttäuscht, wenn auch Sie mich falsch verstünden — oder gar nicht erst verstehen wollten.“

„Das Mißtrauen — das alte Mißtrauen, Frau Margarete.“ Sinnend schwieg er eine Weile; dann begann er wieder: „Ich müßte ja lügen, wenn ich sagen sollte, Sie würden mich ebenso schnell gerührt, ergriffen — bezwungen haben, wenn Sie alt und häßlich wären. Gerade weil Sie jung und schön sind, empfand ich den Kontrast besonders herzbewegend. Aber höher als mein persönliches Empfinden halte ich doch mein Amt als Seelenarzt. Vielleicht sind Sie bloß an diese armselige Küste verschlagen worden, damit ich Ihnen die garstigen, finsternen Gedanken vertreibe. Wollen Sie mir vertrauen, Frau Margarete? Wollen wir gute, ehrliche, offene Freunde werden?“

Sie sah ihn lange an. „Ihre Freundschaft kann mir viel, viel helfen. Ja, das weiß ich jetzt. Ein Bad der Seele könnte sie mir sein. Aber ich kann Ihnen so gar nichts, ach, so gar nichts Erfreuliches bieten. Mit meinem zerrissenen Herzen würde ich ja doch nur der Störenfried sein. Und ich möchte Ihnen Ihr Glück, Ihre Sonne so gern erhalten.“ Sie hatte ihm ihre Hand wieder entzogen. Den Kopf gesenkt, verharrte sie lange schweigend. Mit einem wehmütigen Lächeln



blickte sie dann auf. „Denn Sie wissen doch, daß auch Baldur sterben mußte?“

„War's nicht Hödur, der Gott der Finsternis, der ihn umbrachte? Ich hab' die Sage fast vergessen.“

„Ja, so war's. Die Götter hatten dem Gott des Lichts und des Lachens Unverwundbarkeit verliehen. Hödur aber erkannte die einzige verwundbare Stelle Baldurs — und an der traf er ihn tödlich.“

„Ja, ja, jetzt entsinne ich mich. Und da fing ein großes Klagen und Weinen an in der ganzen Natur bei allen lebenden und leblosen Geschöpfen. Der Frühling war tot. Nicht wahr, das ist doch die Bedeutung der Sage? Das Kommen des Lenzes mit Jubeln, Singelust und Lachen — und sein Hinsterben in den Gewittern des Sommers; will sagen: in den Stürmen des Lebens.“ Er erfaßte wieder ihre Hand. „Aber Sie sind doch nicht Hödur, Frau Margarete, — wenn Sie mir schon die schöne Aufgabe, für Sie ein wenig Baldur zu sein, zuerteilen wollen.“

„Wenn Sie die Wahrheit vertragen, lieber Freund, in allem — wenn das nicht die Stelle ist, an der Baldur sterblich ist — dann soll Ihr sonniger Frohmuth ewig leben.“

Die „Möwe“ glitt langsam und schwankend in den Hafen. Heinz ließ die Leinwand fallen und griff zu den Rudern.

Wieder fanden sich ein paar Hilfskräfte ein, die gern die Bergung des Fahrzeugs übernahmen.

Frau Brügge ging zuerst etwas unsicher. Beim Landen hatte sie ein Schwindel erfaßt. Ihr Gesichtsausdruck war aber ganz anders als bei der Ausfahrt. Es lag ein so wundervoller Glanz in ihren Augen. Heinz sah es wohl.

„Wie denken Sie sich den morgigen Tag, Frau Margarete?“

„Am liebsten möcht' ich gleich früh wieder mit Ihnen aufs Wasser hinaus!“ sagte sie frisch.

„Um Acht predige ich hier, um halb Elf im Schulsaal in Föhrden. Zu Mittag und zum Kaffee haben wir Gäste vom Land. Kommen Sie doch herüber.“

„Nein, mit anderen zusammen nicht. Ich will Sie allein haben. Vielleicht abends wieder auf der ‚Möwe‘?“

„Gut, um fünf oder sechs Uhr, wie? Aber was thun Sie den langen Feiertag über?“

„O, ich habe so viel zu denken. Mache eine Wanderung über die Dünen, eine Fahrt im Wagen über das einsame Land — und erinnere mich an heut und freu' mich auf morgen.“

„Das klingt schon anders, Frau Margarete.“ Sie waren am Garten der „Stadt Hamburg“ angelangt und vernahmen lautes, punschheißes Stimmengewirr aus den Gaststuben. Mit einem festen Händedruck trennten sie sich. Im Pfarrhaus war noch alles ausgeflogen. Heinz ging von Stube zu Stube und sumimte ein Motiv aus dem Parzifal vor sich hin. Dann trat er wieder in den Garten hinaus, setzte sich

trog der Abendkühle auf eine Bank und blickte nach dem Eckzimmer im ersten Stock des Gasthofs hinüber. Frau Brügge trat soeben auf den Balkon. Fast unbeweglich blieb sie dort stehen, noch lange still in den Abend hinausträumend — gleich ihm.



## VI.

Auch den Ostermontag über hielt das sommerliche Feiertagswetter noch bis gegen Abend an. Der Kaffee konnte bei der laulichen Luft nachmittags im Garten genommen werden. Für den Spätabend oder die Nacht freilich prophezeiten die Kundigen ein gelindes Donnerwetter — das erste Lenzgewitter. Die Mehrzahl der Pfarrgäste brach deshalb schon zeitig auf. Heinz war ein fröhlicher, liebenswürdiger Gastgeber gewesen — sobald sich in dem berüchtigten „Wetterloch“ im Südwesten dann aber wirklich eine Wolkenwand aufstürmte, ward er unruhig, nervös und verschlossen.

Erst als er mit den Geschwistern allein war, gab er ihnen aus freien Stücken eine Art Erklärung: er habe mit Frau Brügge eine Segelpartie verabredet, und es thäte ihm so leid, wenn daraus nichts werden könnte.

Sie fanden das alle ganz sonderbar. So schön und vornehm die junge Berlinerin auch war, eigentliche Sympathie hatte sie keinem von den Seinen abgewonnen. Christian war eifersüchtig auf sie, denn er hatte gehofft, mit dem Bruder heut abend endlich das hitzige Gespräch von neulich über Ulrich von Hutten

fortsetzen zu können, worauf er sich fleißig, ja mit einer gewissen Leidenschaft präpariert hatte — Karl war indigniert, weil die Fremde ihm, der doch eigentlich der Eleganteste aus dem Hause war, jedenfalls der einzige „Lebemann“, am Sonnabend so wenig Beachtung geschenkt hatte — und Großmutter fand es ganz einfach „sittenlos und mannstoll“ von dieser „zugereisten Person“, daß sie mit einem fremden Herrn — und wenn es auch „man bloß ein Pastor“ sei — ganz allein ein Segelboot besteigen und in Nacht und Nebel hinausfahren wolle. „Sittenlos und mannstoll“ war in ihren Augen fast jedes weibliche Wesen unter vierzig Jahren. Das war männiglich bekannt. Heinz würde in diesem Fall wahrscheinlich aber doch energisch protestiert haben, wenn nicht das „man bloß ein Pastor“ mit seiner naiven Komik ihn sofort entwaffnet hätte.

Der ganze Horizont hatte sich gleich nach fünf Uhr, kurz nachdem die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, bedeckt. Die Flut, deren Höhepunkt heute um sechs Uhr zu erwarten war, kam mit solcher Macht, daß man's auf der Veranda und sogar noch in der Küche tüchtig brausen hörte. Gleichwohl schickte Frau Brügge, die nachmittags ausgefahren und vor kurzem erst heimgekehrt war, einen Jungen aus der „Stadt Hamburg“ mit der Anfrage herüber, ob es bei der Verabredung bleibe — sie ihrerseits sei bereit.

Nun gab's für den Pastor natürlich kein Halten mehr. Im Umsehen war er umgekleidet und stürmte aus seinem Zimmer heraus.

Eve und Christian fragten ihn besorgt, ob er's bei dem unsicheren Wetter denn wirklich wagen wolle — Karl schwieg sehr gedrückt, denn es fränkte ihn, daß „so 'n Frauenzimmer“ mehr Mut hatte als er, aber er hoffte insgeheim, daß sie die Seefrankheit in noch nicht dagewesenem Umfang bekommen werde — die alte Benebeken aber ließ gleich das schwerste Geschütz auffahren.

„Heinrich,“ rief sie, am Stock erregt übers Zimmer humpelnd, „seh' mal, ich wollt' ja nix von sagen, wenn du noch ein junger Student wärst, siehste, aber wo du doch ein Pastor bist und hast Weib und Kinder zu ernähren, und thust noch so, als sei das gar nix, — jä, denn schaff dir man nich erst so 'ne vier Rangens an, verstehste!“

Der Pastor stand ihr ganz verblüfft gegenüber. Plötzlich mußte er aber laut auflachen. Im Eifer hatte die gute Alte ihm da die Rede gehalten, mit der sie in früheren Jahren immer seinen Vater von allen Extravaganzen zurückzuhalten versucht hatte. (Bei ihrem Schwiegersohn hatte sie damit ja auch stets Erfolg gehabt.) Da nun Eve und die Brüder gleichfalls merkten, wie sehr Großmutting sich „verrannt“ hatte, so löste sich die zuerst etwas gedrückte Stimmung in ein herzliches Lachquartett auf. Die Alte rettete sich grollend in die Küche, wohin ihr Karl nach einiger Zeit folgte, um sie zu trösten — vielleicht aber auch, um etwas Sehenswertes von Kathrin zu erhaschen, die in dem Verschlag zwischen Küche und Korridor, ihrem primitiv nur durch einen Kattunvor-



hang verschlossenen Schlafraum, Toilette machte für ihren „Ostermontagsausgang“.

Frau Brügge trat gerade aus dem Hausflur der „Stadt Hamburg“, als Heinz auf die Straße gelangte.

„Gut, das wird eine gute Fahrt!“ rief er ihr in fröhlicher Erregung zu. Und er strahlte übers ganze Gesicht, als er sie ansah. Der Wind hatte ihr blondes Haar zerzaust, sie trug eine dunkelblaue Schottenmütze, unter der es widerpenstig hervorsproßte. Ihre Wangen hatten von der frischen Abendluft Farbe bekommen.

„Ja, wird es schön? Ach, ich freute mich schon den ganzen Tag darauf.“

Ihr Ton war lebhaft, fast forsch. Sie schüttelte ihm kräftig, kameradschaftlich die Hand und schlug ein rasches Tempo ein. Mit leuchtenden Augen blickte sie über die See hin, deren Schaumkämme in langen, gurgelnden und rollenden Schlangenlinien von Westsüdwest her über die Böschung schlugen.

Am Deichdurchbruch, durch den die Hafensstraße abwärts führte, blieb sie stehen und atmete tief die kräftige Luft ein. Man schmeckte hier sofort das Salz auf den Lippen. Auch der Teer- und Krabbengeruch war stärker als den Tag über, aber keineswegs unangenehm.

„O, das ist ja herrlich — herrlich!“ rief sie begeistert. „Eine Kraft steckt darin — eine Gewalt — und es fordert so den Troß heraus!“

Er mußte sie immerzu voll Bewunderung ansehen.

Es lag etwas Fascinierendes in ihrem Gesichtsausdruck — in jeder ihrer Bewegungen.

„Wie jung Sie mit eins geworden sind!“ sagte er. „Die Kampflust leuchtet Ihnen ordentlich aus den Augen.“

Sie lachte fröhlich auf. Es war zum erstenmal, daß er sie lachen hörte — und der melodische Ton that ihm überaus wohl. „Vielleicht vergeht sie mir bald wieder. Seefest bin ich ja nicht. Und wenn ich Ihnen eine Enttäuschung bereite . . . Nun, aber Angst hab' ich wirklich nicht. Das ist doch 'mal ein echtes, rechtes Abenteuer.“

Wie sie so die Straße hinabeilte — fast sprang — erschien sie ihm wie ein kecker Junge.

Ein paar Kinder, die bloßfüßig an der Böschung entlang gehüpft waren, um sich von den überschlagen- den Wellen erhaschen zu lassen, kamen neugierig herzu. Während der Pastor ins Boot stieg, um es segelfertig zu machen, stellten sich auch ein paar ältere Barloher ein, die nicht unbedenkliche Mienen aufsetzten.

Man tauschte Grüße aus — dann folgten die üblichen meteorologischen und nautischen Betrachtungen.

Der Pastor ließ sich natürlich nicht abraten. Er freute sich selbst wie ein Kind auf diese Fahrt.

„Wird's gar zu toll, dann wendet man eben!“ sagte er leichtthin. „Trocken bleiben wir freilich nicht, gnädige Frau!“

„Ach, wenn ich 'mal so tüchtig zerzaust würde —

durchgeschüttelt und durchgerüttelt — es wäre eine ganz tolle Freude für mich.“

Sie saß schon am Steuer im Boote. Auch im Hafen schwankte und tanzte alles. Unwillkürlich klammerte sie sich an den Bootsrand, als das Fahrzeug sich beim Abstoßen so beängstigend auf die Seite legte.

„Man keine Bange nich,“ glaubte nun einer der Fischer die Bootsgastin wieder trösten zu müssen, „was der Herr Pastor is, der hat noch nie kein Malheur nich gehabt.“

„Ja, das glaub' ich!“ gab sie heiter zurück.

Und nun ging's auf und nieder. Gleichmäßig setzte der Pastor die Ruder ein. An der Hafenausfahrt mußte man stark links wenden, um von nun an die Wogenkämme rechtwinklig zu schneiden. So ging es noch mit zweihundert Ruderschlägen weiter. Dann aber zog Heinz die Riemen plötzlich ein — und pfeifend und rauschend flog das erste Segel empor.

Vom Festland aus verfolgte man jedes Manöver mit sachverständigem Interesse. Einigen der älteren Fischer schien es doch ziemlich gewagt, daß der Pastor bei solchem Seegang eine Dame mit hinausnahm, die sich nicht als ganz firme Seglerin auswies.

Im Deichdurchbruch stand Eve. Ruhelos hatte sie die Stube durchwandert, nachdem Heinz das Haus verlassen hatte. Schließlich duldete sie's nicht mehr drinnen — und so war sie dem Paar gefolgt.

Das Boot hatte sich inzwischen unter der Last



der Leinwand jäh über Backbordseite gelegt. Mit der Kante hart am Wasser, tanzte es in rascher Fahrt über die Schaumkämme.

Eve beunruhigte dies fortwährende Zusammenfein der beiden über alle Begriffe. Wovon sprachen sie? Erzählte Frau Brügge wieder von Berlin — von Westernhagens?

Ihre Blicke klammerten sich angstvoll an die Gestalt der Fremden — an jede Bewegung von ihr.

Doch weiter und weiter entfernte sich die „Möwe“ vom Strand. Frau Brügge saß mit dem Gesicht der See zu; Eve sah also nur noch ihre schlanken, graziösen Umrisse. Soeben hatte die Fremde das Steuer fahren lassen, um sich rechts und links festzuhalten: der Gischt schlug über Bord — eine erste Sturzwelle hatte sie getroffen. Ein Aufschrei entfuhr ihr; der Wind trug den Schall übers Wasser. Aber sogleich schüttelte sie die Tropfen vom Gesicht und tastete hinter sich, um die Steuerung zu erfassen; sie lachte, als ihr der Messingknopf immer wieder entwichte. Endlich hatte sie ihn, und nun hörte man den Pastor etwas sagen und sie erwidern — allein es war, als ob der Wind ihnen jedes Wort vom Munde riß. Nur verworrene Klänge drangen bis hierher. Und als Heinz, sich kühn überbeugend, auch die beiden Stagjegel beisezte, fiel die „Möwe“ in ein noch rapideres Tempo. Bald unterschied man selbst die Gestalten der Insassen nur noch undeutlich.

Eve erinnerte sich endlich, daß sie barhäuptig war. Der Wind zauste ihr Haar und preßte ihr das

Kleid so prall gegen den Leib, daß sie sich fröstelnd dem Hause zuwandte.

Es begann zu dämmern — es ward finster.

Sie holte die Geige, um zu üben. Karl, der sich bemühte, seinem jüngeren Bruder und der andächtig lauschenden Großmutter Aufschluß über einige kaufmännische Kniffe zu erteilen — zum Beispiel über den leichten Antrieb mit der Ware, durch den man die Wage zum Sinken bringen konnte, ohne Bollgewicht zu geben —, Karl verbat sich die technischen Uebungen aber endlich. Nun spielte sie Joachim und Raff.

Erst als es zu regnen anfang und die anderen sich um Väterchens langes Draußenbleiben zu ängstigen begannen, brach sie ab.

Die Brüder kramten Regenschirme hervor, wickelten sich in Plaids und begaben sich zum Strand. Es war aber so unwirtlich draußen geworden, daß sie bald wieder umkehrten. Die „Möwe“ sei knapp eine Meile vom Strand nach Norden umgebogen, hatte der Leuchtfeuerwächter gesagt, und hinter der Insel verschwunden. Dort werde der Pastor gewiß irgendwo vor Anker gegangen sein, um die Husche vorbeizulassen. Eine Husche nannte der Seebär den Bindfadenregen.

Um neun Uhr ließ der Regen nach.

Eve öffnete ein Fenster in der Veranda und spähte auf der Hafensstraße nach Väterchen aus.

Das stand nun fest bei ihr, daß sie's die ganzen Ferien über hier nicht aushalten würde — wenigstens nicht, so lange diese Fremde in Barlohe weilte. Der heutige Tag war ihr unerträglich gewesen. Morgens

den Bruder auf der Kanzel hören zu müssen — sie glaubte, jedes Wort sei an sie persönlich gerichtet gewesen — dann ihn wieder daheim zu sehen und zu sprechen — und seine gute Absicht, wieder ganz der Alte ihr gegenüber zu sein, während sie den innerlichen Riß doch so schmerzhaft und gedemütigt fühlte und sich so qualvoll schämte . . . nein, das ging alles über ihre Kräfte.

Sie wollte fort.

Gestern, als sie von Kollhagen heimgekehrt war, hatte sie noch bis spät in die Nacht hinein geschrieben, die Briefanfänge immer wieder ändernd, neue Konzepte entwerfend. Morgens hatte sie dann heimlich den Brief drüben in den Kasten am Thor der „Stadt Hamburg“ geworfen.

Vor Mittwoch früh konnte aber keine Antwort da sein. Sie hatte sie sich postlagernd nach Förhden bestellt.

Wie, wenn sie morgen früh zu Schwesings ging und dort ein paar Tage blieb? Das war eigentlich ganz unauffällig. Die Hauptmännin hatte sie ja in Gegenwart der Brüder so herzlich darum gebeten, sich ihr ein bißchen zu widmen. Im Gegensatz zu ihrem Mann liebte sie die klassische Musik so.

Aber wie es Väterchen beibringen, ohne daß er wieder Verdacht schöpfte und abermals mit so heißen, ernstern, dringlichen und schweren Worten auf sie einstürmte wie gestern mittag?

Es ging schon auf Zehn, als man Stimmen auf der vom Hafen heraufführenden Straße hörte.



Im unbestimmten Lichtkreis der Dellaterne, die an der Pfarrhausecke brannte, im Winde flackernd, erkannte Eve das Paar sofort. In flotter Gangart und lebhaftem Gespräch kamen die beiden von der Segelpartie zurück, durch und durchgeweicht vom Regen. Frau Brügge steckte in Ohlsens Gummimantel und hatte die Kapuze hochgeschlagen, was ihr fast das wunderliche Aussehen eines Gnomen verlieh; Heinz war wie immer bloß in seiner Duffeljackette und der weißen Leinwandmütze ausgezogen — nicht einmal ein Plaid hatte er mitgenommen.

„Sie sind da — sie sind da!“ jubelte der Priester.

Das Paar war schon in den Gasthausflur eingetreten, als sie zu dritt auf die Straße hinaus-eilten.

Eine dicke Tabakswolke und scharfer Punsch- und Bierduft drang aus der Wirtsstubenthür, als der Pastor sie öffnete, um Frau Ohlsen herauszurufen und der Berlinerin nachzuschicken.

„Machen Sie ja Feuer droben, — und Thee, recht heiß und mit Zitrone, hören Sie, Frau Ohlsen!“

„Ne, aber ich sage — so naß sind Sie geworden?“

„Das ist bloß äußerlich!“ lachte der Pastor.

Er war aufgeräumt und wohlgestimmt wie immer nach solchen Partien. Nachdem er sich abgeduscht und von Kopf bis zu Fuß rasch umgekleidet hatte, setzte er sich zu einem gemütlichen Plauderstündchen mit den Geschwistern ins Wohnzimmer. Um den runden Tisch

herum gruppiert, blieb man noch bis gegen Mitternacht wach.

Eve hing an seinen Lippen. Als sie einander Gute Nacht sagten, glaubte sie, Heinz würde ihr noch irgend eine Andeutung machen.

Aber er küßte sie nur mit besonderer Herzlichkeit, nickte ihr noch einmal zu, dann suchte er sein Zimmer auf.

Sie blieb droben unausgekleidet auf dem Bett-  
rand sitzen, bis es totenstill im ganzen Haus geworden war; immer fürchtete sie, er werde noch einmal an ihre Thür kommen.

\* \* \*

Als der Pastor anderen Tags aus Förden zurückkehrte, wohin er schon zeitig aufgebrochen war, einer Konferenz mit dem Schullehrer halber, verwunderte er sich nicht wenig, von den Brüdern zu vernehmen, daß Eve mit Schwesing aufs Patronatsgut mitgefahren sei und für ein bis zwei Tage die ihr gestern von der Hauptmännin angebotene Gastfreundschaft anzunehmen gedenke. Der Rittergutsbesitzer war des Landwehrfestes wegen bei Ohlsen vorgefahren, hatte dabei auch den Pastor wieder sprechen wollen. Eve ließ den Bruder herzlich grüßen und ihm sagen, spätestens morgen abend sei sie wieder zurück.

Aber am Mittwoch abend kam sie nicht, und am Donnerstag morgen schickte sie bloß einen Boten mit Blumen und vielen Grüßen und der Meldung, sie wisse noch nicht genau, wie lang sie bleiben werde.

Heinz machte sich gleich nach Tisch selbst nach Kollhagen auf; da traf er aber niemand von der Herrschaft zu Hause an, denn die ganze Gesellschaft war zu Besuch auf ein Nachbargut gefahren.

Eve kam merkwürdigerweise auch Freitag noch nicht.

Inzwischen hatte sie verzweiflungsvolle Stunden durchgemacht — immerzu wartend auf den Brief aus Berlin, der nicht kommen wollte, trotzdem sie zu jeder Post sich in Föhrden einstellte.

Die ewig kränkelnde Frau Schwesing, eine stille, vornehme Dame, die zu allem anderen eher geschaffen schien als zur Landwirtin — und besonders zu Schwesings Frau — und die ein sehr intensives Innenleben führte, seitdem sie sich von ihrem oberflächlichen, genussüchtigen und brutal veranlagten Gatten innerlich und äußerlich getrennt sah, hatte eine starke Zuneigung zu Eve, deren großes Talent sie aufrichtig bewunderte.

Eve mußte ihr viel vorspielen, während der Hauptmann zu Pferde draußen auf dem Feld oder sonst unterwegs war — man sah ihn im Herrschaftshause eigentlich nur zu den Mahlzeiten — und die dankbare Kranke sorgte in rührender Weise für das Behagen ihres Gastes.

Die große Veränderung, die mit dem früher so offenen, lebenslustigen Mädchen vorgegangen zu sein schien, merkte sie sehr wohl — und sie betrückte sich darüber —, aber sie war doch viel zu zartfühlend, als daß sie die unruhige und dabei wieder so verträumte Geigerin direkt gefragt hätte.



Außerlich ging Eve nichts ab; sie zählte mit zur Herrschaft — und man lebte sehr gut auf Kollhagen. Schwesing hielt auf erstklassige Verpflegung; Fräulein Hulda, eine etwas üppige, gesundheitstrogende Erscheinung, wußte seinen Geschmack in jeder Hinsicht zu treffen. Eve ward schon deshalb so fürsorglich gepflegt, weil man so äußerst selten Gäste im Hause hatte. Das offenbar schlechte eheliche Verhältnis hielt viele vom Verkehr mit Kollhagen ab. Heinz freilich brachte der edlen, sanftmütigen Frau Schwesing eine so unbedingte Hochachtung, ja Verehrung entgegen, daß er seine Schwester in ihrem Umgang aufs beste aufgehoben wußte. Er gönnte der Einsamen, die die Musik so leidenschaftlich liebte und so selten Gelegenheit hatte, Gutes zu hören, die Anregung auch von Herzen, die Eve ihr gab. Hatte er sich die Osterferien auch anders ausgemalt gehabt, so stand er doch mit seinen persönlichen Ansprüchen an Eves Gesellschaft um der Kranken willen gern zurück.

Es kam allerdings hinzu, daß der Verkehr mit Frau Brügge ihn mehr und mehr in Fesseln schlug.

Eve hörte davon. Schwesing machte zuerst ein paar nicht allzu zarte Anspielungen darüber — dann besuchten sie auch die Brüder, die ihr so ziemlich über jede Stunde des Tages Bericht erstatteten.

Danach war Frau Brügge ein häufiger Gast im Pfarrhaus, und Väterchen und sie machten täglich eine Segelpartie, auch lange Spaziergänge an Land miteinander. Christel mußte zu berichten, daß die Fremde eine geistig sehr hochstehende, äußerst belehene Dame

sei. Väterchen habe oft die heißesten Debatten mit ihr über philosophische Themen. Manchmal gerieten sie sogar ganz ernstlich aneinander und der Pastor sei dann in seinem Feuereifer nicht wieder zu erkennen. Es sei geradezu ein steter geistiger Ringkampf zwischen ihnen beiden.

Zu solchen Ausführungen lächelte natürlich Karl ebenso skeptisch überlegen wie der frivole Rittergutsbesitzer — was den Primaner stets sehr aufbrachte. Er fühlte sich nämlich selbst als ein kleiner Philosoph und war daher über die kleingeistige Auslegung seines materialistischen Bruders hoch erhaben.

Frau Schwesing interessierte sich lebhaft für diese Fremde und hätte sie gern kennen gelernt. Ihr Gatte sagte ihr aber, er habe schon angeklopft, ob sie in der Nachbarschaft nicht Besuch machen werde — der Pastor verhindere es jedoch geflissentlich in seiner offenkundigen Eifersucht. Es sei stündlich ihre Abreise zu erwarten, erwiderte er bloß darauf; ein Verkehr lohne also gar nicht erst. Der Rittergutsbesitzer glaubte an die Kürze dieser Frist aber nicht. Es scheine ihr doch merkwürdig gut in Barlohe zu gefallen, meinte er.

„Tja, seh mir einer diese Pastors an. Wie das Wort Gottes da mir nichts dir nichts die kleine Berlinerin mit Beschlag belegt hat. Ein Weib, sag' ich dir, Mathilde, wie — na, wie soll ich sagen — so — so marmorn, so klassisch — nein, noch mehr: wie aus dem journal amusant herausgeschnitten. Tadellos, prima, ff. Bornehm bis in die Fingerspitzen; und doch pikant und aufregend — bis zum Unerlaubten!“

Die Kranke kannte den Gesichtswinkel, aus dem heraus ihr Gatte die Frauen zu sehen gewohnt war, zur Genüge — sie glaubte daher eher der Schilderung Eves und Christels, des Primaners, die sie beide für schön, aber sehr ernst und bejammernswert unglücklich hielten.

Schwesing fand jetzt alle Tage etwas zu thun in Barlohe, bloß um mit der hübschen Blondin anzubandeln — wie Fräulein Hulda, die sich so was mitunter erlauben konnte, schalkhaft bemerkte. Dem Besuch seiner Frau machte er, wenn er von da zurück kam, geradezu Vorwürfe: überall sei schon ein Gerede über die beiden entstanden. Der Pastor kompromittiere sich schließlich. Und die Fremde auch. Sie sei nun einmal eine Frau, die in Scheidung mit ihrem Manne läge, da müsse sie doch doppelt vorsichtig sein.

Er urteilte plötzlich merkwürdig sittenstreng, der gute Schwesing.

Eve war viel zu sehr mit ihrem eigenen Herzensroman beschäftigt, als daß sie diesen Klatschereien ernstlich nachgegangen hätte.

Der bestimmt erwartete Brief blieb am Mittwoch mit der ersten Post aus — auch mit der zweiten. Abends wurde ja nicht mehr ausgetragen; aber sie schickte den Gärtnerjungen heimlich nach Föhrden. Westernhagen hatte jedoch noch immer nicht geantwortet.

In dieser Nacht faßte sie die abenteuerlichsten Pläne. Sie wollte seiner Mutter alles gestehen. Die Generalin war immer so gut gegen sie gewesen. O, sie



würde schon die ergreifenden Worte finden, um sie zu rühren . . . Denn es war doch eine so große, himmelstürmende Leidenschaft, die sie beide miteinander verband — für immer und ewig verband. Sie sollten doch nicht beide unglücklich werden, daran zu Grunde gehen; das konnte Brunos Mutter doch nicht wollen. Es war eine Leidenschaft, die alle Schranken niederreißen mußte — das hatte Bruno selbst gesagt . . .

Dann dachte sie wieder an den Bruder. Hatte die Fremde ihm inzwischen Aufschluß darüber gegeben, wer Bruno von Westernhagen war? Frau Brügge hatte selbst viel im Hause der Generalin verkehrt und mußte also wissen, daß der junge Bildhauer es bisher weder künstlerisch noch materiell zur Selbständigkeit gebracht hatte. Er war ja auch noch so jung, er studierte noch, war noch gänzlich abhängig von der offenen Hand seiner Mutter — Frau Brügge wußte also, daß er ohne deren Einwilligung noch nicht heiraten konnte.

Ein Zorn erfaßte Eve gegen die Fremde — ja auch gegen Heinz. Darauf überwältigte sie wieder grenzenlose Scham.

Noch ein zweites Mal schrieb sie an den Geliebten. Und diesmal entwarf sie kein Konzept vorher. Diesmal schrieb sie, wie's ihr vom Herzen heiß und ungestüm herunter kam, und es klang wie ein ergreifender Aufschrei aus tiefster Seelennot. Thränen verwischten da und dort die unregelmäßigen Schriftzüge. Sie schrieb Bogen auf Bogen — erinnerte ihn an seine heiligen Beteuerungen, erinnerte ihn daran,

wie ideal er ihr zuerst diese unschuldige kleine Fahrt geschildert, wie er dann Schritt für Schritt, Zug um Zug ihr Widerstreben besiegt, immer an ihre „Größe“, an ihre „geistige Freiheit“ appelliert hatte, an ihr „Erhabenheit über den Philisterstandpunkt“ . . . Nun, ihren Tod wolle er jetzt doch gewiß nicht. Denn sie ertrage sein Schweigen nicht länger, das ihr allen Lebensmut nehme, sie so erniedrige . . . Und noch einmal legte sie ihm dar, wie durch Frau Brüggens unvermutetes Eintreffen alles ans Tageslicht gekommen sei. Sie habe ihrem Bruder gesagt, daß sie verlobt seien. Er solle nun für sie einstehen. O, sie wisse ja, daß er's thue — er habe sie ja seine kleine Frau genannt. Aber nun müsse er ihr sagen, ob er in diesem Sinne sofort an seine Mutter schreiben wolle. Nein, er solle ihr telegraphieren . . .

Mit der ersten Post ging dieser konfuse, leidenschaftliche Brief am Donnerstag ab. Er konnte ihn Freitag früh haben. Wenn seine Antwort dann bis abends sechs Uhr im Kasten war, so hielt sie sie bereits am Sonnabend morgen in der Hand.

Es fiel nicht nur beiden Schwefings auf — es ängstigte auch Christian, als der noch spät am Freitag abend nach Kollhagen mit Väterchens besorgter Anfrage nach ihrer Rückkehr kam — wie bleich das Mädchen ausah, wie abgehärmt ihre Wangen waren, wie blutleer ihre Lippen.

Der Rittergutsbesitzer schickte — da er das für taktvoller hielt — Fräulein Hulda zu ihr: Sie habe ja so blaue Ringe um die Augen — was ihr denn nur sei?

Dem jungen Mädchen war die Wirtschafterin mit ihrer vertraulichen Aufdringlichkeit lästig. Plötzlich ward ihr der Aufenthalt auf Kollhagen ganz unerträglich. Sie ließ Fräulein Gulda ziemlich kurz abblitzen, und dem Bruder erklärte sie hernach unten beim Thee, daß sie am anderen Tag bestimmt zurückkehre.

Schwefings wollten das natürlich nicht gelten lassen. Der Hausherr besonders war untröstlich darüber. Solange der Besuch dagewesen, hatte er sich so schön beurlaubt gefühlt; er fürchtete nun wieder mehr ans Haus gefesselt zu sein. Und nichts Schrecklicheres gab es für ihn, als sich allein den ernstesten, traurigen, vorwurfsvollen Augen der Leidenden gegenüber zu sehen.

Sonnabend früh noch immer kein Lebenszeichen von Bruno von Westernhagen.

Als Eve am Kaffeetisch erschien, sah sie bemitleidenswert aus.

„Aber Sie sind krank, thatsächlich, Fräulein Ewing!“ rief der Hauptmann. „Nee, ist das 'ne Generation. Ihr junges Gemüse, ihr. Alles blutarm, bleichsüchtig, es ist ein Jammer. Tüchtig Schinken essen müssen Sie und Eier, und Rotspohn trinken, Herzchen. Nee, ich werd' 'mal energisch mit Ihrem Bruder reden. Der scheint mir jetzt ja bloß noch Augen für seine Berlinsche da zu haben. Und was ihm am nächsten stehen sollte, gewissermaßen ans Herz gewachsen . . . Apropos, Fräulein Ewing, bis nach Tisch bleiben Sie doch wenigstens, wie? Heute ist dort unser



Kriegerfest — da bring' ich Sie dann höchstselbst nach Barlohe.“

„Ach nein — danke wirklich — ich gehe schon zu Fuß. Das Wetter ist ja ganz leidlich geworden.“

„Fehlt noch, zu Fuß. Unsinn! Ich bringe Sie ab, dabei bleibt's. Militärische Bedeckung, was — das ist doch nicht so ohne? — Menschenkinder, daß mir aber die Flecke aus dem Waffenrock herausgebracht werden, sonst seht's ein Dreiteufelsdonnerwetter. — Na, Fräulein Eve, also bis Nachmittag. Franz, die Canaille, zieht die neue Livree an. Wird also ganz feudal. Ehrenpforten — weißgewaschene Jungfrauen, P. P. — Feinsliebchen, was willst du noch mehr.“

Als mittags die Hausglocke ertönte, um zu Tisch zu rufen, stellte sich Eve nicht ein.

Schwesings fragten recht besorgt — und Fräulein Hulda erzählte da wichtig, sie habe gesehen, daß der Postbote, der sonst nichts als die Zeitung gebracht hatte, ihr im Vestibül einen Brief eingehändigt habe; damit sei sie in den großen Garten geeilt und bis jetzt nicht wieder zurückgekehrt.

Schwesing schickte den Inspektor und Fräulein Hulda auf die Suche und begab sich sofort selbst in den Garten.

Inzwischen befand sich Eve — ein Bild des Jammers — schon längst wieder in dem ihr eingeräumten Gastzimmer. Sie lag fast regungslos auf der Chaise-longue ausgestreckt. In ihrer eiskalten Hand hielt sie noch immer Fesseln des zerknitterten, gleich beim hastigen Öffnen des Umschlages eingerissenen Briefes.

„Paris, Mittwoch den 9. April. — Du wirst dich wundern, mein Liebling, von hier aus Nachricht zu bekommen. Dein Briefchen traf mich, als ich gerade zur Bahn fahren wollte. Armer Schatz, warum machst Du Dir nun plötzlich so garstige Gedanken. Ist das meine ‚große‘ kleine Eve? Diese Philister mit ihren ewigen kleinlichen Bedenken! — Denke Dir, ich werde nun hier wahrscheinlich zwei Jahre bleiben, meine Studien hier vollenden. Ich habe Aussicht, bei Meissonier angenommen zu werden. Wie das so rasch kam, darüber schreibe ich Dir ein andermal. Jetzt habe ich zu viel zu thun, um mich hier einzurichten. Max und Siddi sind also wirklich noch zusammen nach München gefahren; Siddi hofft im Sommer in Bayreuth zu singen. Natürlich vorläufig nur Chor, sagte der Agent gestern. Wir waren abends noch lange bei Steinert und Hansen im ‚Paradies‘ beisammen und sprachen auch viel von Dir. Es war aber auch zu schön im Spreewald und so. Wie lieb ich Dich habe. Jetzt muß ich aber schließen. Wirst Du auch noch manchmal an mich denken in den zwei langen Jahren? Schreibe aber nicht mehr an die alte Adresse, damit es nicht Mama zu Gesicht bekommt. Du weißt, wie peinlich streng sie denkt in dem Punkte. Sie ist nun mal so schrecklich altmodisch darin. Da sind wir Modernen andere Leute — was, Du? Ich küsse Dich noch viel tausendmal, mein herrlicher Schatz . . .“

Das zweite Blatt, auf dem der Schluß des Briefes stand, befand sich in Fetzen zerrissen auf dem Weiber verstreut. Auch dieser Teil war von den zorn-

bebenden Mädchenfingern schon der Vernichtung preisgegeben — da hatte die unglückliche Adressatin hinter sich plötzlich die Stimme der Wirtschafterin gehört. Sie preßte das Blatt in der Hand zu einem Knäuel zusammen und jagte von dannen. Erschöpft hielt sie endlich an der Rückseite des Herrschaftshauses. Sie wußte selbst nicht, wie und auf welchen Umwegen sie hierher gekommen war. Vor ihren Augen ward es schwarz — dann sah sie flimmernde Punkte in der bleichen Mittagsluft. Sie tastete sich ins Haus — in ihr Zimmer. Hier warf sie sich nieder, las die hastigen, kalten, verlogenen, feigen Zeilen des Flüchtlings wieder und wieder — und dann weinte sie, weinte herzerbrechend . . .

Plötzlich schreckte sie empor.

„Aber Fräulein Gving,“ sagte die Wirtschafterin, die sie eine Minute lang neugierig gemustert hatte, in ihrem kagenfreundlichen Ton, „so müssen Sie sich das nicht zu Herzen nehmen — wirklich nicht.“

Sie starrte sie an wie irr. „Was — soll ich mir nicht so zu Herzen nehmen?“ kam es schneidend von ihren Lippen. Sie haßte diese Person ohne jede weitere Ursache, bloß wegen dieses verunglückten Trostversuches.

„Ach, liebes Fräulein, das weiß man doch, daß Sie einen Liebeskummer haben.“

„Schweigen Sie. Ich verbiete Ihnen . . .“

„Na, ich mein's ja nur gut. Der Herr sagt's ja auch. Gott — mich brauchen Sie doch nicht so böse anzusehen. Ich hab' Ihnen doch nichts gethan?“



„Ich mag nichts hören, keinen Menschen sehen.“

„Ach, das gibt sich. Ja, aber die Mannsleute . . .

Na, ich sage schon gar nichts mehr.“

„Lassen Sie mich!“ schrie Eve verzweiflungsvoll auf. Sie hatte gar keine Selbstbeherrschung mehr — warf sich wieder auf die Chaiselongue hin und presste das Antlitz in die Hände.

Die Wirtschafterin berichtete unten, Fräulein Timm bitte, sie zu dispensieren. Nachdem der Hausherr in den Speisesaal zurückgekehrt war, nahm die Mahlzeit also ohne den Gast ihren Anfang.

Man aß ziemlich schweigsam.

Aber Schwefings Blicke irrten oft fragend zu Fräulein Hulda hinüber. Die sah diskret lächelnd auf ihren Teller nieder.

---

## VII.

Wie das gekommen war, daß sie von Tag zu Tag ihre Abreise von Barlohe verschoben hatte — Frau Margarete Brügge wußte es heut selbst nicht mehr.

Eine volle Woche weilte sie nun in dem arm-seligen Fischerdorf.

Täglich, ja stündlich hatte sie an die Abreise gedacht — sofern sie sich nicht gerade in des Pastors Gesellschaft befand, dessen eigentümliches Geistes- und Gemüthsleben sie immer wieder fesselte, sie vor neue Fragen, neue Rätsel stellte, die es sie zwang, zu beantworten, zu lösen.

War sie allein mit sich auf einer ihrer zwecklosen Wanderungen über den endlos sich hinziehenden Deich oder in der nächtlichen Einsamkeit in der Ohlenschen guten Stube, dann lachte sie mitunter über sich selbst. Was ging sie dieser gute weltfremde Pastor bloß an? Was interessierten sie die kleinen Sorgen seines Hauses, seiner Parochie? Imponierte ihr seine Selbstlosigkeit und Genügsamkeit, sein felsenfester Kinderglaube, an dem mit keinem aller philosophischen Systeme zu rütteln war, denn wirklich so übermächtig? War er für sie, die mit allem abgeschlossen, die alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, mehr als eine Kuriosität?

Sie mußte fort, mußte abreisen, um nicht vor sich selbst lächerlich zu werden.

Und doch kam's nicht dazu. Immer wieder sagte sie sich: noch diese eine Fahrt wollte sie mitmachen, die sie miteinander verabredet hatten. Nur diese eine. Und dann kam doch noch eine zweite, eine dritte. Denn ob's stürmte und regnete, ob die Sonne schien (das richtige Aprilwetter war nämlich übers Land gekommen) — die Fahrten auf der „Möwe“ hatten für sie einen solch wundersamen Zauber — sie kam immer wie neubelebt aus der Einsamkeit dieser fremden, starren Welt an Land zurück.

Es war ihr übrigens, als ob sie einander da draußen viel, viel näher stünden als hier. Sie, die sonst stets das rein Geistige so ausdrücklich betonte, sie mußte zugeben, daß sein persönlicher Mut ihr doch außerordentliche Bewunderung abzwang. Sportliche Gewandtheit, physische Kraft wie er hatten ja gewiß auch all die wetterfesten Fischersleute hier von der ganzen Küste, die sie um dieser „männlichen“ Borzüge halber nicht weiter beachtete — aber es kam bei ihm doch noch etwas anderes hinzu, was jene wohl kaum besaßen, was sie aber in einigen ans Abenteuerliche streifenden Situationen — besonders an jenem stürmischen Ostermontag — mit wahren Staunen erfüllt hatte. Sie konnte es nicht anders in Worte fassen als etwa: sein glaubensstarker Fatalismus war's, der sie selbst so hinriß — sie mochte wollen oder nicht.

Sie wußte, daß es bei ihm zunächst nur rein altruistische Gefühle gewesen waren, die ihn ihr gegen-



über beherrscht hatten. „Befehrungsversuche“ hatte sie sein heißes Bemühen, ihr zu helfen, dann mit einigem Spott genannt. Mit der Achtung vor seinem ehrlichen Willen, der Bewunderung seiner Aufopferungsfähigkeit war dieser Spott aber mehr und mehr verstummt. Wie oft hatte sie sich seither insgeheim eingestanden, daß sie ihn sogar beneidete. Heute — auch das wußte sie — hegte er mehr für sie als Mitleid. Ja, sie war ihm vielleicht unentbehrlich geworden. Er hatte bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit zwischen sich und ihr sie endlich doch als einen ebenbürtigen Geistesgenossen anerkennen müssen. Mit einigem Stolz sah Frau Margarete auf dieses Resultat: sie nahm nicht nur von ihm — sie gab ihm auch.

So heiß, so leidenschaftlich die Debatten oft zwischen ihnen gewesen waren, sie hatten schließlich doch klärend auf sie beide gewirkt.

Frau Brügge besaß viel mehr von einer Kämpfernatur als der Pastor. Sie bewunderte seine Uneigennützigkeit — aber sie empörte sich doch andererseits, wenn sie seine milde Resignation gegenüber dem Unverstand in der Gemeinde und auch im eigenen Hause sah. Und in ihrer schweren, grüblerischen Art verlieh sie ihren Bedenken bittere Worte des Zweifels.

Besonders reges Interesse brachte sie stets seinen Versuchen entgegen, das Christentum werktthätig zu üben.

Sie hatte ihn ein paarmal sogar selbst in die Gütten der Krabbenfischer zu Krankenlagern und Wochenbetten begleitet. Unermeßlichen Jammer sah sie an diesen Orten. Sie, die von Kindheit an vom größten

Komfort umgeben war, faßte es nicht, daß Menschen so — gerade noch in notdürftigstem Schutz gegen Frost und Unwetter — kampieren konnten, ohne geistig und körperlich elend zu Grunde zu gehen. Heinrich Timm vertrat in diesen Baracken am Ende des Dorfes, so wollte ihr's scheinen, vielleicht mehr den Arzt als den Seelsorger. Und aus der Pfarrküche ward fleißiger Hilfe gespendet, als aus dem Munde Timms Bibelsprüche flossen. Sein geistlicher Rat schien dabei aber doch nicht zu verkümmern; wenn freilich auch mit der Vorstellung Gottes für diese gedrückten Wesen hauptsächlich die „suppenspendende Lichtgestalt Väterchens“ verknüpft war.

Heinz hatte sich auch eine Hausapotheke zugelegt, die von den häufigen Erkrankungen ausgesetzten Dorfarmen vielfach in Anspruch genommen ward. Er besaß Kenntnisse und Geschick in der Wundbehandlung und solch ähnlichen Fällen und folgte unverdrossen jedem Ruf.

Frau Margarete nahm einmal aber durch Zufall wahr, daß die alte Benebeken, die von den „neuen Methoden“ nichts hielt und noch an die Wundersalben des alten Schäfers glaubte, dem Enkelsohn heimlich entgegenarbeitete, indem sie da und dort, wo Heinz gewirkt, alsbald am Stock humpelnd mit ihrem sagenumwobenen Strickbeutel auftauchte.

Daß der Pastor um des lieben Friedens seiner Mutter halber, die bei Uneinigkeiten zwischen Großmutter und ihm den Groll der wunderlichen Frau gewöhnlich ausbaden mußte, auf einen Gewaltstreich

gegen den alten Störenfried auch da wieder verzichtete, bloß würdig und ruhig gegen den Aberglauben zu Felde zog oder mit unverfieglichem Humor sich wieder Geltung zu verschaffen suchte — das begriff Frau Margarete einfach nicht.

Auch in der Beurteilung vieler anderen Fälle, die sie miteinander besprachen, prägte sich deutlich ihre Streitnatur aus. Ewig war sie im Krieg gegen Halbheiten, gegen Kompromisse.

Heinz wiederum konnte ihrer rückhaltlosen Offenheit, ihrem geistigen Mut die Bewunderung nicht versagen. Oft aber mußte er in den Debatten über solche Zweifelsfälle doch einen vollen Sieg zu verzeichnen. Denn schließlich war sie, trotzdem sie sich nur von schärfster Logik überzeugen lassen wollte, doch viel zu sehr Weib, als daß seine Begeisterungsfähigkeit, sein Idealismus, seine Herzensgröße, seine frische, werktätige Unmittelbarkeit sie nicht selbst mit fortgerissen hätten.

Sie waren einander innig befreundet — aber jeder Gleichklang zwischen ihnen erforderte immer erst einen heißen Kampf.

Die heutige Segeltour war nun die letzte, die sie miteinander machten, denn Frau Brüggens Entschluß stand felsensfest: morgen früh reiste sie ab. Am Montag um zehn Uhr sollte sie vor dem Amtsgericht in Berlin ihrem Gatten gegenüberreten.

Sie waren heute noch weiter hinausgefahren als sonst. Zum erstenmal sprachen sie ausführlicher miteinander über diesen Prozeß. Frau Margarete gestand



es dem Freund dabei ruhig ein, daß sie sich ihrer verzagten Weltfluchtgedanken, mit denen sie vor einer Woche hierher gekommen war, heute selbst gründlich schämte. Was sie nach der Beendigung des Prozesses vornehmen, wie sie ihr Leben ausfüllen und sich durch die Welt schlagen würde, das mußte sie heute selbst noch nicht. Es stand fest bei ihr, daß sie jede Unterstützung ihres Gatten von sich weisen werde. Der Schwierigkeiten, allein mit dem winzigen mütterlichen Kapital, das ihr geblieben, auszukommen, war sie sich wohl bewußt. Sie war in jeder Hinsicht verwöhnt, hatte in ihrer Ehe den größten Luxus kennen gelernt. Es galt also auf vieles zu verzichten; ja, sie mußte sogar selbst zu erwerben, zu verdienen lernen — ein Begriff, der ihr bisher gänzlich fremd gewesen war, da ihre Mutter sie nur dafür erzogen hatte, kraft ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihres gutklingenden Namens einen reichen Mann glücklich zu machen. Aber das war eben das Wunderbare, was sie diesen stillen Tagen der inneren Einkehr, der Sammlung und des geistigen Verkehrs mit diesem jungen, sonnigen, glücklichen Menschen verdankte: Vertrauen war endlich in ihre Brust eingekehrt — stolzes, unbeugjames Selbstvertrauen. Wie stille Weihe lag's über ihr, als sie so ihrem Freund einen Einblick in die veränderte Welt ihrer Gedanken gab; er fühlte, welchen Anteil sie ihm an dieser inneren Wandlung zugestand, wenn sie dabei auch große Worte verschmähte.

Ohne bestimmte Absicht kreuzend, war die „Möwe“, trotzdem man von Nordwest her starken Gegenwind

hatte, zu der Frau Brügge so genau, so traurig bekannten friesischen Insel gelangt. Sie merkten es, ganz in ihr ernstes Gespräch versunken, erst, als der Wind mit einemmal abflaute — unter dem Schutz des nordwestlich vorgelagerten Eilands.

Beider Blicke wanderten nun gleichzeitig zu dem nur mäßig sich erhebenden grünen und weißen Gestade hinüber. Man erkannte die Umrisse des großen modernen Badeorts mit seinen vielen Villen und Hotels nur undeutlich. Aber die Kirche hob sich scharf von dem fahlen, weißlichgrauen Aprilhimmel ab.

Der Pastor wußte, daß die junge Frau in diesem Augenblick an das dort neben der Kirche liegende Grab ihres Kindes erinnert worden war. Als ob sie davon noch einmal Abschied nehmen sollte, so hatte der Zufall — der Wind und das absichtslos gelenkte Steuer — sie hergeführt. Er sprach kein Wort, aber er reichte ihr, einem inneren Zwang folgend, die Hand hin — und sie nahm sie stumm und drückte sie, als habe sie ihn verstanden.

Man hörte das Anschlagen der Wellenkämme an die Bordwände hier viel deutlicher als draußen, wo der kalte Wind die Ohren sausen gemacht hatte. Auch das Klirren in den Drossen, das Rauschen und Knistern in der Takelage und der Leinwand fehlte hier gänzlich. Die „Möwe“ hielt in dem toten Winkel bei der geringen Luftbewegung schließlich fast still.

In dieser Pause war's beiden, als ob ein Pakt zwischen ihnen geschlossen worden wäre.

Die sanftere, weichere Stimmung hielt bei ihnen

noch nach, auch als sie an Land zurückgekehrt waren.

„Wir sehen uns doch noch, Frau Margarete, bevor Sie abreisen?“ fragte er leise, fast etwas ängstlich, als sie am Deichdurchbruch mit kurzem Gruß abbiegen wollte, um des die Straße beherrschenden Landvolks halber den Weg durch den Garten ins Gasthaus zu nehmen.

Sie nickte. „Ja, Heinz, wir sehen uns noch.“

Es war das erste Mal, daß sie ihn bei seinem Vornamen nannte.

\* \* \*

Barlohe war heute nicht wieder zu erkennen. Es herrschte etwas wie Jahrmachtsstimmung im ganzen Ort. Gleich nach dem Mittagessen waren sie aus Föhrden, aus Dester- und Westerdeichstrich, von den selbständigen kleinen Gutshöfen und den Vorwerken des Ritterguts eingetroffen — stattliche Graubärte im Bratenrock, auf dem Kriegsdenkmünzen und Felddienstauszeichnungen, sogar ein paar Eiserne Kreuze prangten, Landwehrleute mit der „Brotchnalle“, Reservisten mit eingedrückter Soldatenmütze. Auch ein paar komplette Uniformen waren vertreten: Schwesing als Hauptmann der Landwehr, ein Föhrdener Müllersohn als Reserveleutnant des Trainbataillons, der behelmte Gendarm und ein paar stramme Infanteristen, die sich hier in der Gegend gerade auf Festurlaub befanden.

Aber auch die holde Weiblichkeit feierte das Krieger-



fest mit. Die jungen Mädchen steckten, da abends getanzt werden sollte, in hellen Kleidchen und sahen ziemlich verfroren aus; die Mütter zeichneten sich durch vorfündstutliche Mantillen oder Umhänge aus türkischem Plaidstoff aus. Alle waren mit großen Futterkörben versehen, als stünde eine Art Bivak bevor.

Die Musikkapelle bestand aus acht Männlein, verkümmerten Gestalten mit fadenscheinigen Röcken und roten Nasen. Beim „Umzug“ spielten sie einen alten Armeemarsch, von dem aber nur die Melodie und die meistens falschen Bässe zu hören waren; die Mittelstimmen fielen aus Sparsamkeitsrücksichten weg, fanden jedoch einen Ersatz durch die reichlich verwendete Pauke. Da an dem kriegerischen Umzug durch Barlohe, der im Garten der „Stadt Hamburg“ endigen sollte, sich auch die Frauen und Mädchen beteiligen durften, die im gleichen Schritt und Tritt Arm in Arm mit ihren Großvätern, Vätern, Gatten, Söhnen oder Enkeln einhertrotteten, so spielte die Kapelle den Marsch in einem besonders gemäßigten Landsturmtempo, in dem selbst die Lebensmüdesten noch behaglich mitkommen konnten.

Hinter der Musik schritten Schwesing und der Trainleutnant, dann kam die Kriegervereinsfahne, die Maspe, der Küster, ein ehemaliger Feldwebel, trug, geleitet von Jakob Steen, dem einzigen noch vorhandenen Düppeler, und einem rotblonden vierschrotigen Ritter des Eisernen Kreuzes, dem streitbaren Gemeindevorsteher von Föhrden. Der gebrechliche, weißhaarige Jakob Steen erreichte trotz seines ergreifend hohen

fuchsroten Cylinders noch nicht die Schulterhöhe des Hünen. Hinter der Fahne kamen die wehrhaften Männer, nach Dienstalter und Rang gruppiert. Alle trugen ein schwarzweißrotes Bändchen, die Ehrenjungfrauen sogar Schärpen. Da sie sich aber vorher nicht geeinigt hatten, fiel bei der einen die Schleife über die linke, bei der anderen über die rechte Hüfte; es machte sich übrigens auch so ganz symmetrisch.

In Ohlsens Festsaal wurde nach beendigtem Umzug an langen Tafeln Kaffee getrunken, wozu man unglaubliche Mengen Kuchen vertilgte. Schwesing brachte das Hoch auf den allerhöchsten Kriegsherrn aus, dann begannen die Vereinerörterungen, es wurden längst bekannte Beförderungen mitgeteilt, Nachrufe verlesen, man erhob sich ein paarmal von den Sätzen, um die Verstorbenen zu ehren; auch die weiblichen Anwesenden standen mit auf, ehrfürchtig und verlegen, hatten aber stets einen Bissen Kuchen im Munde, den sie dabei wie auf einer bösen That ertappt hastig und genußlos hinunterwürgten.

Die „Gruppenitzungen“ fanden darauf in den verschiedenen Kneipräumen getrennt statt, während die Unbeteiligten und die Weiblichkeiten zum Hafen schlenderten oder im Garten Spiele begannen oder Regel schoben.

Allmählich ward die zuerst steife und feierliche Stimmung wärmer. In den „Sitzungen“ ging man zu Bier und Grog über — da und dort trat auch der unvermeidliche Skat in seine Rechte —, im Garten ward getollt, in der Schenkstube geschwätzt, gelacht,

gelärmt, dann auch gesungen — und der Hausknecht und die von den reicheren Bauern mitgebrachten Kutscher sowie die beiden Hilfskellner räumten unter Gepolter den Festsaal aus, um ihn für den Tanz herzurichten. Die Kapelle hatte inzwischen im Garten Aufstellung genommen, wo sie ein „Konzert“ verübte. Es waren die Stücke, die hier seit Dutzenden von Jahren populär waren und immer wieder stürmisch begehrt wurden — weil die Kapelle eben die Noten von Novitäten nicht besaß, die in Konkurrenz hätten treten können. Das „Echo im Walde“ war besonders beliebt. Der Trompeter begab sich zu dessen Ausführung, von der ganzen strohblonden Jugend von Barlohe im Triumph begleitet, hinter den Pferdestall, wo er sein altberühmtes, vielbestauntes, wenn auch etwas asthmatisches Solo blies.

Im weiten Umkreis um die „Stadt Hamburg“ duftete es bald nach Grog und fettem Kuchen. Aus allen Thüren und Fenstern der Wirtschaft drangen die mächtigen Tabakswolken der „tagenden“ Krieger.

Unter den jungen Mädchen, die Arm in Arm auf dem Dorfplatz auf und ab schlenderten, bemerkte Heinz, als er vom Hafen kam, auch Eve. Er ging sofort auf sie zu, um sie zu begrüßen. Sie wollte aber, wie es schien, vor den anderen keine große „Familienscene“ veranstaltet sehen; daher blieb's bei ein paar herzlichen Worten. Heinz wußte ja, daß die Gelegenheit für Eve, ihre Jugendbekannten zu sprechen, so selten kam. Eine Beruhigung war es schon für ihn, daß sie überhaupt da war.

Seine Augen hatten einen eigenen Glanz, wäh-



rend er so über die fröhlich erregte Menge hinsah, da und dort einen Händedruck austauschte, an den und jenen eine freundliche Frage richtete. Ganz so wie sonst war er nicht bei der Sache. Er war etwas verträumt, zerstreut, fragte ein paarmal dasselbe, und dem Küster Maspe, der schüchtern ein Gespräch mit ihm über die heute so viel ventilirte Kirchenbauangelegenheit anknüpfen wollte, antwortete er ganz verkehrt.

Er drückte ihm plötzlich leutselig die Hand, klopfte ihm auf die Schulter und eilte ins Haus.

Drinne fuhr er sich nachdenklich über die Stirn. Was wollte er eigentlich hier — und warum hatte er den Küster stehen lassen, ohne ihn zu Ende anzuhören? Der hatte ihn so verdutzt angesehen . . .

Nichtig, mit Eve wollte er sprechen.

Aber die war doch gar nicht hier im Haus.

Er blickte über die Veranda nach dem Dorfplatz. Die jungen Mädchen waren von dort verschwunden. Gewiß hatten sie sich in den Wirtsgarten zu den anderen begeben, die man beim „Drittenabschlagen“ und „Bäumchenvermieten“ so krähend und freischend lachen hörte, oder sie waren mit den über die Wäsche, die Männer, das Einmachen und die Kinder schwatzenden Frauen an den Strand gegangen. Heute hielt's schwer, jemanden zu suchen und zu finden in dem bunten Barlohe. Solches Leben sah das Fischerdorf sonst nur noch beim Neujahrsball und beim Erntefest.

Außer Kathrin, die das Kaffeegeschirr spülte, war

niemand daheim. Sie sang wieder in ihrem breiten Choralton. Aber es war heute ein weltliches Lied: „Lining ging einmal spazieren in den grünen Wa—ha—halt, da traf sie halt zu ihrem Vergnügen ein Jüngling von schöner Gesta—ha—halt.“ Da sie die Fortsetzung dieses vielversprechenden Textes nicht kannte, so sang sie die erste Strophe in verschiedenen Tonlagen mehrmals hintereinander, was ja auch eine gewisse Abwechslung brachte. Dann löste ein schläfriges Menuett der Kapelle drüben ihren Gesang ab — oder man hörte die Singgruppe des Kriegervereins Quartett proben, die für den Abend unter des Föhrdener Schullehrers Leitung ein Attentat mit dem „Schwert an der Linken“ auf die Festversammlung plante — dazwischen erklang das derbe, polterige Platt der beim Skat immer erregter auf die Tischplatte pochenden Spieler, das lärmend-fidele Anproben jüngerer Semester, Debattieren und Kannegießern — aus dem Garten das helle Mädchen- und Kinderlachen, das Rollen der Kugeln und Fallen der Regel.

Heinz trat zum Schaukelstuhl ans Fenster. Wäre jetzt Eve dagewesen, oder Wolfgang, oder Christel, so hätten sie sich hineinsetzen müssen, er würde auf der Lehne Platz genommen und mit ihnen so recht nach Herzenslust geplaudert haben. Das waren die einzigen, die ihn so eigentlich zärtlich kannten. Am liebsten tauschte er dann mit ihnen Erinnerungen an den Vater aus. Es existierte eine Unmenge von drolligen oder rührsamem Familienanekdoten. Sie konnten sie sich alle Jahre einmal an den besonderen Gedenktagen

wieder erzählen und lachen, bis ihnen das Wasser in die Augen trat.

Er fühlte sich bei dem melancholischen Gesang der Magd, dem verworrenen Getön, das ins Pfarrhaus herüberklang, recht einsam. Und dabei zitterte eine solche Unruhe in ihm — am liebsten wäre er wieder hinaus ins Dorf oder an den Strand gelaufen. Aber da waren ihm zu viel Menschen — und trotz seines Verlassenheitsgefühls wollte er heute doch keine gleichgültigen Reden führen.

So richtig wagte er sich's nicht einzugestehen, was ihm fehlte — wer ihm fehlte.

Es war ja nur eine Seelenverwandtschaft, die ihn mit Margarete verband, eine ehrliche, offene, eine geistige Freundschaft zwischen Mensch und Mensch. Das hatten sie beide ein paarmal ausdrücklich betont, um ihren freien Verkehr, der ja in den Augen der Leute natürlich etwas Auffälliges besaß, vor sich selbst zu rechtfertigen. Und es fiel ihm ein: sie hatte ihm einmal auch ein Erlebnis mit einem jungen Berliner Bekannten angedeutet, einem Künstler, der sich in der Maske des „Trösters“ an sie herangeschlichen und der Freundschaft dann ein so schmähhches Ende bereitet hatte. Vielleicht war das eine Art Warnung gewesen?

O, sie waren für einander nichts weiter als gute Kameraden.

Und doch bedrückte, entmutigte ihn der Gedanke so seltsam, so quälend, daß die Fremde nun morgen schon Barlohe verlassen — für immer verlassen wollte.

Er stellte sich's recht klar und deutlich vor: er



würde also morgen predigen, ohne daß er sie in der Kirche wußte, sie würden nachmittags weder zusammen segeln noch spazieren gehen, sie würden keine Polemik gegeneinander ausfechten — ach, sie würden einander überhaupt nicht einmal mehr sehen können.

Nie — nie wieder — würde sie nach Barlohe kommen!

Dieser Aufenthalt bedeutete nur eine kleine, verschwindend kleine Episode in ihrem Dasein. Sie trat in ein neues Leben ein — in neue Kämpfe — und mehr und mehr würde in ihr die Erinnerung an das kleine Fischerdorf verblaffen.

Gewaltsam riß er sich endlich aus diesen Vorstellungen los und ging mit großen Schritten auf und nieder. Er mußte an anderes denken. Am besten, er las oder schrieb. Er mußte den Brief der Mutter endlich beantworten, fiel ihm ein.

Der erforderte schon Konzentration; denn da galt es, jedes Wort abzuwägen, bevor er's niederschrieb. Seine Mutter war so empfindsam, so krankhaft gereizt, überhaupt so unglücklich grüblerisch und schwermütig veranlagt. Sie konnte tagelang still vor sich hinweinen oder wenigstens wie ein Häufchen Elend zusammengekauert dahocken, wenn sie ja einmal einen bitteren Vorwurf bekam — oder auch nur witterte. Besonders in Geldangelegenheiten war sehr schwer mit ihr zu verhandeln. Sie besaß ihre Pension, von der sie, wenn auch knapp, für ihre Person ganz selbständig hätte leben können, ohne die Unterstützung ihres Ältesten. Aber in ihrer blinden Liebe für den kleinen Wolfgang

hängte sie alles an den Jungen, ja trieb geradezu Verschwendung für ihn. Heinz mußte nach dieser Richtung hin seine Mutter — die sein Hauptorgenkind war — sehr aufmerksam kontrollieren, damit nicht fortgesetzt „Dummheiten“ geschahen. Auch ihr augenblicklicher Aufenthalt in der Klinik war recht überflüssig. Wolfgang hätte ja ganz gut allein dortbleiben können; er war doch schon dreizehn Jahre alt; und die orthopädische Anstalt des Universitätsprofessors Düwelius bot alle Gewähr für die beste Pflege des Patienten. Aber seine Mutter wollte sich, trotz der enorm erhöhten Kosten, durchaus nicht von ihrem Nesthäkchen trennen. In seinem Brief, den eine neue kleine Geldsendung begleiten sollte, machte er der Mutter nun allerlei praktische Vorschläge, möglichst zart, damit sie nicht wieder glaubte, es gereue ihn bereits, ihr diese kleinen Opfer zu bringen.

Während er, allmählich warm geworden, die letzte Seite schrieb, hörte er in der Küche den Commis lachen und das Mädchen versteckt kichern. Karls Stimme kam ihm so komisch vor. Er trieb gewiß wieder Allotria — kopierte irgend jemand.

„He, du — was treibst du denn?“ rief er munter, an die dünne Wand pochend, nachdem er die Feder hingelegt hatte.

Draußen sofort Totenstille.

„Ei, ich hab' dich schon gehört, Karl, mein Junge!“ Er stand auf und ging durchs Wohnzimmer.

Ein Gepolter, als ob ein Topf fiel — gleich darauf trat ihm Karl mit rotem Kopf gegenüber.

„Na, was gibt's denn wieder? Töpfe zerkeilen?“  
Karl blickte sehr übermütig drein. „Tja, ein  
büschen Polterabend.“

Dicht an der Thür lag Geschirr in Scherben.

„Hans Klachel von Kalatsch!“ rief der Pastor.  
„Junge, Junge, du bist ja ein Tolpatsch, wie er im  
Buche steht. Nein, wo der hintritt, da wächst gewiß  
kein Gras mehr!“

Der Commis wollte sich ausschütten vor Lachen.  
„Nee, kein Gras mehr. Ach, Väterchen, du bist ja  
man ein Pastohr — aber ich sage dir, es is ja zu  
famos hier. Ueberhaupt so das Militär. Da is doch  
noch Schneid drin, verstehste. Und vorhin der Haupt-  
mann Schwesing mit dem Kaiserhoch — kolossal, ein-  
fach kolossal . . .“

„Femine, Korl, du hast ja 'n Schwipps.“

„Tja, warum soll der Mensch nich auch mal 'n  
lütten Schwipps haben? Aber mich berührt so was  
nich. Ich kenn' so was nich. Nee, Väterchen, du  
bist schief gewickelt . . .“

Er fuchtelte zwecklos mit den Händen durch die  
Luft und ging ziemlich unsicher über die Diele.

„Grade gehen kannst du auch nicht mehr. Junge,  
Junge . . .“

„Ich nich grade gehn? Langsamen Schritt kann  
ich dir noch machen, wenn du's verlangst. Da —  
eins — und zwei — eins — und zwei. Und auf  
dem Strich, siehste, haarjscharf.“

Er riß die Beine aus und knallte die Stiefeln  
auf den Estrich, daß alles nur so wackelte.



„Hör auf, hör auf!“ beschwichtigte ihn der Pastor, theils ärgerlich, theils belustigt.

„Glaubst du's nun, daß ich keinen Lüttetü hab'?“

„Du, wenn einer auf dem Strich noch gerade gehen kann — so ist das noch lang kein Beweis für seine Nüchternheit. Aber der ist beschwipst, der den Beweis so überhaupt erst beibringen will. Etzsch, 'rein=gefallen, Korl.“

Nun war er aber gekränkt. „Von so 'ne lumpigen zwei Gröge? Gott, überhaupt, der Hauptmann hat sie poniert. Und wenn man nu ja mal ein büschen lustig sein will . . .“

„Sollst du ja, alter Junge. Aber manierlich, Korl. Du hast noch so deine Kasernenmanieren. Mit Kathrin da zum Beispiel . . .“

„Jä, die Kathrin, ich hab' sie man eben gefragt, ob wir nich heut abend zusammen ein büschen tanzen wollen.“

„Wer — du und die Kathrin?!“

„Jewoll. Warum nich?“

„Na, höre. Du hast doch Pflichten. Da ist Steens Enkelstochter und Küsters Marianne . . .“

„J, warum soll ich nich auch mit Thring tanzen? Du, überhaupt — die kann links herum, sagt sie. Bei uns in Hamborg, weißte, da tanzt alles bloß links herum — aber alles, was so ein büschen was is.“

Nun setzte sich der Pastor hin und lachte. „Junge, du bist ja ganz verdreht.“

„Tja, Väterchen, wie denkst du dich das. Wo

ich meine zwei Jahren abgerissen hab' beim Regiment in Hamburg — da hab' ich man auch so 'ne Deern gehabt, mit der ich immer tanzen gehen muß'. In St. Pauli — huije. Und stets links herum — nicht anders. Die war bei einem Senator — aber bloß für seine Küch', verstehste. Mein Unteroffizier, der war ganzen vernarrt in die Deern. Else hieß sie sogar. Jewoll, und die war so nüdlich — und so adrett in ihr kleines Häubchen. Und riesig anständig, kolossal. Aber tanzen konnt' sie — na! Und Handschuhwaschen — Menschenskind, ich sage . . .“

„Na, das sind ja nette Enthüllungen. Senators Else unsere Schwägerin?! Oder hast ihr bloß den Kopf verdreht und sie dann sitzen lassen?“

„I wo. So 'ne Hamburger Deerns die lassen sich schon was den Kopf verdrehn. Das war 'ne reiche, weißte, aus'n Bierland. Die nahm bloß 'nen Landwirt, sagt' sie. Aber links herum konnt' sie . . . Nee, und das war immer so lustig. Auf 'm Kaiserball hatt' ich sie auch . . .“

„Der Karl — der Karl! Balldamen führt er aus, der Jung! Na, so ein Schwerenöter — so ein Lustikus!“

„Jä, denkst denn, ich hab' gezahlt? Nee, berappen muß' immer die Else von Senators.“

„Die Else von Senators?“

„Jewoll. Für meine ganze Korporalschaft.“

Der Pastor wußte gar nicht, was er für ein Gesicht machen sollte. „Junge —! Ja, und nun — was jetzt?“

„Nu hat sie sich doch richtig mit 'nem Oldenburger verlobt. Sie hat mir noch 'mal geschrieben. Aber weißte — gebildet war sie eigentlich nich.“

„Na, das ist ja ein Segen, daß du das noch erkannt hast.“

„S, weißte, wer so ins praktische Leben steht — und Grundlage hat man doch auch. Doid und bellum gallicum und das Zeugs — das bleibt einem doch.“

Man konnte ihm eigentlich nicht gram sein. Er bildete eine solch ulkige Mischung von Großthuererei, Leichtfinn und Gutmütigkeit. Heinz zog auch die beiden Gröge in Betracht, die doch hauptsächlich Schwesing auf dem Gewissen hatte. Aber ernstlich redete er ihm den Gedanken aus, Thringing auf den Tanzboden zu führen.

„Tanzen kannst du ja, Korl,“ sagte er schließlich mit Laune, weil der Commis gar zu gedrückt dastand, „sogar links herum, Korl, soviel du willst — aber sek' so 'nem armen Mädels nicht erst Rosinen in den Kopf.“

Er war aber verstockt, der Hamburger, und wie immer Geschäftsmann, auch in seiner Eigenschaft als Cavalier.

„Jä, siehste, die Kathrin, die wär' mit ein, zwei Glas Lagerbier besorgt — und denn kann sie noch lachen. Aber was die andern Deerns sind, die lassen sich da Porter anschleppen und Limonade. Und Lumpen will man sich auch nich lassen. So viel als wie Küsters langer Martin, verstehste, bin ich schon lange.“

„Ruhe, Ruhe, du Brauskopf. Ich komme also



für alles auf, Korl. Du bist ja so komisch, Junge, aber so komisch . . .“

„Na, denn will ich man also auf die Kathrin nich bestehen. Aber unter zwei Meter thu ich's nicht.“

„Meter? . . . Ach so, ach so! . . . Da, mein Junge: ein Thaler, was meinst du, der langt doch für eine fürstliche Bewirtung?“

„Ein Thaler?!“ Der Commis machte vergnügte Augen. „O, — denn tanz' ich sogar noch mit Eving, wenn du willst.“

„Wenn sie will!“ sagte der Pastor belustigt.

Er folgte dem Bruder bis in den Garten. Da hat er ihn: „Du — aber mir zuliebe, Korl — keinen Grog mehr, he? Mußt dir immer sagen: wir haben nu mal ein Beispiel zu geben.“

„Ach, Väterchen, du bist ja so einen lieben, goldenen, famosten Pastohr!“

Er wollte ihn in plötzlicher Begeisterung umarmen. Da kamen jedoch Fremde an die Gartenthür, und er nahm schleunigst Reißaus durchs Haus.

Heinz sah ihm mit etwas gemischten Gefühlen nach. „Aber er ist ja ein Kind — ein veritables Kind!“ suchte er sich dann selbst zu trösten.

\* \* \*

Es war die Stimme des Hauptmanns, die ihn aus seinen Gedanken aufschreckte.

Klaas Schwesing sprach möglichst prononciert, officersmäßig, wie stets, wenn er in Uniform steckte — und wenn er mit Damen redete.

Eine warme Blutwelle stieg dem Pastor vom Herzen herauf, als er erkannte, wem des Hauptmanns Galanterie galt: Margarete stand draußen — sie war mit dem Rittergutsbesitzer an der Gartenthür zusammengetroffen. Schwesing hatte gewiß seit Stunden wie ein Luchs auf eine solche Gelegenheit gelauert.

Etwas verwirrt eilte Heinz ihnen entgegen.

„Ich flüchte asylsuchend an Ihren friedlichen Herd, lieber Pastor,“ sagte Frau Brügge in möglichst unbefangenen Ton, „denn da drüben ist mir's zu kriegerisch heute.“

Heinz hatte freudestrahlend ihre Hand genommen und sie hereingezogen. Was er in seiner Verwirrung zu ihr sagte, ward übertönt von der bramarbasierenden Stimme des Rittergutsbesitzers.

„Pardon, meine Gnädigste, es wäre unverantwortlich, wenn wir Sie mit unserer patriotischen Feststimmung vertrieben. Ich bin trostlos, auf Ehre . . . Das wäre ja der ganze faule Zauber nicht wert!“

Sein Gesicht erschien rot und aufgedunsen, seine Augen waren leicht geröthet. Er verbreitete eine Punsch-atmosphäre um sich, die Frau Margarete nicht besonders sympathisch war. Ihr Ausdruck blieb sehr zurückhaltend. Sie hatte es bisher auch geflissentlich verhindert, daß der Hauptmann ihr die Hand küßte, wozu er immer wieder den Anlauf nahm.

„Geben Sie mir bloß ein vernünftiges Buch, Pastor, und sperren Sie mich drinnen in eine stille Stube ein. Ich vertrage den Jahrmarktstrubel nicht.“

Es war zu ungeschickt von mir, daß ich nicht schon den Nachmittagszug benutzte.“

Diese letzte Bemerkung warf sie zwar nur so hin — vielleicht lediglich Schwefings halber — aber sie that dem Pastor doch weh.

Der Hauptmann fand ihren Degout etwas übertrieben und meinte:

„Ja, meine Gnädige, Großstadt ist das ja freilich nicht — wir sind hier, hehe, schlichte Landleute, einfache — hm — königstreue Männer, aber — hm —“ Der Flachs ging ihm aus; sein Blick hing verglast an den geschmeidigen Körperlinien der schönen Frau. Er wischte sich über den Schnurrbart und trällerte ganz zusammenhanglos den Refrain aus irgend einem alten Couplet, der ihm durch den Kopf ging: „Aber so 'ne Mumie will doch auch einmal 'ne kleine Abwechslung haben!“

Die beiden anderen sahen einander eine Sekunde lang verdutzt an; sie hatten im gleichen Augenblick begriffen, daß der wackere Hauptmann schon weidlich bezecht war. Nun konnten sie ein Lächeln nicht unterdrücken, und Margarete sagte nicht ohne Humor: „Ich verstehe das vollkommen, Herr Schwefing.“

„Tadellos — hehe — auf Ehre!“ murmelte der Rittergutsbesitzer verbindlich, weil er des Pastors fröhliche Miene erspähte. Er war bis zur Veranda mitgegangen. Auf den Stufen hielt er nun unmutig inne und fuhr sich mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn. „Uebrigens — wenn ich stören sollte . . . Ich weiß ja, als einfacher Mann von biderben Sitten ist



man nu 'mal nicht so — so redegewandt wie gewisse andere Leute. Hm. Ja, ja, die Großstadt hat ihre besonderen Ansprüche. Und die Weiber von heutzutage . . . Pardon, ich weiß, ich weiß ja: Frauenfrage, Bildung, Aesthetik. Kenn' ich. Meine Alte macht die Chose auch mit. Es ist alles Raff. Für unsereinen, mein' ich. Hier herrschen eben noch die alten deutschen Bürgertugenden . . . Ja, überhaupt — — so die alten Deutschen!“

Er war im Begriff, einem seiner Toaste vorzugreifen, die er für den Abend plante; der Pastor, dem die aufdringliche Gesellschaft Schwesings lästig war, merkte es voll Beklemmung. Voraussichtlich war er so bald nun nicht wieder loszuwerden.

Frau Brügge behandelte den schneidigen Hauptmann nur noch ironisch; er schien es aber nicht zu merken.

„Die alten Deutschen — richtig, die tranken ja wohl immer noch eins, Herr Schwesing?“

Heinz begann sich nun innerlich doch köstlich zu amüsieren. Sie hatte einen so drolligen Ton, war überhaupt so viel jünger und frischer . . .

„Famos, famos!“ krächte der Hauptmann. „Ja, die tranken immer noch eins! . . . Sie, Wort Gottes, das ist ein charmanter Gedanke! Das wäre jetzt ein Trio, was? Prophete rechts, Prophete links — das Weltkind in der Mitte. Ja, Herrschaften, die Klassiker hab' ich nu auch intus. — Wie wär's also mit 'ner Butteln Rotspohn, he? So zum Niederichlagen . . . Ich hab' nämlich noch ernstlich mit Ihnen zu reden, Pastor.“

Sie standen im Wohnzimmer. Margarete wandte sich der offenstehenden Thür zu, durch die man in des Pastors Studierzimmer gelangte. „O, da will ich aber nicht stören. Darf ich bei Ihnen eintreten? Ich sah da neulich Bishers ‚Auch einer‘ auf Ihrem Bücherbrett . . .“

Heinz eilte voran und schloß das Fenster, damit der Lärm vom Gasthaus nicht hereindrang.

„Hier bin ich ja ganz gut aufgehoben. So. — O, ich danke Ihnen, Heinz!“ setzte sie gedämpft hinzu.

Sie hatte im Lederstuhl am Fenster Platz genommen. Als er ihr das Buch hinreichte, berührten sich ihre Finger.

Er zauderte einen Augenblick. „Wie schade!“ sagte er leise, ihre Hand festhaltend, indem er mit dem Kopf eine Bewegung nach dem Hauptmann hin machte.

Sie schlug die Augen voll zu ihm auf. Es lag so viel Wärme und Sehnsucht in ihrem Blick. Noch nie hatte er sie so gesehen. „Ja, es ist schade!“ wiederholte sie ebenso leise. Ein leichter Druck ihrer Hand drängte ihn dann von sich. „Nun gehen Sie aber, plündern Sie Ihren Keller und geben Sie dem wackeren Hauptmann seinen Rotspohn.“

„Ei natürlich — es muß da noch irgendwo in meinen ausgedehnten Kellereien eine ganze Flasche . . . nein wirklich . . .“ Er öffnete lachend die Thür zum Korridor und rief in übermütigem Ton Kathrin an, die sofort antwortete. „Thrining, also bring 'mal Rotwein — die Flasche Rotwein, du weißt! Ins Wohnzimmer!“

Sie nickten einander verständnisvoll zu. Ein allerliebstes Lächeln stand auf Frau Brüggens Antlitz.

„Ne, liebes Wort Gottes, Umstände dürfen Sie nicht machen!“ empfing ihn Schwesing. Er hatte sich stöhnend niedergelassen, und zwar im Schaukelstuhl, weil er von da aus Frau Brüggens Silhouette am Fenster des Nebenzimmers recht bequem ins Auge fassen konnte. „Ich dachte, man würde gemütlich à trois . . . hm, das ist ja jetzt zu stumpfsinnig, wenn ich Sie da alleine — hm — anöden soll . . .“ Er verzank wieder total in den Anblick der schönen Frau. „Großartig, großartig. Man ist ein Döffe. Tja.“

„Sie hatten mir sonst noch etwas mitzuteilen, Herr Schwesing?“

„Jewoll, jewoll. Tä, ich bin heute so — hm — ganz brägenklüdrig. Ja, mit der ollen Kirchenbaujache natürlich. Also, man hat da im hohen Rat doch mancherlei beschlossen, wie Sie wissen . . .“

Wieder gab's eine Störung. Die alte Frau Benebek trat ins Haus — gleichzeitig brachte Kathrin den Wein mit drei Gläsern auf einem Tablett. Aus der Anzahl der Gläser entnahm die Alte bei ihrem Kombinationsvermögen sofort, daß noch ein zweiter Gast da war — natürlich diese unausstehliche Berlinerin.

Die üblichen Redensarten wurden gewechselt, dann zog sich Großmutter knurrend nach der Veranda zurück. Schwesing hatte seinen Platz nicht verlassen, sondern fortgesetzt die Thüröffnung hypnotisiert, in der steten Furcht, die Thür könnte sich plötzlich durch ein tückisches Wunder schließen.



Was der Hauptmann nun vorbrachte, war dem Pastor schon größtenteils bekannt. Schwesing hörte sich, wenn er etwas im Kopf sitzen hatte, aber gar zu gern reden. Es kam hinzu, daß er mit seiner gewählten Ausdrucksweise und seinem heute besonders schneidigen Stimmklang der im Nachbarzimmer gleichgültig ihr Buch lesenden schönen jungen Frau imponieren wollte. Ganz von selbst sprach er sich in eine oratorische Höhe — als ob er drüben vor seinem Kriegerverein stünde.

Während seines lichtvollen Vortrags war auch Christian hinzugekommen. Er hatte gleich der Großmutter im Dorf schon da und dort gehört, wie die Sache stand. Sie waren beide recht besorgt, als sie den Rittergutsbesitzer jetzt Väterchen so bearbelten hörten.

„Wir sind alle einig, alle bis auf Steen, das Schaf. Nur die Föhrdener kneifen noch. Die wollen sich's mit Tetenbüll nicht verderben — ebenso wie Steen, der alte Dickkopf. Ich sage Ihnen, einzigstes Wort Gottes, Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie Ihren Widerstand nun endlich auch aufgeben.“

„Sie können mir keinen Widerstand vorwerfen, Herr Schwesig, denke ich,“ sagte Heinz, über das anmaßende Wesen des Rittergutsbesitzers selbst in Höhe geratend. „Wenn ich für meine Person noch jahrelang auf jede Verbesserung im Pfarrhaus verzichte, so ist das doch schon Entgegenkommen genug. Sehen Sie sich hier um. Die Fußböden sind halb verfault, durchs Dach regnet's ein, da — wir haben ganze Landkarten an der Decke — keine Thür, kein Fenster

schließt — meine Stube da nebenan und die Küche und die Kammer sind feucht und ungesund — die Treppe fängt in ihrer Wackligkeit an lebensgefährlich zu werden. Ja — was verlangt man noch mehr?“

„Besten Pastor, das sieht ja auch der Dümme von uns allen ein. Aber wenn Barlohe jetzt den Umbau vornimmt — und den Neubau der Kirche — so ist für fünf, sechs Jahre an keine andere Gemeindearbeit zu denken. Das heißt aber Bad futsch, Wegeverbesserung futsch — soziale Zustände oberfaul — nicht zu knabbern und nicht zu beißen — aber . . . eine patente Kirche!“

„Wenn die Förderer überstimmt werden, dann bleibt's ja doch bei der alten.“

„Überstimmt, überstimmt! Überzeugt sollen sie sein! Denn wenn Tettenbüll erst herkommt — die Kirchenvisitation spuckt doch schon lange — dann muß er sehen: und wenn er sich auf den Kopf stellt — es ist einfach nichts zu machen, und auch mit den Förderern kann er keine Lichte mehr aufstecken.“

„Ich kann sie nicht überzeugen, die Förderer.“

„Doch, Sie können's.“

„Aber ich darf's nicht. Ich kann doch nicht wühlen, heken — ich — gegen meine eigene Kirche.“

„Nicht gegen die Kirche, Wort Gottes. Bloß auf den Mut dem Herrn Superintendenten gegenüber kommt's an.“ Er erinnerte sich plötzlich wieder an die Nähe der schönen Frau und sprang, sich in der Uniform reckend, thatendurstig auf. „Tä, wenn ich so an Ihrer Stelle stünde, Pastor, ich wüßte schon,

wie ich zu den Föhrdenern zu sprechen hätte. Wenn man so beliebt ist wie Sie. Die schwören ja auf jedes Wort von Ihnen. Ja, der alte Soldat steckt einem nun einmal im Blute. Ich bin ein Draufgänger, das ist ja wahr. Eine Punschnatur. Ich fürchte mich vor keinem Teufel . . . Aeh, Pastor, was kann da sein — kommen Sie hernach 'rüber. Sonst dulden wir ja keinen unter uns, der nicht gedient hat. Aber das Wort Gottes . . . Kommen Sie, Pastor, und schenken Sie den Leuten reinen Wein ein. Sie sind doch sonst so, so — so sozial, möcht' ich sagen. Da also 'mal den Bauch eingekniffen, Hacken zusammen und Front gegen den Tetenburg gemacht. Sie sind doch nicht sein Sklave, sein — sein . . . Tä, wenn Sie bloß Soldat gewesen wären — schon 'mal im Feuer gestanden. Ich — alter Siebziger überhaupt. . . .“

Er schüttete ein Glas Wein hinter die Binde. Zu seiner Genugthuung hatte er bemerkt, daß Frau Brügge mehr und mehr aufhorchte. Sie ließ zuerst das Buch sinken, dann stand sie auf — gegen Schluß seiner Rede war sie zögernd zur Thür gekommen. In sichtlicher Spannung haftete ihr Blick an der Miene des Hausherrn.

Heinz bewahrte seine Ruhe nur mühsam. Er wußte, wie groß seine Verantwortung in dieser Angelegenheit war. Es erschien ihm unmöglich, der Aufforderung des Rittergutsbesizers nachzukommen.

„Herr Schweßing, in der Schrift heißt es ja wohl: gebt dem König, was des Königs ist — und Gott, was Gottes ist. In unserer kirchlichen Gemeinde



soll Frieden herrschen. Es ist das Lebenswerk meines Vaters, daß er trotz aller Quertreibereien der politischen Gemeinden die Kirche vor jedem Streit bewahrt hat.“

Der Hauptmann trank immer hastiger. „Der Streit ist schon da. Den rufen Sie nicht erst ins Leben. Und ich will Ihnen auch sagen, wie die Parteien heißen: hie Schwefingsch — hie gut Superintendentsch.“

„Dann müssen Sie doch erst recht wissen, wo ich stehe.“

„Nein, das sehe ich gar nicht ein. Tetenbüll meint es mit sich gut, der liebäugelt nach oben. Ich — ich bin ja auch königstreu und so, das weiß man doch, alter Soldat wie ich — aber ich meine es noch besser mit den armen Barlohern.“

Großmutting konnte nun nicht länger mehr an sich halten. Der Superintendent galt in ihren Augen als eine unantastbare Respektsperson, von deren Gnade das Wohl und Wehe des ganzen Hauses abhing.

„Achhott, achhott, Herr Hauptmann — wenn man bloß da kein Unglück bei 'rauskommt!“

„Unglück? Wieso denn ein Unglück? Menschenkinder, bloß dem einmal die Zähne gezeigt, dem dicken, frommen, scheinheiligen Besserwiffer von einem Tetenbüll!“

Er war sehr stolz auf seine freimütige Sprache, war auch überzeugt, daß er der Fremden, die finster blickend, aber in atemloser Spannung zuhörte, mächtig imponierte.

„Ich meine man bloß, Herr Hauptmann, mein' ich — das is vielleicht bloß, weil der Herr Hauptmann den Herrn Suprendent nich recht grün sind!“ — Natürlich war's die Benebeken, die das ängstlich und zitternd vorbrachte.

„Nein, ganz gewiß bin ich ihm nicht grün!“ rief der Rittergutsbesitzer. Sporenklirrend durchmaß er das Zimmer. „Das wird Sie vielleicht auch interessieren, gnädige Frau. Unser Pastor da ist ja ein ganz prächtiger — prächtiger Mann, aber . . .“ Er blieb in ihrer nächsten Nähe stehen und sprach fast nur noch für sie allein: „Da heißt's immer, ich sei 'ne Punschnatur. Ganz richtig, bin ich auch. Und Tetenhüll ist mein geschworener Feind. Aber das hat doch 'ne Ursache.“

Dem Pastor war es sehr zuwider gewesen, daß Margarete durch Schwesings Schreierei und nun gar noch durch seine formlose direkte Anrede in die Debatte über diese Angelegenheit hineingezogen worden war. Allein nun ging's nicht mehr zu ändern.

„Gut, Herr Schwesing, sagen Sie's ruhig der gnädigen Frau. In diesem Falle habe ich Tetenhüll ja auch nie verteidigt.“

„Also die Sache war ganz einfach die. Das ist nu so seine zehn Jahre her. Bei uns auf Kollhagen hatte es was Kleines gegeben. Aber die Frau lag. Feste sogar. Es war 'ne riesig schwere Chose gewesen — drei Aerzte, ein Heibengeld und Wagen über Wagen zur Bahn, gerade in der Erntezeit. Na, da verging einem die Lust zu verschiedenem, kann ich Ihnen sagen.

Nu ward das Göhr sechs Monat' alt. Es war man bloß so 'n Stück Haut und Seele, das arme Wurm. Timm — der Vater — hatte ja ein Einsehn, daß man da nicht Appetit auf 'ne fröhliche Taufe hatte — und ohne so 'nen kleinen Tauffchmaus hat's auch nicht so rechten Sinn, mein' ich . . . Da schneidet der Pastor wieder Gefichter, hehe. Wenigstens — will ich sagen — die Leute auf dem Hof sind's nun einmal gewöhnt, daß dabei immer ein Fest ausgerichtet wird, und so wollt' ich warten, bis Frau und Kind wieder auf dem Damme waren. Aber da nun Tetebüll. Das Geschrei. Briefe, mit Amtssiegel — Aufforderungen — Drohungen. Exkommunizieren wollt' er mich — aus der Landeskirche austoßen. Na, da lernt' er mich nu kennen. Der alte Timm hatte schwer zu ackern, um mich wieder herauszuhauen. Schließlich kriegte das Kind die Nottaufe — und starb. Es war schon 'ne böse Zeit! . . . Und da soll ich dem Herrn Superintendenten jetzt noch schön Männchen machen? Danke. J, das wäre damals so ein Fressen für den gewesen, mich so sachteken hinauszubugstieren aus dem Kirchenamt. Das Patronat war ihm ja von jeher ein Dorn im Auge. Und jetzt ist die Stunde da, wo wir unsere Kräfte wieder vergleichen werden. Da heißt's nun also: hie Schwesingsch — hie Superintendentisch.“

Er hatte sich heiß geredet und goß den Rest der Flasche ins Glas, das er hastig leertrank.

„Was sagen die Herrschaften nu, he?“

„Biel Sympathie bringe ich Ihrem Herrn Super-



intendenten gewiß nicht entgegen," sagte Frau Brügge, weil alle — auch Heinz — sie fragend ansahen, „aber diese neue Angelegenheit hängt mit Herr Schwefings altem Streit doch eigentlich nicht direkt zusammen.“

„Für mich — allerdings!" rief der Hauptmann dröhnend. „Und ich kann Ihnen nur sagen: die Feinde, die der Herr Superintendent hier in Barlohe hat, die sind es durch mich — hauptsächlich wegen dieser Sache — geworden. Wir sind ja alle zusammen — hm, was man so sagt — so ziemlich fromme Leute. Aber mit der Kirchenbehörde bringt uns nichts unter einen Hut. Sie sollten sie drüben so sprechen hören, Timm, die Brüder. Dem Tetenbüll trauen sie nicht über den Weg. Und wenn Sie nicht immer zum Frieden sprächen . . . Na, ich kann nichts anderes sagen als: kommen Sie selbst 'rüber, hören Sie, sprechen Sie mit den Leuten. Sie haben schließlich doch die Verantwortung. Auch den Föhrdenern gegenüber. Die wissen nicht: ist das gut, ist jenes gut? Immer wollen sie hören, was der Pastor dazu sagt. Aber der — — schweigt. J, zum Schwerebrett — hätt' ich beinahe gesagt — so lassen Sie sich doch überzeugen . . .“

„Achhott, achhott, Herr Hauptmann — aber das is doch wohl nich der Ernst vom Herrn Hauptmann — ein Pastor und wird am Ende gar gegen die hohe Obrigkeit reden!“

„Ach was, Obrigkeit. Hat sich was, Obrigkeit! . . . Aber wenigstens 'rüber werden Sie ihn doch lassen, Großmutting, was? . . . Kommen Sie, kommen Sie,

Wort Gottes, Sie schaden sich schließlich selbst, wenn Sie — — Und wir fressen Sie doch, bei Gott, nicht gleich auf!”

Es war inzwischen ziemlich dämmerig geworden. Ein schettriger Trompetenton erklang auf der Straße draußen. Andere Instrumente setzten verstimmt oder in falscher Tonart ein. Es sollte sich daraus, wie anzunehmen war, das Signal „Sammeln“ entwickeln.

Der Hauptmann langte sofort nach seinem Helm. „Da hält man nun Reden ans Volk und quatscht und quatscht . . . Ich bin denen drüben nämlich bloß so ausgerissen vorhin . . . Na, ich werde doch noch einmal die Ehre haben, hoff' ich . . .“

So brennend gern er in Frau Brüggens Nähe geblieben wäre, es zwang ihn jetzt doch sein militärischer Ehrgeiz zum Ausbruch: er fürchtete nämlich, daß der Trainleutnant sich an seiner Stelle draußen als „Deberster“ aufspielen könnte. So hastete er denn, über seine eigenen Sporen stolpernd, davon.

„Ach, gnädige Frau,“ wandte sich nun Großmutting in ihrer Herzensangst plötzlich an die Fremde, trotzdem sie sie noch gar nicht offiziell begrüßt hatte, „ach, bitte, ach, sein Sie doch so gut und reden Sie unsen Heinrich, den Pastohr, doch das aus, daß er da hinüber in die Versammlung geht. Wenn der Herr Superintendent das hört . . . achhott, achhott, achhott . . .“

Heinz und Margarete standen einander gegenüber, Aug' in Aug', in sichtlich großer Erregung.

„Warum soll der Herr Pastor — nicht hinübergehen?“ kam es stockend von ihren Lippen. „Den Mut — wird er doch besitzen?“

„O gewiß, den Mut besitze ich!“ erwiderte der Pastor fest und ernst.

„Heinrich, ich sage dich, mein Söhnling, — Tetenbüll wird dich das nie vergeben!“

„Wer sagt denn, daß Ihr Herr Enkelsohn gegen Tetenbüll sprechen wird? Vielleicht ist er — ganz auf seiten der hohen Obrigkeit!“

Großmutting atmete wie erlöst auf. „Heinrich, mein lieben Pastohr, is das wahr?!“

Heinz fühlte beschämt heraus, daß die Alte die Ironie in Margaretes Worten gar nicht verstanden hatte.

„Ja, Großmutting,“ sagte er, selbst mit bitterem Spott, „sei ohne Sorge, ich werde aus meinem Herzen keine Mördergrube machen. Wenn's denn sein soll, daß ich hinübergehe — wenn man sonst an meinem Mut zweifeln könnte — so werde ich mir drüben alles von der Seele heruntersprechen, alles.“

Im Zwielicht sah er eine schlanke Hand, die sich ihm hastig entgegenstreckte.

„Gottlob!“ sagte Margarete leise. Sein Entschluß schien sie von einer schweren Sorge zu befreien.

Die alte Benebek lief Christian entgegen, der in gedrückter Stimmung den Hauptmann hinausbegleitet hatte, und berichtete ihm aufgeregt, was Heinz soeben gesagt habe.



Heinz hatte die Hand der Freundin nur flüchtig berührt. Unzufrieden mit sich selbst war er in sein Zimmer gegangen, wo er sich am Fenster niederließ, das Haupt aufstützend.

---

### VIII.

„Ich habe Sie beleidigt, Heinz?“

Margarete war ihm zögernd nachgekommen. Er ließ die Hände sinken und seufzte schwer auf.

„Ich bin so traurig darüber, daß ich Ihnen diesen Beweis erst geben muß.“

„Den waren Sie mir schuldig.“

„Den Beweis meines Mutes?“

„Ich fürchtete . . . Aber sehen Sie mich doch nicht so verzweiflungsvoll an. Lieber — lieber Freund. Ich will Ihnen doch nur helfen. Auch in solchen Kleinigkeiten kann man Größe, Stärke, Charakter beweisen. Oder hatt' ich kein Recht, Sie aufzurütteln? Wissen Sie noch, wie Sie mich neulich nannten: Ihr Gewissen.“

Sie hatte sich ihm gegenüber gesetzt. Im übrigen Zimmer war's fast finster. Den Fensterplatz erleuchtete matt der Refler der Laterne der Dorfstraße. Von der Veranda her hörte man Christians Stimme, der den älteren Bruder gegen Großmutter verteidigte. Es herrschte ein starker Zugwind. Die Thür, die zum Wohnzimmer führte, flog plötzlich ins Schloß. Keines von den beiden rührte sich. Sie waren gleichermaßen von

ihren ernstern, leidenschaftlichen Gedanken in Anspruch genommen.

„Wie ich über die Sache selbst denke, Margarete, das sagt' ich Ihnen ja schon. Ich stehe nicht auf seiten Tetenbülls. Aber es war nicht Feigheit, was mich zurückhielt, gegen ihn aufzutreten. Ich dachte bloß eine Strecke weiter — dachte an die Konsequenzen für Barlohe selbst — und an das böse Beispiel, das ich den Leuten mit einer offenen Auflehnung geben würde.“

„Ach, lieber Freund, glauben Sie wirklich, es sei Ihre erste, Ihre vornehmste Aufgabe, unter allen Umständen den Respekt vor der ‚hohen Obrigkeit‘ aufrecht zu erhalten?“

„Ja, Sie lachen darüber, Margarete. Sie sind revolutionär gesinnt. Aber diese armen Menschen hier brauchen ein Oberhaupt, vor dem sie sich bedingungslos beugen, und das sie leitet. Sie würden unglücklich in der Direktionslosigkeit. Und andererseits: wär's zu wünschen, daß sie Herrn Schwesing Gefolgschaft leisten?“

„Sie sollen Ihnen folgen. Sie sind doch Obrigkeit genug. Was bedarf's des Superintendenten? Dem mißtrauen Ihre Leute so wie so schon längst — an Sie aber glauben sie. Ja, alle, das weiß ich jetzt. Sie haben das Heft in der Hand — und nun gebrauchen Sie's auch. Und ducken Sie nicht wegen kleinlicher Bedenken vor dem Manne. Es ist Ihrer einfach nicht würdig. Sie können die Stirn frei erheben, weil Sie nur das Beste, das Edelste wollen.



Kann das Tetenbüll auch — oder denkt er nur an seinen eigenen Vorteil? Ich beschwöre Sie also: weichen Sie nicht, sondern bekennen Sie freimütig vor aller Welt, wie Sie über die Sache denken. Ich weiß nicht, als ich den Hauptmann so reden hörte, da zitterte mir's in allen Nerven. Meine Blicke hingen an Ihren Lippen. Ich wartete immer darauf: so, nun wird er auffahren — nun wird er ihn in Grund und Boden schmettern . . . Ich hätte aufjauchzen können, als Sie endlich das erlösende Wort sprachen: Sie gehen!“

In der Brust des Pastors arbeitete es mächtig. „Sie wissen nicht, wie ich mich selbst quälen muß, um immer, immer wieder die Besonnenheit zu bewahren. Glauben Sie denn, meine Jugend, mein Kraftgefühl, mein Troß entfesselt in mir keine Stürme? Ach, ich kann's Ihnen nicht so schildern, wie das Temperament oft mit mir durchgehen will. Wie ich an der Kette reiße und zerre, mich aufbäume, hinausstürmen möchte. Ja, wenn man frei wäre, ungebunden, ganz auf sich selbst gestellt, und so schaffen und ringen dürfte, und andere befreien, erlösen vom dumpfen Druck — und der Menschheit ein sonniges Lachen ins Herz verpflanzen . . . Ach, ich glaube, ich würde selbst viel glücklicher sein — und viele, viele andere so recht, recht glücklich machen können . . . Aber eine Pflicht hält mich immer und immer wieder zurück, eine Pflicht, die mir die freie Verfügung über mich selbst — ganz einfach nicht gestattet.“

Sie hatte verstanden. Ein wehmütiges Lächeln trat auf ihr Antlitz.

„Diese Pflicht haben Sie früher nicht als Kette, nicht als Last empfunden?“

„Nein, früher nicht.“

Sie seufzte. „Nun muß ich mir doch schwere Vorwürfe machen.“

„Sie — sich, Margarete?“

„Ja, ich war's, die Sie in all diese inneren Konflikte hineingezerrt hat.“

„Ich bin Ihnen dennoch dankbar.“

„Ich bin Ihnen Dank schuldig, Heinz, — Sie mir nicht. Sie haben mir von Ihrem Sonnenlicht abgegeben — so warm und hell ist's in mein Herz gefallen — ich bin dadurch eine ganz andere geworden. Aber wenn ich den Streiter in Ihnen erweckt habe: wer kann heute sagen, ob es Ihnen zum Glück ausschlägt?“

Er gab ihr beide Hände und sah ihr bewegt in die Augen. „Brauch' ich noch ein anderes Glück als das: Sie gefunden zu haben? Wenn es noch eine Sorge in mir gibt, so ist es höchstens die: ob ich nicht doch vielleicht für die Meinen ein schlechter Hausvater, ein leichtsinniger Haushalter bin. Aber wie immer es kommt — ich bereue nichts. Ich hab' nun den letzten Zweifel in mir überwunden. Sie haben mir den rechten Weg gezeigt, Margarete. Ja, ich weiß, daß es der rechte Weg ist — ich glaube daran.“ Er richtete sich auf unter einem tiefen Atemzug.

Sie hielt seine beiden Hände fest, während sie sich gleichfalls erhob. Dicht standen sie einander gegenüber. Ihr Atem berührte sich fast.

„Es macht mich so glücklich, Heinz, daß ich für einen Menschen auf der Welt nun doch noch etwas bedeute — daß ich nicht so ganz überflüssig bin. Der Gedanke war so demütigend: ich hätte aus dem Dasein scheiden können, ohne daß auch nur die kleinste Lücke entstand.“

Er zog sie näher an sich heran, küßte ihre Finger und drückte ihre Hände an sich. Sein Herz, das stürmischer geschlagen, setzte plötzlich seine Thätigkeit aus.

„Wenn Sie aus meinem Dasein scheiden,“ brachte er gepreßten Athems, mit sich ringend, fast tonlos hervor, „so wird eine große, kalte Leere entstehen.“

„Heinz!“ Sie rief seinen Namen flehend.

Schweigend sahen sie einander an. Sie erkannten ihre Mienen nur undeutlich. Aber ihre Blicke trafen sich. Seligkeit lag darin — und Angst.

Das Rufen, das Lachen und Schwätzen der Kriegervereinler, die Signale und Kommandos auf der Straße schwiegen. Die Festteilnehmer schienen sich in die Wirtschaftsräume zum gemeinsamen Abendbrot begeben zu haben. Auch hier im Pfarrhaus war's ganz still geworden.

„Wie lauschig das ist!“ flüsterte Margarete endlich.

Er hatte seinen Arm um sie geschlungen, in der Linken hielt er noch immer ihre Hände. Fast Wange an Wange blickten sie in den Abend hinaus. Die Stille rund um sie her wirkte so beseligend auf sie ein.

„Wenn ich Sie doch nicht von mir lassen müßte, Margarete!“ sagte er leise, ohne den Kopf zu rühren, damit sie nicht vor ihm zurückwich.



Sie verharrte gleichfalls ganz regungslos.

„Es würde dann nicht so bleiben zwischen uns — wie es doch bleiben muß. Und die Erinnerung an die wunderbare Zeit soll mir nichts, nichts rauben. Ich habe Sie so lieb, Heinz.“

Er fühlte, wie es naß in ihr Auge trat, dessen Wimpern seine Wangen berührten. Langsam rann es über ihr Antlitz. Nun lehnte er ihr Haupt in seinen Arm und küßte sie auf die Augen.

„Wenn ich dich doch nie, nie von mir lassen müßte!“ sagte er noch einmal in großer Bewegung — mit fast erstickter Stimme.

Sie duldete seinen Kuß; aber ein müder, gequälter Ausdruck beherrschte ihr Antlitz, während sie die Lider schloß.

„Ich bleibe ja bei Ihnen, Heinz. Im Geiste — immer. Auch das bißchen Herz und Gefühl, das ich mein nenne, bleibt bei Ihnen. Und meine grenzenlose Dankbarkeit. Nur das Weib geht fort. Und es ist auch besser so. Wir wollen gute, ehrliche Freunde bleiben . . . Werden Sie's fühlen, daß ich bei Ihnen bin, wirklich? Ist der Eindruck stark genug? Ist das nun die große, starke, geistige Liebe zweier Menschen, die Liebe, die nichts — nichts töten kann?“

Er schwieg lange. In seinem Herzen tobte ein wilder Aufruhr. Er hätte sie in seinem mächtig aufwallenden, leidenschaftlichen Glücksgefühl an sich pressen, mit Küßten ersticken mögen . . . Aber einem Blitze gleich flammte in seinem Gedächtnis die Erinnerung an ein herbes Wort von ihr auf — ihr vernichtendes Urteil

über die stets alles Schöne und Edle in den Staub zerrende Sinnlichkeit des Mannes. Und sein Mitleid besiegte sein Begehren: denn es war ihm, als ob er dieser halbgenehnen, arg gedemüthigten und gequälten Frauenseele den letzten, grausamen Todesstreich gab, wenn er sie in dieser weihedvollen Minute enttäuschte — betrog. Tief und schwer atmete er auf. Dann beugte er sich auf ihre Hände nieder und küßte sie lange und inbrünstig.

„Du nimmst mehr von hier fort, Margarete — als du hier lassen kannst!“ Das war das einzige, was er vorzubringen vermochte.

Sanft löste sie endlich ihre Finger aus seinen zitternden Händen und hauchte hin: „Lebe wohl, Heinz!“

Er fuhr jäh empor. Er wollte aufschreien — ganz fassungslos. Da sah er ihren zärtlich bittenden Blick. Glück und Trauer lag darin.

„Wir werden uns den Abschied nicht noch schwerer und bitterer machen, Heinz, als er schon ist, nicht wahr?“

„Aber einmal muß ich dich noch sehen.“

„Besser nicht. Wir quälen uns nur — beide.“

„Beide?!“ Er rief es zitternd und doch beseligt.

Sie wandte sich jäh zur Thür. „Ach, laß uns auseinandergehen. Lieber — Lieber! . . . So — und gleich!“

„Margarete!“ Er eilte ihr nach. An der Thür holte er sie ein. Bittend umschlang er sie. „Wenn ich drüben war — wenn ich gesprochen habe, mein

Herz ganz frei gesprochen — oder morgen, bevor du gehst — darf ich dir noch einmal danken, dir ein letztes Lebewohl sagen.“

„Wenn du willst . . . Aber besser wäre es, g r ö ß e r, Heinz . . .“ Sie schüttelte den Kopf. „Nein, kein Mißtrauen mehr. Komm getrost. Morgen. In aller Frühe. Ich werde am Strand sein. Werde ja doch nicht schlafen können. Vor Glück, Heinz.“

Sie fuhr sich über die feuchten Augen, richtete sich auf und verließ das Zimmer.

Heinz begleitete sie wortlos bis ans Gatter. Sie begegneten niemandem. Christian und die Großmutter waren wohl wieder drüben im Wirtsgarten, um den Klängen der Kapelle zu lauschen, die zur „Tafel“ aufspielte.

\* \* \*

Gleich bei seinem Eintritt in die Festversammlung merkte Heinz heraus, daß die Stimmung gegen ihn beträchtlich beeinflusst war. Sicher hatte man die Badfrage, die für die Barloher eine Lebensfrage war, im Laufe des Nachmittags und des Abends stets in Verbindung mit dem kirchlichen Bau aufs Tapet gebracht, und Schwesing, der bei solchen festlichen Gelegenheiten ja stets von der Toastwut besessen war, hatte, unterstützt von Ohlsen, gewiß alles aufgeboten, um die Gegner des Badausbaus zu Feinden des Gemeindewohls zu stempeln. Daß Tettenbüll dabei nicht gut weggekommen war — trotz Jakob Steens und der Föhrdener entsetzten Einwendungen — dafür be-



durfte es für den Pastor erst keiner Bestätigung. In der Unterhaltung mit seinen Gemeindemitgliedern, die ihm heute felsam scheu und gedrückt entgegenkamen, merkte er aber bald heraus, daß der Rittergutsbesitzer die allgemeine choleriche Punschstimmung dazu benützt hatte, um auch gegen ihn Mißtrauen zu erwecken.

Diese patriotischen Trinkgelage waren erst seit der Zeit eine Gefahr für den Gemeindefrieden geworden, seitdem Schwesing im Kriegerverein den Ehrenvorsitz führte. Früher war die Sache bei weitem harmloser, zweckmäßiger — und billiger gewesen; es hatte auch gegen Schluß der Sitzungen nicht so oft Krakehl gegeben. Der Pastor hatte in den letzten beiden Jahren dem Hauptmann und den besonneneren Veteranen dann und wann ernsthafte Vorhaltungen gemacht; aber gegen Schwesing kam er in dem Punkte nicht auf. „Was weiß unser Wort Gottes von einem rechtschaffenen Soldatendurst!“ — das war das Schlagwort des Landwehrhauptmanns. Und so gut der Pastor zu anderen Zeiten mit seinen Leuten auskam, so fest sie an ihm und seinem Wort hielten, — bei den Kriegerfesten schickten sie ihn und ihre eigene sonstige Ueberzeugung für ein Duzend Stunden stets leichten Herzens in die Ferien.

Heinz wußte also gleich Bescheid, als er in die qualmigen Wirtsräume eintrat und bemerkte, wie bei seinem Anblick allenthalben die Stimmung an Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit verlor. Gewiß, man grüßte ihn höflich und ehrfurchtsvoll; aber ein freu-

diger Willkomm ward ihm nirgends zu teil. Sein bloßes Erscheinen hatte dämpfend, kältend auf die Festfreude gewirkt.

In den Trinkstuben saßen nur noch die Männer beisammen. Es war längst abgeessen. Die Mütter und Großmütter verdauten bei einer neuen Auflage Kaffee. Und unter ihren Augen drehte sich das junge Volk im Tanzsaal nach der quietschenden Musik der schon bedenklich hacken- und mundlahmen Kapelle. Man hörte eine zu hoch gestimmte Klarinette und — in der Oktave darüber — eine spitze Flöte die leierige Melodie scharf einschneidend herausstoßen; die unreine, mechanische Dreiviertelsbegleitung ging unter in dem gleichmäßigen Scharren der Tänzer auf dem mit Sand bestreuten Estrich. Manchmal blieb auch die Melodie ganz aus, weil das Notenblatt gewendet werden mußte — und dann vernahm man nur das schurrende „— zwei, drei, — zwei, drei“ der derben Stiefelsohlen.

Schwefing sprach eifrig und in triumphierendem Ton zu seinen Nachbarn, als er den Pastor die „Stadt Hamburg“ betreten sah. Darauf ging zwischen den Föhrdenern und Ohlsen, der heute abend „Hans Dampf in allen Gassen“ war und Ströme von Schweiß vergoß, sogleich eine hitzige Kontroverse los.

Der Föhrdener Gemeindevorstand war es denn auch, der — kaum daß der Pastor sich an der Haupttafel niedergelassen — die Bombe zum Plazen brachte. Der Hüne hatte im Verlauf der letzten sechs Stunden tüchtig gezechet und war schon zu verschiedenen Malen mit Ohlsen aneinander geraten, dem er dabei all das

ins Gesicht sagte, was eigentlich dem Rittergutsbesitzer als dem geistigen Vater der Badidee gelten sollte.

Immer eifriger, immer hitziger wurden Rede und Gegenrede — die anderen mengten sich ein — alles spitzte darauf, daß nun endlich auch der Pastor das Wort nehmen werde.

Mit beiden Füßen zugleich sprang Heinz in die Debatte hinein. Und er begann so frisch und kräftig, daß sich die trotz der Groll- und Alkoholhitze schon stark erschlafften Gemüter sofort neu belebten.

Dem Föhrdener, der hauptsächlich dem Besitzer der „Stadt Hamburg“ den großen Vorteil nicht gönnte, den der Aufschwung von Barlohe zu allernächst für seine Wirtschaftskasse im Gefolge haben mußte, führte er die traurige soziale Lage von einigen zwanzig Fischersfamilien hier an der Wasserkante vor Augen, denen mit dem Zuzug von Badegästen in noch viel schätzenswerterer Weise geholfen sein würde als Ohlsen, da ihnen dann endlich Brot und Arbeit zufiele — durch die Bauten, Uebertragung kleiner Aemter, Wäscherei, Boten- und Trägerdienste und so weiter. Materieller Vorteil sei schließlich auch für die Föhrdener, die doch die Bahnstation besäßen und damit die natürliche Verbindung zwischen der Außenwelt und dem entlegenen Badeort bildeten, mit dem Badausbau verknüpft. Aber wenn er dem Werk aus vollem Herzen einen glücklichen Beginn und einen glücklichen Fortgang wünsche, so geschehe es, wie gesagt, in allererster Reihe um seiner armen Krabbenfischer halber. Von denen sei heute ja keiner hier in der kriegerischen



Versammlung — und keiner könne daher das Wort ergreifen, um ihnen die Verhältnisse schlicht und klar darzulegen. „Weil sie nicht einmal Soldaten seien!“ meinte der Gemeindevorsteher geringschätzig. Nun ja, gedient hätten sie freilich nicht. Bei dem kärglichen Brot, bei der elenden Unterkunft in den baufälligen Hütten am Dorfrande seien eben keine strammen Jungens aufgezogen worden, die der König unter seinen Fahnen brauchen könne. Und in Festlokale und auf Tanzböden paßten sie ebensowenig — denn sie seien ja alle durch die Bank barfuß. Nicht einmal einen Karren besäßen sie, mit dem sie zum Fang auf die Watten ausziehen könnten — sie müßten sich mit jämmerlichen, selbstgefertigten Weidenkörben behelfen — wie kämen sie da zu Tanzstiefeln und zu blanken Nickels für Punsch und Tabak! . . .

Im Anfang hatte Schwesing geglaubt, er werde einen vollen Triumph über die Föhrdener zu verzeichnen haben, er hatte oft „Bravo“ geschrieen und die Gesinnungsgenossen zu beifälligem Gemurmeln oder lauter Zustimmung, bei einzelnen Schlagworten auch zu stürmischem Jubel veranlaßt. Zu allseitiger Bestürzung sprach sich der Pastor aber — auf diese, auf jene Zwischenbemerkung eingehend — immer eifriger in eine Predigt über die „wahre Humanität“ hinein, die dem Rittergutsbesitzer und den anderen wohlhabenderen Gemeindegliedern der Parochie gar scharf in die Nase fuhr.

Erst rückten sie unruhig auf den Stühlen hin und her — ein Vorlauter murmelte auch etwas wie:

„das gehöre doch besser auf die Kanzel“ —, aber immer kleinlauter wurden die Einwürfe, immer länger und blasser die Mienen der Männer im ganzen Kneipzimmer.

Schließlich lauschten sie alle atemlos. Eine fast ängstliche Spannung war über sie gekommen, weil keiner wußte, wo das hinaus sollte — und weil sie nun mit einemmal staunend die große geistige und moralische Ueberlegenheit dieses jungen Pastors herausfühlten, dem sie bisher bloß so eine Art väterlichen Wohlwollens entgegengebracht hatten.

Er sprach nicht fortgesetzt. In seiner lebhaften Weise wandte er sich zuweilen an den und jenen, der ihm zuvor widersprochen hatte, und zwang ihn, hier gleich auf der Stelle seine Behauptung zu verteidigen, zu begründen. Und es erregte geradezu Sensation, als er — ohne seinen frischen, freimütigen, dabei zu Herzen gehenden Ton zu ändern, schließlich auch dem Landwehrhauptmann Beweis über Beweis für seine Spiegelfechtereien lieferte.

Bisher war man in der Kirche stets sicher gewesen, von Timms Predigt erbaut, erhoben, in einen süßen, gottseligen Frieden eingesponnen zu werden. Man kannte ihn gar nicht anders als eine friedfertige, grundgütige und versöhnliche Seele, mit der alle Welt auskommen mußte. Um so frappierender war nun der Kontrast. Diese improvisierte Predigt am Kneiptisch, auf dem allmählich der Punsch eiskalt ward, weil vor Spannung und Bestürzung niemand mehr trank, wirkte aufrüttelnd, ergreifend, erschütternd auf all die be-

häbigen Zechgenossen Schwefings. Erschrocken starrten sie den Redner mit ihren großen blauen Augen an.

Bersöhnlichkeit, milde Nachsicht, Christliche Lindigkeit zu üben — das hatte er bisher als die erste, vornehmste Aufgabe seines geistlichen Amtes erkannt. Nun war mit einemmal etwas Streitbares, Leidenschaftliches über ihn gekommen, das die in ihrer stumpfen Ruhe so selbstzufrieden gewordenen Leute mächtig überraschte — sie ganz wehrlos überfiel.

Den Föhrdenern war es eine große Genugthuung, daß Timm den Barlohern, vor allem Ohlsen, der sich für das Aufblühen seines lieben Heimatsörtchens (wie er versicherte, lediglich aus Patriotismus und Humanität) so wacker ins Zeug legte, ernstlich ins Gewissen sprach, sich dann doch auch zunächst der Ärmsten des Dorfes, die im Gemeinde- und Kirchenrat nichts zu sagen hätten und ihr Interesse nur durch den bittenden Mund des Pastors vertreten könnten, anzunehmen, und noch humaner als bisher! Aber dabei blieb er nicht stehen. Er sprach sich in dieser Stunde überhaupt alles von der Seele herunter, was ihn schon lang bedrückte, ohne daß sich eine Gelegenheit, es zu sagen — und so wirksam zu sagen — gefunden hatte.

Ja, sie wunderten sich vielleicht darüber, daß er bisher so selten von der Kanzel herunter zum Beispiel gegen den Trinkeufel und alles das zu Felde gezogen war, — aber was hätte es denn dort für einen Zweck gehabt? Die armen Weiblein, die da so dicht am Altare saßen, die brauchten keine Predigt gegen die



Böllerei. „So schlecht sind wir doch nicht?“ könnten sie dann nach der Kirche sich mit Recht ganz traurig und bekümmert fragen. Die Predigt hätte dann eben nur denen gegolten, die nicht in die Kirche gekommen waren. Hier aber hatte er sie nun alle einmal beisammen, seine guten Freunde — in aller Gemütlichkeit — bei der Cigarre und einem Glase Punsch. Sie hatten ihn ja selbst so freundlich hergebeten. Und da Ohlsen als vorsichtiger Mann (damit seine Frau nicht sein Sündenregister mit anhörte) die Thür geschlossen hatte, so war man ja auch hübsch unter sich — und es gab also keine Gêne. Und sie wollten ja alle so ehrlich und wahrhaft sein, und was sie thaten (so beteuerten sie) geschehe nur fürs Allgemeinwohl und für ideelle Güter: nun wollten sie also alle einmal die Hand auf die Brust legen und sich selbst — und dem lieben Nächsten — Herz und Nieren prüfen.

Er sprach ohne Gehässigkeit und ohne Ueberhebung. Er maß sich auch keine Unfehlbarkeit bei. Immer wieder wies er darauf hin, welche von den bei anderen gerügten Fehlern er bei sich selbst gleichfalls voll Schreck und Beschämung entdeckt habe; daß sie eben alle ihre Achillesferse hätten. Aber unerbittlich hielt er ihnen den Spiegel vor, in dem sie von Stund an sich selbst sehen sollten, um mit all der Laubeit und mit all dem behäbigen Selbstbetrug gründlich aufzuräumen und der lautersten Wahrheit die Ehre zu geben.

Die Cigarren waren ihnen ausgegangen. Die Gesichter sahen bleich und erregt aus. Schwefing schalt

sich insgeheim einen Thoren, daß er den „Schwarzen“ herübergeholt hatte. Er war ja schließlich mehr der hübschen Fremden wegen ins Pfarrhaus hineingeschneit. Und bloß seine schreckliche Rede- und Toastleidenschaft hatte ihn da drüben so ins Feuer gebracht . . . Die fidele Kneipstimmung — das fühlte er — war für diesmal gründlich hin. Seine guten Freunde waren ohne Ausnahme rasch wieder nüchtern geworden.

Wenn der Pastor nun wenigstens so tüchtig salbadern wollte, daß man hinterher sich ein bißchen über ihn lustig machen könnte. Aber nein, er kam ihnen mit keinen Bibelsprüchen, keinen Androhungen von Weltgericht und so weiter — er war nur Fanatiker der Wahrheit — und vor seinem feurigen, durchdringenden Blick gaben sie alle, aber auch alle klein bei — selbst Ohlsen, dessen kurzgeschorenes Haar sich sträubte, so daß an fast jedem der steifen Borsten obenan ein Schweißtropfen zitterte, selbst der bramarbasierende freigeistige Hüne, der Föhrdener Gemeindevorstand.

„Verstehen wir uns jetzt, Freunde?“ fragte er schließlich atemholend. „Wißt ihr jetzt, daß ich euch kenne? Und — vor allem — glaubt ihr mir, daß ich's noch ebenso gut mit euch meine als bisher?“

Sie waren nicht Naturen, die große Gefühlsäußerungen von sich geben konnten. Aber die tiefe innere Bewegung sah des Pastors klares, festes Auge den meisten an.

Unzufrieden war außer Schwesing bloß noch Ohlsen. Ihm wäre es lieber gewesen, der Pastor hätte wenig-

stens ihm das Mäntelchen gelassen, mit dem er sich bisher immer so wirksam zu drapieren pflegte, indem er vorgab, von Gemeinde wegen handeln zu müssen, aus rein lokalpatriotischem Interesse — wenn ernstlich nur das lokalpatriotische Interesse der „Stadt Hamburg“ in Frage kam.

Wenigstens bemühte er sich, eine Anzahl der Krabbenfischer möglichst schlecht zu machen, mit deren jammervollem Elend der Pastor in seinen kräftigen Schilderungen die fröhlichen Becher um ihre ganze Trinklaune gebracht hatte. Kirchlich seien die ganz gewiß nicht gesinnt, die am allerwenigsten — so ließ er sich erregt vernehmen.

„Lieber Dhlßen,“ sagte der Pastor lächelnd, „die meisten Menschen kommen im Grunde erst dann zu Gott, wenn's ihnen 'mal so recht von Herzen schlecht geht. In fetten Zeiten lassen sie den alten Herrgott einen guten Mann sein. Mit den armen Kerlen dahinten auf dem Weg nach Desterdeichstrich aber, glaub' ich, wird's umgekehrt sein. Gebt ihnen erst einen warmen Happen zu essen — und dann gebt ihnen einen Gesangbuchvers. Und ihr sollt dann hören, wie schön sie singen können.“

Das ging ihnen allen lange durch den Sinn.

Also — wär's am Ende doch besser, zunächst an die anderen Gemeindebauten zu gehen als an den Kirchenneubau? — fragten sie mit angehaltenem Atem.

„Wenn ihr's aus Barmherzigkeit thut, Freunde, aus ehrlichem Herzen heraus, in der Ueberzeugung, daß ihr das neue Geschlecht, das augenblicklich in den



Zammerbuden da draußen am Dorfsende in solch herzerreißender geistiger und körperlicher Not heranwächst, vor dem Verkommen bewahrt, — dann, glaub' ich, wird der Alte da über den Wolken zu Gunsten der anderen, die's noch nötiger brauchen als er, noch gern ein Duzend Jährlein auf ein besseres Unterkommen warten!"

Das schlug nun wieder zündend ein. Einer sah den anderen bedeutungsvoll aufatmend an. Erst langsam, dann immer eifriger kam das Gespräch in Fluß. Aber nichts hörte man mehr von dem Gezänk und dem Lärmen, das vorher die Reden begleitet hatte.

Heinz war aufgestanden, um sich zu verabschieden. Doch nun umringte man ihn und wollte ihn nicht fortlassen; man hatte plötzlich noch so viele, viele Fragen an ihn. Da er nicht zu halten war, wollte Schwesing — um wenigstens einen guten Abschluß des seltsamen Abends verzeichnen zu können — noch rasch einen Toast auf den Pastor ausbringen. Aber der hatte, als der Hauptmann feierlich ans Glas pochte, bereits das Lokal verlassen.

Es hörte denn auch niemand so recht zu — die meisten waren zu ernst bewegt vom Eindruck der letzten Stunde und gingen nach dem Saal hinüber, um zum Aufbruch zu mahnen — und Schwesings Rede ging in einem Privatgespräch mit Jakob Steen unter, der immer bedeutsam nickte und wichtig den Zeigefinger an die Nase legte, um einzelne Worte seines allmächtigen Nachbarn gewissermaßen zu unterstreichen.

Es schlug gerade halb Elf, als Heinz aus der heißen Wirtsstubenluft wieder ins Freie gelangte.

Unmöglich konnte er in seiner jetzigen Verfassung gleich nach Hause zurückkehren. Er durchmaß den Gastgarten und stieg auf den Deich, tief die mattbewegte Wattenluft einatmend. Es lag noch viel Feuchtigkeit über den Dünen, denn kurz zuvor war ein lauer Regen niedergegangen.

Lange wanderte er in der Dunkelheit auf und nieder.

Er fühlte sich so glücklich, so gehoben. Und heißer Dank zu Margarete stieg aus seinem Herzen empor.

Sie hatte die letzte Unfreiheit in ihm gelöst — ihn von seinen letzten Zweifeln befreit.

Nun wußte er, daß er auf dem rechten Wege war. Wahrheit, Wahrheit und wieder Wahrheit — ja, in allen Gedanken, in jedem Wort, in jeder einzigen Handlung seines Lebens mußte er sich fortan als Apostel der Wahrheit fühlen. Keine Rücksicht — weder nach links noch nach rechts — durfte es mehr für ihn geben. Schnurgerade, durch Dick und Dünn, so lag die Bahn empor zu ihrem gemeinsamen Lebensideal vor ihm. Ein Jubel machte ihm das Herz schwellen, daß er in dieser Stunde unter ihrem aufwühlenden Einfluß die Kraft gefunden hatte, sich mannhaft und unerschrocken loszureißen von den letzten Bedenken — von der Furcht vor der Obrigkeit ebenso wie von der schwächlichen Rücksichtnahme auf den einflussreichen Herrn Patron und all seine Kreaturen. Er hatte mit der Fackel der Wahrheit ihnen bis auf den Grund des

Herzens geleuchtet. Nun mochte kommen, was da kommen wollte — er fühlte sich vor sich selbst frei — frei, frei!

Als er, den Deich verlassend, den Weg um den großen Wirtsgarten herum nahm, um wieder zum Dorf zu gelangen, blickte er nach Margaretens Zimmer hinüber, dessen Eckfenster er zwischen den rutenartigen Zweigen der Obstbäume erkennen konnte. Licht brannte nicht in ihrer Stube. Vom Gartenstaket aus aber erspähte er sie plötzlich selbst in der weitgeöffneten Balkonthür. Ein matter Lichtschein fiel von der Rückseite des Tanzsaales auf die dem Garten zugekehrte Wandfläche des Hauses. Sonst war es ringsum ganz finster. Es verweilte auch niemand außer ihm in diesem entlegenen Teil des Gartens. Die jungen Liebespaare, die einen Tanz pausierten, lustwandelten drüben in dem langen Laubengang, der zum Deich führte.

Mit klopfendem Herzen blieb er hier am Zaun stehen und blickte empor.

Sie schien soeben erst selbst heimgekehrt zu sein, denn sie ordnete noch im Zimmer, stellte den Schirm weg, rückte ein paar Stühle, darauf öffnete sie weit auch noch die anderen Fenster, um die laue Nachtluft voll hereinzulassen. Schließlich trat sie auf den Balkon heraus, das Pelzcape zurückschlagend. Sie hielt die Hände aufs Gitter gestützt und erhob das Antlitz zum sternlosen Nachthimmel.

Heinz wollte sie anrufen. Mit plötzlichem Entschluß durchmaß er rasch den Garten und stürmte die



vom Hof zum ersten Stockwerk hinaufführende Treppe empor.

Noch einmal zauderte er vor ihrer Thür — nur eine Sekunde, während deren er das Blut in den Ohren sausen fühlte —, dann trat er ein.

Sie wandte sich erschrocken um, als der beim Thüröffnen entstehende Zugwind sie traf.

„Heinz!“ Wieder lag Freude, Bestürzung und doch auch jener seltsam flehende Klang in ihrer Stimme, der für einen Augenblick sein Herz still stehen machte.

Er sah in dem matten Dämmerlicht nur einen Schein ihres Angesichts. Bittend streckte er die Hände nach ihr aus. Er vermochte kaum zu sprechen, so überwältigte es ihn.

„Ich — — ich mußte kommen. Es — sprengte mir die Brust.“ Er sagte es unsicher, fast tonlos. Seine Stimme zitterte merklich. Im nächsten Augenblick aber hatte er sie auch schon umschlungen und leidenschaftlich an sich gepreßt. „Margarete! Margarete! Ich kann dich nicht von mir lassen . . . Wie lieb ich dich habe! Wie lieb ich dich habe!“ Wie ein erstickter Aufschrei war es. Und dabei küßte er sie auf die Augen, die Wangen, die Schläfen — schließlich fanden seine Lippen die ihren in einem langen, heißen, mehr schmerz- als wonneerregenden Kuß.

Sie erschlaffte in seinen Armen. Er hielt sie innig an seine Brust gepreßt.

Endlich gaben seine Lippen sie frei; er hob sie empor und trug sie wie ein willenloses Kind nach einem Sessel, den er am nächsten Fenster sah. Sanft

ließ er sie dort nieder, sank zugleich in die Kniee und warf sich mit dem Antlitz in ihren Schoß. Seine Schultern zuckten. Ein krampfhaftes Schluchzen ging durch seinen Körper.

Erschöpft lehnte die junge Frau im Sessel — ihr Kopf war zurückgesunken, die Arme hingen schlaff herab.

„Was hast du gethan! O, was hast du mir gethan!“

Das kam so unsagbar traurig und hilflos und müde von ihren Lippen. Er riß sich gewaltsam los und hob das Haupt empor — blieb aber in seiner knieenden Stellung vor ihr liegen, dicht an sie gepreßt.

„Die Wahrheit — auch hier, Margarete!“ sagte er bebend mit einem tiefen Atemzug. „Ich liebe dich. Und du bist mir mehr als nur ein Geistesgenosß. Du bist in mein Leben getreten wie eine Offenbarung. Es ist vermessen von mir, daß ich dich ganz und gar begehre — daß ich nicht nur den Freund, den guten Kameraden in dir sehen kann, sondern auch das Weib sehe — und lieben muß. Aber sollt' ich lieber mich täuschen und dich belügen, dir's verheimlichen? Ich hab' dich erschreckt, dich betrübt. Verzeih mir, liebste, liebste Frau. Jetzt sprich mein Urtheil. Da lieg' ich bittend, bettelnd vor dir, Liebe. Ich — — konnte nicht anders.“

Sie preßte voller Erregung seine Hände. Zu sprechen vermochte sie nicht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Mit sanfter Gewalt drängte sie ihn end-

lich von sich, um aufzustehen. Tief atmete sie — oder rang nach Atem. Dann fuhr sie sich mit dem Taschentuch über die Augen und that ein paar unsichere Schritte ins Zimmer hinein. Sie blieb wieder stehen, seufzte, — plötzlich sank sie in den nächsten Stuhl und warf sich mit den Armen, in die sie das Antlitz presste, achtlos über die Tischplatte hin. So blieb sie lange, lange liegen, in halblautem Weinen, ohne sich zu rühren.

Er hatte sich erhoben. Eine tiefe Erschütterung überwältigte ihn, als er sie so zusammengebrochen daliegen sah. Er ließ ihr Zeit, sich auszuweinen, ging langsam und zögernd zur Balkonthür und blickte schweigend in die Nacht hinaus.

Der feuchte Erdgeruch, der dem Frühling vorangeht, stieg würzig vom Garten empor. Heinz lehnte sich an die Thür. Er atmete ungleichmäßig und schwer; der Sturm in ihm hatte sich noch immer nicht gelegt. Er fühlte: er war seiner selbst nicht sicher. Die leidenschaftliche Ungeduld zitterte in ihm, noch einmal auf sie loszustürzen, sie von neuem zu umfassen, an sich zu reißen und zu küssen — zu küssen — in einem seligen Rausch Liebesworte zu stammeln . . .

Lange blieb es still zwischen ihnen. Verworren klang die Tanzmusik herüber. In den Lärm und das Scharren mischte sich Pferdegestampf und Räderrollen auf dem Hespflaster und auf der Dorfstraße. Die Mehrzahl der Fahrgäste schien aufzubrechen. Vom Kirchturm schlug's elf Uhr.

Heinz wandte sich um.

„Du antwortest mir nicht, Margarete. — Gibt's



feine Antwort? — Es war ein Vertrauensbruch? Ein Mißbrauch? — Willst du mir das Urtheil nicht sprechen?“

Sie blickte schon lange nach ihm hin, ohne daß er's in der Dunkelheit sah. Er erkannte nur undeutlich ihre Silhouette, die sich von dem mächtigen hellen Bettschirm abhob.

„Ich kann mich nicht so rasch hineinsinden, Heinz. Daß ich dich liebe — daß du der erste Mann bist, den ich je geliebt habe — das sagt' ich dir ja. Aber meine Liebe — so redete ich mir wenigstens ein — war anders. Ganz anders.“

„Und ich habe dich bitter enttäuscht? Ja? — Sprich es nur aus!“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich wundere mich über mich selbst, daß ich dir nichts Strenges zu sagen weiß. Woran ich nie glaubte, was ich nie ahnte . . . Du hast es in mir nun doch geweckt. Und ich — fühle mich vielleicht — — ach, mein Gott, ja — ich fühle mich mitschuldig!“

Nun kam er näher zu ihr. In bittendem Ton hauchte er ihren Namen hin, indem er ihr werbend seine Hände entgegenstreckte.

Sie nahm sie — sah ihn lange aus thränenbeschwerten Augen an — dann richtete sie sich auf und schlang in einem leisen Aufschluchzen ihre Arme um seinen Nacken, indem sie ihr Antlitz an seine Brust sinken ließ.

Es durchzuckte ihn heiß — ein Zittern überließ ihn — aber er preßte und küßte sie nicht. Er flüsterte nur zärtlich bittend wieder und wieder ihren Namen.

„Du bist mein Weib! Ja, du mußt — du mußt mein Weib sein!“

Still ruhten sie dann eine Zeitlang aneinander. Eins hörte die Atemzüge des anderen — fühlte die Bewegungen der Brust des anderen.

Auch die Zärtlichkeit des jungen Weibes schien endlich gelöst. Ihre Nerven gaben nach. Er empfand es mehr und mehr, wie sie sich ihm hingab.

Im Haus wurden Thüren zugeschlagen — Schritte und Stimmen erklangen im Flur — Gäste fuhren ab — man hörte laute Abschiedsgrüße und das Davonrollen der Wagen. Die Musik hatte endgültig geschwiegen.

Nun erlosch auch der Schein, der bisher vom Tanzsaal her geleuchtet hatte. Man schien den primitiven Kronleuchter und die Wandlampen drüben ausgedreht zu haben.

Böllige Finsternis herrschte rings um sie her; nur das Weiß der Decke und der Rissen leuchtete matt im Zimmer.

Heinz fühlte plötzlich ein Zittern ihre Gestalt überlaufen. Sie schien sich nicht länger aufrecht halten zu können. Er umfaßte sie zärtlich, zog sie nach der anderen Seite des Tisches, wo das Sofa stand. Da ließ er sich in enger Umföhlung mit ihr nieder. Sie widerstrebte nicht mehr.

Als sie wieder zu sprechen begannen, erhoben sie die Stimme unwillkürlich nur bis zum Flüsterton. Diese Heimlichkeit hatte einen besonders zärtlichen Reiz. Er küßte sie nun wieder, während sie — fast Mund

an Mund miteinander — sich flüsternd tausend Fragen vorlegten.

„Kannst du dir's denn denken, Margarete, eine Frau Pastor zu werden? Wird die stille kleine Welt dir nicht zu eng vorkommen?“

„Sie wird mir nicht zu eng sein, Liebster. Wenn es — später einmal — überhaupt dahin kommen kann, daß ich sie mit dir teile.“ Ihr Ton war so weich und mädchenhaft trotz des Altklangs ihrer matten Stimme.

Aber er lehnte sich doch auf gegen das, was sie sagte.

„Es gibt kein Hindernis mehr, Margarete.“

„O, glaubst du! Wir werden uns noch für lange, lange trennen müssen.“

„... Deswegen?!“

„Ja, auch deswegen. Aber hauptsächlich: ich will erst dann zu dir kommen, wenn ich selbst etwas im Leben erreicht habe.“

„Ach, Liebste! Was wolltest du noch erreichen?“

„Wie soll ich's mit Worten ausdrücken? Es ringt noch alles so fieberhaft in mir. Ein, zwei Jahre brauch' ich — draußen im Leben — im Kampf. Selbstständig will ich werden.“

„Ich bin jetzt da, um dich zu beschützen — von dieser Stunde an, Margarete.“

„Nein, ich brauche die Frist. Zu meiner Sammlung. Und zu meiner Befreiung.“

„In wenigen Wochen kannst du frei sein.“

„Neußerlich ja. Aber seelisch frei werde ich mich



erst fühlen, wenn ich gelernt habe, mich allein im Leben zu behaupten — wenn ich mich durchgesetzt habe. Das ist's: die Arbeit muß ich kennen lernen.“

„Was für Arbeit nur, du liebes Kind, — mit deinen lieben, zarten, guten Händen.“

„Ich werde mich ohne Rücksicht auf die verwöhnten Hände versuchen — auch in den einfachsten Verhältnissen, wenn's an mich herantritt, da ich ja nicht viel weiß und kann — und die härteste Arbeit soll mir eben recht sein.“

„Und wenn du's nicht durchsetzen könntest . . .“

Sie schwieg ein paar Sekunden. Er fühlte ihr Zusammenzucken. „Ich muß es durchsetzen, Heinz. Sonst würde ich nicht zu dir zurückkommen können.“

„Margarete!“ Er stieß ihren Namen ganz entsezt aus.

„Ja, Lieber, so muß es sein.“ Wieder umschlang sie ihn und küßte ihn nun von selbst. „Aber ich habe Vertrauen zu mir — jetzt noch mehr als zuvor, weil ich nun weiß: du wartest auf mich.“

Er drang mit Bitten, mit Beschwörungen in sie. Er schilderte ihr, wie glücklich und harmonisch er sich ihr zukünftiges Leben denken könnte. Warum sie nicht schon in diesem Jahr ihren eigenen Herd gründen sollten? Sie würden natürlich getrennt von seiner Verwandtschaft wohnen. Wolfgang mußte so wie so endlich außerhalb einen geordneten Schulgang aufnehmen; und da weder die Mutter noch die Großmutter sich von dem kleinen Lahmen trennen wollten, planten sie die Uebersiedelung nach der Kreisstadt. Im

Herbst ward dort das Witwenheim der Freyendankstiftung eröffnet; die Aufnahme seiner Mutter darin war so gut wie sicher. Und die Großmutter würde Wolfgang dann zu sich nehmen. Tüchtige Zuschüsse erforderte die Erziehung der Geschwister vorläufig ja noch immer. Aber da Eve verlobt, Karl bald völlig selbständig war und Christian ein reichliches Stipendium in Aussicht hatte, so ließ sich schon ohne große Sorge in die Zukunft schauen. Und welche Freude würde es ihm erst bereiten, für sein eigenes Heim zu schaffen und zu ringen!

Sie lächelte unter Thränen. „Daß ich dir zuhöre, wie ein seliger Bäckfisch! Was hast du doch aus mir gemacht! Ist es nicht kindisch von mir, daß ich vor lauter Glück Thränen vergieße? . . . Auf der Weltflucht war ich — mit einem Schritt schon außerhalb des Geleises — du gabst mich der Erde zurück und zeigtest mir gar, wie schön sie von der Sonne beschienen ist. Dann wollt' ich über alle Menschenordnung und alles Kleinmenschliche hoch hinaus — einen neuen Bund der Seelen und der Geister schließen — und nun schwagen wir schon wie ein glückliches, dummes Kandidatenpaar über Hochzeit, Heirat . . . Ach, sind wir nicht kleine, eitle Alltagsmenschen, Heinz?“

Es leuchtete aus seinen Augen.

„In unserer Liebe wird etwas Großes, Zwingendes, Herrliches sein, Margarete. Das heilige Feuer wird nie ausgehen. Wir werden es beide hüten. So machen wir uns auch den grauen Werktag zum strahlendsten Sonntag. Zum Sonnentag.“

„Du lieber Idealist du! Wie hast du's doch licht und froh in mir gemacht! . . . Mein Baldur!“

Ein langer, langer Kuß verband sie noch einmal, bevor sie schieden.

„Sieh — und nun hast du mich also doch ‚bekehrt‘, Heinz,“ sagte sie lächelnd, „aber freilich nicht, wie ich's damals fürchtete, mit einer Pastorenpredigt. Deine Liebe hat mich bekehrt!“

---

Es war ganz still im Haus geworden. Die laue Luftbewegung trug nur verlorene Stimmen von der Landstraße an ihr Ohr. Sie saß verträumt auf dem Sofa an derselben Stelle, an der sie vor kurzem die Liebkosungen des Geliebten geduldet und erwidert hatte.

Ihr ganzes Leben zog an ihrem Geist vorüber — sie sann und grübelte aber schließlich nur noch über diese letzten acht Tage, die solch eine wunderliche Wandlung in ihr zuweg gebracht hatten.

Träumerisch wanderten ihre Gedanken immer wieder zu Heinz.

Ein Pastor! . . . Der Begriff des Altväterischen, Spießbürgerlichen und Salbungsvollen war von jeher mit diesem Amt in ihrer Vorstellung verknüpft gewesen.

Sie dagegen hatte sich so recht als Kind ihrer Zeit gefühlt. Der Großstadtkreis, der sie umgeben, die Lektüre, die sie getrieben, alles, alles hatte so ganz den Stempel des fin de siècle getragen.

Nun, Heinz war weder der mit überlebten Be-



griffen arbeitende Schablonenpastor der Biedermannszeit noch der fin de siècle-Mensch, der nur unterminiert, nur zerlegt und negiert.

Sie mußte für seine frische, große, freudespennende und wahrheitkündende Lichtgestalt, deren Hände nicht niederzureißen und abzubrockeln und zu vernichten trachteten, sondern die aufbauten, ein neues, schönes, stolzes Wort: er war der Neujahrhundertmensch!

---

## IX.

Tetenbüll, der vielgenannte, war am Abend zuvor nach Föhrden gekommen und beim Lehrer abgestiegen. Die greise Mutter des beim Kriegerfest in Barlohe weilenden Schulmannes machte dem geistlichen Herrn — theils geehrt, theils geängstigt — die Honneurs.

Der Superintendent hatte, auf der Durchreise nach dem benachbarten Heideburen begriffen, wo er morgen Kirchenvisitation abzuhalten gedachte, nur ein halbes Stündchen hier bleiben wollen, um mit dem Lehrer eine schon längere Zeit schwebende Kollektensangelegenheit zu besprechen. Die Plauderlust der Alten, die sich natürlich rasch dem brennendsten Gemeindethema, dem des Kirchenbaus in Barlohe, zuwandte, hielt ihn dann aber doch länger fest.

So erregt und gespannt hatte er sich die Gemüther der Föhrdener und Barloher denn doch nicht vorgestellt, als wie die redselige Alte es ihm schilderte. Das kam ja geradezu auf eine haarscharfe und schon äußerst bedenkliche Konkurrenz des Kirchenbaus mit dem Badausbau hinaus. Die Sache beschäftigte ihn natürlich lebhaft. Er beschloß also, zunächst einmal die Rückkunft des Schulmeisters abzuwarten, um zu hören, wie sich die Stimmung am heutigen Abend, an dem

die Spitzen der verschiedenen Gemeindevertretungen so ziemlich vollzählig beisammen gewesen waren, an gelassen habe.

Der Bericht des Lehrers, der — selbst noch in innerer Erregung über das ihn verblüffende, erschreckende und ihm doch auch wieder imponierende Eingreifen des Pastors — erst gegen elf Uhr von Barlohe heimkehrte, veranlaßte den Superintendenten dann, nicht nur über Nacht im Schulhause zu bleiben, sondern auch in der Frühe des anderen Tags einen Boten mit einem Briefchen an den Herrn Pastor von Heideburen zu schicken, des Inhalts: er sei hier in dringlichen Amtsangelegenheiten festgehalten worden und müsse den bereits in Aussicht gestellten Besuch also vorläufig noch verschieben.

Früh um sechs Uhr war Tetenbüll schon wieder wach. Es dämmerte gerade.

Während des Kaffees, den man beim Lampenschein trank, nahm er sich den Lehrer dann noch einmal ernsthaft vor.

Nicht als ob er annehme, der Schulmeister habe ihm gestern abend nicht mit der wünschenswerten Nüchternheit die Sache vorgetragen — aber man brauchte ja noch kein unsolider Mensch zu sein, um bei solch außerordentlicher Gelegenheit vom Festlärm, dem Tanz, der Musik, dem Grog und all den Toasten, Gesängen und Reden ein bißchen verwirrt zu werden. Wenn man sich eine Sache „beschlafen“ hatte, so pflege er stets zu sagen, sehe man sie eben klarer, gewissermaßen objektiver.



So diplomatisch sich der Lehrer über die Angelegenheit auch äußerte — er war vorsichtig, ja ängstlich genug, jedes überflüssige Wort, vor allem jedes private Urtheil zurückzuhalten — Tetenbüll ward doch merklich unruhig und bestellte sich noch während des bescheidenen Frühstückes einen Wagen nach Barlobe: er war entschlossen, da sogleich einmal selbst nach dem Rechten zu sehen.

Tetenbüll war ein großer, stattlicher, vielleicht etwas zu behäbiger Mann. Er hatte eine gesunde, rötliche Gesichtsfarbe, das bei älteren geistlichen Herren obligate Unterkinn, weißes, leicht gelocktes Haar und freundliche Augen. Man hätte seinen Ausdruck jovial nennen können, wenn nicht seine buschigen dunkeln Augenbrauen und ein ernster Zug um den charakteristischen Mund dem Antlitz auch wieder etwas Entschlossenes verliehen hätten.

Es war ein fröhlicher Sonntagmorgen. Tetenbüll wickelte sich fürsorglich in die dicke Plüschdecke ein, die in dem halboffenen Wagen — einem Modell aus vormärzlicher Zeit — lag. Erst als man Föhrden im Rücken hatte und die Frühsonne die weißlichen, kalten Nebel vor sich hertrieb, merkte man, daß es ein schöner, sonniger Tag werden würde.

Die Landschaft war einförmig und lenkte die Gedanken weiter nicht ab. Auf den Feldern war noch nicht viel zu sehen. Der Superintendent steckte sich eine Cigarre an, paßte die Wölkchen in die blaue, klare Luft, behaglich berührt von der in ihm damit aufkommenden Wärme, und ließ vor seinem Geist die

Entwicklungsgeschichte der Pfarodie Barlohe Revue passieren.

Es herrschte ja eine große Armut an der Wasserkante, und die Gemeinde Barlohe selbst konnte für kirchliche Zwecke freilich nicht viel aufbringen — aber das wohlhabendere Föhrden und das reiche Rittergut Kollhagen waren doch da, um das Manko auszugleichen. Lediglich dieses Ausgleichs halber hatte er bisher seinen ganzen Einfluß aufgeboten, um die Loslösung Föhrdens aus der Barloher Kirchengemeinde und die Errichtung einer selbständigen Pfarodie durch die Föhrdener vorläufig noch zu unterdrücken. Hatte Barlohe mit Hilfe der Schwestergemeinde erst seine neue Kirche erhalten — dann ließ sich ja weiter sehen.

Daß die Föhrdener nun plötzlich gestern abend auf dem Heimweg vom Kriegerfest einstimmig erklärt haben sollten, ihre bisher so steif aufrecht erhaltene Forderung des Kirchenbaus in der Kirchengemeinde endgültig fallen zu lassen — und daß gar der Pastor Timm selbst als Urheber ihrer plötzlichen Sinneswandlung anzusehen sei — das erschien ihm zum mindesten unverständlich. Er glaubte den jungen Geistlichen gut zu kennen. Timm junior war vielleicht ein wenig weich und unselbständig, vertrödelte auch zu viel Zeit mit Nebendingen wie Sport und Schriftstellerei; darüber aber gab's bei ihm keinen Zweifel: er war mit Leib und Seele Pastor, ein ehrlicher, überzeugter Christ, der auch mit seinem ganzen inneren und äußeren Lebenswandel seiner Gemeinde nur als bestes Vorbild dienen konnte.

Wie der Schulmeister die Vorgänge bei Ohlzen vorbrachte — verwirrt, stoßend, halb mit fortgerissen, halb beängstigt —, mußte es auf Tetebüll fast den Eindruck machen: der junge Pastor, der sonst ein so grundsolides Leben führte (die tausend Sorgen seines verantwortungsreichen Haushalts zwangen ihn ja zu jeder Art von Entbehrung) und der von alcoholicis jedenfalls nur ein Mindestmaß vertrug, habe sich in der Punschstimmung zu allerlei Reden verleiten lassen, die besser ungesprochen geblieben wären.

Dem Superintendenten schmeckte plötzlich die Cigarre nicht mehr.

Nein, das konnte und wollte er nicht glauben.

Die Herren Krieger mochten selbst ein Gläschen über den Durst getrunken haben, oder auch zweie, und mochten den Pastor nicht so recht verstanden haben. Ja, so hing es gewiß zusammen. Er wollte den jungen Amtsbruder aber inständig bitten, derartige Versammlungen, sobald die Stimmung anfing „vorgeschrittener“ zu werden, zur Vermeidung solch unliebsamer Mißverständnisse künftighin stets rechtzeitig zu verlassen. Bei den Hochzeiten, bei den Taufen hielt er's selbst schon so seit rund vierzig Jahren, es hatte sich bis heut bewährt, und so sprach er also aus bester persönlicher Erfahrung zu dem noch Ungeübten.

Tetebüll zündete sich seine Cigarre also wieder an.

„Wann ist denn Gottesdienst heute in Barlohe?“ fragte er den Kutscher.

Der Lenker des antiken Gespanns, ein buckliges, kleines Männchen, fuhr rasch herum.



„Um Elf, Herr Suprendent. Nämlich in der Art, weil um Zehne 'rum Hochflut is.“

Tetenbüll nickte. Diese Beweglichkeit der Kirchenstunde war auch so eine Schrulle vom alten Timm gewesen.

„Sind die Fijchersleute denn auch dankbar dafür, lieber Mann, he? Ich meine, kommen sie denn auch brav zur Kirche, weil man so auf sie Rücksicht nimmt?“

„Je, sehen Sie man, Herr Suprendent, für die Leut' aus Barlohe, da hat das schon sein Gutes. Denn diejenigen, wo in der Nacht mit dem Segel hinausgemacht haben, die können doch an einem Tag wie heut nich vor Acht oder Neun in den Hafen 'rein. Da is denn noch zu schufsten, und rasiert und in trockenem Zeug wollen sie doch auch sein. Um Elf hat er denn aber sicher das ganze Haus voll. Unser Wort Gottes — ich mein' den Herrn Pastohr — predigt so weit je auch ganzen hübsch und erbaulich. Bloß wir Föhrdener . . .“

„Na, immer heraus mit der Sprache!“ ermunterte Tetenbüll gemüthlich, als der Bucklige stockte.

„Dja — das is 'ne ganz vertrackte Kiste, Herr Suprendent. Vor ein Uhr sind unsere Frauens an so einen Tag nämlich nich aus Barlohe zurück. Und da sitzen wir denn so lang in Föhrden mit einen leeren Magen da, und es kommt und kommt nich zum Präpeln.“

„Ja, Freund — da gibt's dann keinen anderen Ausweg: ihr müßt an den Tagen eben selbst mit in

die Kirche nach Barlohe ziehen, damit euch das Warten nicht so lang wird.“

Der Kutscher nickte. „Jä,“ sagte er mit einer philosophischen Miene, „dahin wird's woll eben noch kommen!“

Das Gefährt rollte polternd und rasselnd übers Dorfplaster. Aus dem oder jenem Fenster guckte ein überraschtes Gesicht heraus — die meisten vergaßen in der ersten Bestürzung über die Ankunft des Superintendenten, dessen Name gestern abend auf fast aller Lippen gewesen war, sogar zu grüßen.

Auch Ohlens machte ein verdutztes Gesicht, als die alte Föhrdener Halbkutsche, die den Superintendenten brachte, durchs Hofthor in die „Stadt Hamburg“ einfuhr.

„Je, Herr Suprendent — es is woll Kirchenvisitation?“

Tetenbüll hatte eine ganz gemüthliche Art Leuten vom Schlage Ohlens gegenüber. Trotzdem verlor er nie seine Ueberlegenheit. Er wußte, daß der Besitzer der „Stadt Hamburg“ aus Geschäftsrücksichten der Partei Schwesing zugehörte, nahm diese Opposition aber nicht allzu ernst.

Dem Gastwirt ward es sofort klar, daß er sich nun äußerst diplomatisch anstellen mußte, wenn der Superintendent ihn etwa über den Stand der Kirchenbausache ausholen wollte. Allein Tetenbüll sprach über alles andere, bloß dieses Gebiet streifte er nicht.

„Es ist noch sehr früh,“ meinte er dann, während er zur Erwärmung ein Glas heiße Milch trank,

„drüben im Pfarrhaus liegt wohl alles noch im tiefsten Schlaf?“

„Nee, Herr Suprendent, unser Herr Pastohr is ein Frühaufsteher. Um Sieben war er schon unten am Strand.“

„Eure Feier hat hier lang gedauert gestern, was?“

„Jä, das kann man schon dreist sagen: es war ein hüschchen eine längliche Sitzung.“

Die Frage nach dem Auftreten Timms, die Ohlsen im Anschluß hieran fest erwartete, kam nicht. Er war natürlich überzeugt, daß der Superintendent schon alles wußte. Vom Föhrdener Kutscher hatte Ohlsen gleich erfahren, daß der geistliche Herr dort beim Schulmeister übernachtet hatte. Na, und der hatte doch sicherlich „gepekt“.

„Da kommt man eben die Kathrin vom Pfarrhaus 'rüber!“ sagte er plötzlich durchs Fenster blickend.

Die Pfarrmagd war mit einem geschmackvoll gebundenen Strauß bewaffnet — den ersten Frühjahrsboten des Pfarrgartens.

„Hat denn wer Geburtstag heute?“ fragte Tetebüll.

„Das is woll für die Fremde.“ Ohlsen blinzelte verschmizt mit seinen wasserblauen Augen. „Jä, die hat es unsen Herrn Pastohr doch mächtig angethan, kann man woll sagen.“

Tetebüll that dem Gastwirt den Gefallen nicht, nach dieser Fremden auch nur mit einem Wort zu fragen. „So!“ sagte er bloß ganz indifferent. Ohlsen



drückte es aber trotzdem das Herz ab, seine Neuigkeit loszuwerden.

„Gewoll,“ sagte er nach einer Pause, während deren man Kathrin ins Haus treten und die Treppe hinauffstapfen hörte, „das is nu woll ein Abschiedsgruß, denk' ich; weil sie doch grad unter Kirchzeit fortfahren muß. Morgen is der Termin.“

„Aha!“ bemerkte der Superintendent gelassen.

„Sie is man grad eine acht Tag hier gewesen.“

„Hm. So.“

„Jä, es is 'ne geschiedene Bankiersfrau aus Berlin!“ platzte Ohlsen nun heraus. „'ne Frau Brügge. Er is riesig reich; aber sie hat nix. Man eben das Leben. Von Adel is sie. Tja. Schwesing hat das alles 'rausgefriegt. Jä, was der dahinterher war. Die ganzen Tage kam er. Immer auf 'n Sprung. Eine famosste Erscheinung is sie aber auch, die Berlinische, das muß ihr der Neid lassen.“

Den Superintendenten schien das durchaus nicht weiter zu interessieren. Er trank seine Milch aus und zog das Taschentuch.

„Na, ich komme hernach noch 'mal mit heran,“ sagte er mit freundlicher Herablassung.

Draußen erwischte er gerade noch die Kathrin.

„Ach nee — der Herr Suprendent!“

„Na, kennst du mich noch, mein Töchtling? Ist der Pastor schon zu sprechen?“

„Man eben,“ stotterte Thuring, „mem — mem — memmer . . .“

„— memoriert er?“ ergänzte Tettenbüll. „Hm.“

So. Na, da will ich ihn nicht stören. Hörst du, mein Kind, daß mir der Pastor nicht unterbrochen wird. Sag das der — der Mutter, nicht wahr, der alten Frau Pastor.“

„Die is man gar nich daheim. Bloß die Benezeken — Großmutting, mein' ich.“

„Also bestelle Großmutting einstweilen meinen Gruß.“

Darauf wanderte der Superintendent gemächlich durchs Dorf.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Ankunft Tetenbülls in ganz Barlohe verbreitet. Und feltfamerweise verspürten die von der langen Festigung noch etwas übernächtigen „Honoratioren“ sofort auch nicht die geringste Müdigkeit in den Gliedern mehr. Die meisten fuhren eilig in den Bratenrock, der schon für den Kirchgang parat lag, langten die Schirmmütze vom Nagel, und auch Jakob Steen rappelte sich von der Ofenbank auf und griff zum Stock.

Binnen fünf Minuten hatte eine allgemeine Wallfahrt nach der „Stadt Hamburg“ begonnen.

Man brauchte sich aber nicht einmal die Ausgabe eines „Kampe“ zu machen — denn in freundlich-ernstem Geplauder mit Maspe, dem Küster, kam der Superintendent bereits selbst die Dorfstraße herauf.

Tetenbüll hatte für jeden, der ihm begegnete, ein paar freundliche Worte. Einige Barloher, die nur aus Neugierde oder Schadenfreude herausgekrochen waren und eine solche Auszeichnung gar nicht erwartet

hatten, vermochten dem weißköpfigen Geistlichen dabei nicht so recht ins Auge zu sehen.

Im Verlauf der verschiedenen Gespräche trat der Superintendent wie unbeabsichtigt in den Friedhof ein. Da kam das Kirchenbauthema dann, bei der Besichtigung des brüchigen, moosbedeckten Gemäuers, ganz von selbst zur Sprache.

Von der Veranda des Pfarrhauses aus erspähte die alte Frau Benebek den eifrig debattierenden Männertrupp. Sie würde wer weiß was drum gegeben haben, wenn sie mit hätte dabei sein können.

In ihr zitterte es nur so. Sie war seit dem Gespräch mit Heinz am frühen Morgen innerlich so zerrissen, so wund, so geradezu zerklüftet . . .

Wenn nur ihre Tochter dagewesen wäre! Denn wem konnte sie sonst ihr Herz ausschütten?

Christian war ihr von jeher unsympathisch; der war ja auch noch viel zu jung und unerfahren, um in solch einer schrecklichen Sache mitreden zu können. Karl, auf den sie bisher so große Stücke gehalten, saß teilnahmslos in einem Winkel der Schlafstube und machte sich kalte Kompressen auf die Stirn. Er meinte, das seien noch die Nachwehen von seiner Seekrankheit neulich. Aber der hatte schon eine Ahnung von Nachwehen, der Jung! Sie wußte wohl, woher seine „Seekrankheit am Lande“ kam!

Und mit Eve war in diesen Ferien erst recht nichts anzufangen. Gestern, bei dem Trubel, der in Barlohe herrschte, hatte man ja kaum zwei Worte miteinander sprechen können; aber es war ihr gleich aufgefallen,



wie verschlossen und muckisch das Mädchen sich hatte. Sie sagte es ja immer: man sollte ihr nur ja mit dem „alten Konversatorium“ vom Halse bleiben! Soeben, um acht Uhr erst, war sie aufgestanden — sie hatten alle längst den Frühstückstisch verlassen. Und wie sie ausfuhr. Accurat wie eine wandelnde Leiche. O, das konnte doch alles kein gutes Ende nehmen.

Wenn sie ihrem Kummer, ihrer Sorge, ihrer Verzweiflung bloß erst hätte Luft machen können — sie erstickte ja daran!

Da war nun also auch noch der Herr Superintendent. Sie faltete unwillkürlich die Hände. Wußte der etwa schon alles? War's Zufall, daß er gerade heute nach Barlohe kam — oder hatte ihn ein Gerücht über den gestrigen Abend so entsetzlich schnell hergetrieben? Ja, wenn es galt, einem Menschen zu schaden, dann hatten solche Gerüchte oft Siebenmeilenstiefel.

Flehend waren ihre Blicke auf die Miene des Vorgesetzten gerichtet. Er sprach schon wieder mit Steen. Nun wieder mit Maspe. Und jetzt mit Petersen. Da kam richtig auch Ohlsen an. Tetenbüll hatte doch was riesig Imponierendes. Man konnte ja des Windes wegen kein Wort bis hierher hören, trotzdem sie die beiden Flügel der Verandathür weit geöffnet hatte, aber man sah die großen, energischen und doch schönen Bewegungen des hochaufgerichteten, stattlichen Mannes, und konnte sich sein Teil dazu denken. Die sonst so freundlichen Augen Tetenbülls blickten heute sehr ernst, fast drohend.

„Achhott, achhott,“ stöhnte Großmutting, „was soll mich bloß aus all das werden!“

Das nagte an ihr, daß man nicht einmal wußte, ob die Ankunft des Superintendenten eine Verschlimmerung der Lage bedeutete oder ob durch sein Eingreifen vielleicht noch alles zum Besten gewandt werden konnte.

Kam er als Strafrichter oder als rettender Engel?

Der Superintendent hatte die alte Frau Benebek schon seit mehreren Minuten beobachtet, ohne sich in seinem ernstesten Gespräch mit den Männern der Kirchen- und Gemeindevertretung stören zu lassen. Er sah, wie sie unruhig an ihrem Stock hin und her humpelte. Nun kam sie auch die paar Stufen in den Garten hinab, ging erst links, dann rechts um das Mittelbeet herum und näherte sich immer mehr der bröckligen Kirchhofsmauer, die so merkwürdig niedrig war, daß Karl und Christian schon als zwölfjährige Jungens ohne Anlauf darüber hatten wegsetzen können — was denn auch häufig genug geschehen war.

Der laue Regen am gestrigen Abend hatte das junge Grün der Obstbäume über Nacht aufspringen gemacht. Wie in einen zarten Schleier eingesponnen erschienen jetzt die Fierzsträucher und Fliederbüsche. Ein warmer, würziger Erdgeruch lag in der Luft. Die Sonne war inzwischen ganz herausgekommen. Das blitzte und glitzerte in den Tautropfen — man ward manchmal geradezu geblendet.

Jetzt griff Tetebüll — bei einer Wendung gegen seinen Nachbar — plötzlich an den Hut.

Er begrüßte die alte Frau.

„Auf später also, meine lieben Freunde!“ verabschiedete er gleichzeitig in seiner freundlichen, aber bestimmten Art die Männer. Und er kam mit leicht gelüftetem Hut und ausgestreckter Hand auf die Mauer zu. „Grüß Gott, meine liebe Frau Benebek! — Unser junger Pastor ist noch mit seiner Predigt beschäftigt, ja, ja, ich hörte. Nun, ich wollte ihn nicht stören.“ Und in herzlichem, wohlwollendem Ton erkundigte er sich nach ihrer Gesundheit.

Ueber die Mauer weg hatte er ihr die Hand geschüttelt. Er war ein vorzüglicher Menschenkenner und wußte in Augen und Mienen zu lesen. Bald hatte er die konfuse, erregte Alte denn auch wirklich bei dem Thema, das sie am meisten beschäftigte, und das ihm — da er inzwischen über die Vorfälle des gestrigen Abends ausreichend orientiert worden war — gleichfalls als das wichtigste erschien: was bestand zwischen dem jungen Pastor und dieser geheimnisvollen Fremden? „Cherchez la femme!“ — das lag ja nahe genug bei einem so jungen Manne. Tetenbüll war über sich selbst verwundert, daß er nicht sofort darauf verfallen war. Um in krahehlerische Alkoholstimmung zu geraten und sich da um den Hals zu reden, dazu war Heinrich Timm viel zu geschmackvoll, zu klug und zu solide; um mit Vorbedacht hinterrücks gegen seine Vorgesetzten zu intriguiereu, dazu war er zu ehrlich, zu vornehm gesinnt. Aber daß er um zweier schönen Augen willen Dummheiten machte — das traute er ihm allerdings schon eher zu. Denn so ein bißchen



Schöngeist und Phantast war er nun doch einmal, des wackeren Timm Altesten, das ließ sich nicht wegstreiten.

„Gm. Na, das wird sich ja schon alles historisch entwickeln, meine liebe Frau Benebek. Sie dürfen das nicht gleich so tragisch nehmen. Zur Pfarre gehört auch 'ne Quarre. Der sah mir nie so aus, als ob er ledig bleiben wollte. Nicht im schlimmen Sinne, bewahre. Er ist kein verliebter Springinsfeld. Aber gerade weil er einen so ausgeprägten Familiensinn besitzt, sich so fürsorglich um seine Geschwister umthut, um die Mutter, — das sind lauter Züge, die darauf hinweisen.“

„Achhott, Herr Suprudent, aber man eine Geschiedene — und ein solcher Freigeist wie die! Nein, daß so was in ein christliches Haus einpassieren soll! Und er war ja so — ach, so schrecklich war er, als ich ihm heute morgen 'mal ernstlich ins Gewissen reden wollt' wegen gestern. Ich sah ihn da doch mit meinen sichtlichen Augen von ihr 'rüberkommen gestern nacht — lang nachdem er bei den Männern drüben so 'ne schrecklichen Reden geführt hat — und da konnte er mir doch nir mehr vormachen, nich wahr, und ich sagt's ihm auch auf den Kopf zu.“

„So. Gm. Na — und der Pastor?“

„D, er leugnete nicht etwa, i bewahre: Ja, verlobt habe er sich mit ihr! Und sobald sie frei sei, würden sie's aller Welt sagen. Wenn doch bloß seine Mutter da wär'. Aber die hat ja auch keinen rechten Einfluß mehr auf ihn, meine Christine. Nein, Herr

Suprudent, ich sage, wenn man so alt wird wie ich und soll das ganze Elend so mit ansehen . . .“

Sie hatte sich ins Weinen geredet. Tetenbüll sah sich tief aufatmend um. Gehorsam hatten ihn die Männer allein gelassen. Bloß Ohlsen stand noch draußen barhäuptig auf dem Kirchplatz in eindringlichem Gespräch mit dem Küster, der sich aber sehr ablehnend gegen das, was er vorbrachte, zu verhalten schien.

„Sie soll eine blendende Erscheinung besitzen?“ fragte der alte Herr, nachdenklich das Kinn in die Hand stützend.

„Na, von wegen —! Mir gefällt sie nich. Aber gar nich. So was Hochmütiges is das. Und man weiß nich warum. Erst dacht' ich, wunder wie reich sie sei. Aber nich 'mal das. Karl hat's vom Herrn Hauptmann; der hat sich nämlich ganz genau in Berlin informiert. Er is wahrscheinlich auch nich mehr so recht bei Troste. Sie hat hier ja allen Mannsleuten die Köpfe verdreht, allen. Jä, das zieht so in der Welt herum und bringt einen bloß Unfrieden ins Haus. So schön hätte alles werden können, wenn er sich da 'mal später ein anständiges Bürgermädchen aus der Gegend mit ein büschen Geld geheiratet hätt'. Aber nein, die muß es sein, gerade die. Mit einem Vorleben, kann man doch schon sagen, nich wahr, und arm wie 'ne Kirchenmaus.“

„Hm. So, so. Na, und Sie haben ihm das alles schon ernstlich vorgestellt?“

„Alles! Alles! Ach, Herr Suprudent, eine Heirat mit der! Sie — sie hat ja nich mal Sachen!“

„Wie — Sachen?“ fragte Tettenbüll.

„Na, keine Möbels und keine Wäsch', keine Betten und Gardinen. Und das rechnet doch.“

Der Superintendent lächelte. „Ach so. Nun, das — liebste Frau Benebek, das käme ja nun freilich erst in zweiter Reihe. Das ist nun 'mal in den Pfarrhäusern so: je weniger Betten, desto mehr Kinder. Ja, ja. Das ist so gewissermaßen was Alttestamentarisches, was sich auf die christlichen Pfarrhäuser vererbt hat — diese — diese . . . hm, na ja. Aber mehr gibt mir's schon zu denken, daß sie da erst noch einen Scheidungsprozeß führen muß. Da mag man noch so kühl urteilen: semper aliquid haeret. Etwas Unreines gewissermaßen kommt damit ins Haus. Ein Pastor sollte eigentlich nie eine Geschiedene heiraten. Und wenn sie nun gar zu den Freigeistern gehört, zu den Modernen . . . hm, nun, wir werden ja sehen!“

„Er is ja so dickköpfig. Nein, Herr Suprendent, und die hat ihn auch bloß so aufgehekt in die alte kirchliche Bausache. Was hab' ich in ihm hineingered't! Es is doch sein eigener Schaden, sag' ich. Na, Herr Suprendent, Sie werden's ja selbst sehn, wie unsere Fußböden sind, und die Decken und die Treppe. Aee, es is schon ein Leiden. Aber ich hab' ihm schon angezeigt: entweder die oder ich. Da kann er nu wählen — und denn wird man ja sehn. Ich nehm' aber alles, was mir gehört, mit, wenn ich fortzieh', alles bis auf das Schwarze unterm Nagel. Ich hätt's gar nich nötig, hier mich noch abzuragen auf meine alten Tagen. Ein büschen was vor sich gebracht hat man



doch auch. — Wenn Sie bloß meine Christine den Platz im Freyendank'schen verschaffen, Herr Suprudent — denn nehm' ich den Wolfgang, den Kleinen, was der Lahme is, ganz einfach zu mir — und denn mögen sie sehn, wie sie hier fertig werden ohne die Altsche. Jä, die werden sich noch 'mal nich schlecht umschau'n nach unsereinem. Wenn man auch ein altes Möbel geworden is."

Sie hätte in dieser Tonart noch eine Stunde lang fortreden können, ohne an Stoffmangel zu leiden; da hörte man aber die lebhafteste, frische Stimme des Pastors im Hause drin.

Er war aus seinem Studierzimmer herausgekommen und hatte von Christel, der in großer Erregung von der offenen Wohnzimmerthür aus durch die Veranda Ausschau nach dem Superintendenten hielt, von dem Ereignis, das ganz Barlohe beschäftigte, erfahren.

... Tetebüll war da! ...

Für einen Augenblick umdüsterte sich Timms Antlitz und er sagte nachdenklich: „Tetebüll. Der Superintendent. So.“ Als er aber des Primaners ängstliche Miene sah, fragte er sofort munterer: „Na, Christel, und was ist denn mit dir los, mein Jung? Hast du ihm noch nicht Guten Tag gesagt?“

Christian war sehr blaß. Er stammelte: „Ach, ich — es — es ist mir so bang, Väterchen!“

„Junge ...!“

Draußen ging jetzt die Gartenthür. Heinz sah sich hastig um.

„Und wo sind denn Eve und Karl? Ich möchte

euch alle zusammen noch einmal vor der Kirche sprechen, Christel. Willst du's ihnen sagen?"

Der Primaner nickte stumm mit dem Kopf. Die Ankunft Tetenhülls wartete er aber nicht ab, sondern ent schlüpfte rasch durch die Küchentür.

Heinz blickte nachdenklich hinter ihm drein. Man hörte Schritte im Kies. Sofort raffte er sich auf. In seinen Augen blitzte es. Er erhob frei das Haupt und schritt dem Ankömmling bis in die Veranda entgegen — in bewußter, fast siegesicherer Haltung.

\* \* \*

Der Superintendent saß endlich dem Pastor in dessen Studierstube gegenüber.

„Wissen Sie, lieber Amtsbruder, daß Sie mir gleich eine schwere Sorge vom Herzen genommen haben, als Sie mir so offen, so — ich möchte sagen strahlend — entgegenkamen? Ich mußte sofort: und er ist doch der Alte geblieben! Notabene — wenn Sie mir den ‚Alten‘ nicht aufmuzen wollen!“

Er war heiter, jovial. Ohne Umschweife erzählte er ihm, wie's gekommen, daß er so plötzlich nach Barlohe verschlagen worden sei. Natürlich hätten ihn die Gerüchte über die Debatten am gestrigen Abend zuerst geängstigt. Nun aber meinte er: die Gemüter würden sich ja schon wieder beruhigen — wenn die Angelegenheit erst geklärt sei, alle Mißverständnisse beseitigt seien.

Tetenhüll sprach lange, wie das seine Gewohnheit war. Einwürfe, die der Partner machen konnte, erledigte er in seinen Ausführungen geschickt, noch be-

vor sie gefallen waren. Seinen eigenen Standpunkt in der Baufrage hatte er ja schon zu verschiedenen Malen kräftig betont; er streifte ihn daher nur flüchtig zum Schlusse.

In wachsender Erregung hörte Heinz zu. So friedlich die Tonart klang, die der Superintendent anschlug, er fühlte doch bald heraus, daß es hier den schwersten Kampf auszufechten galt.

Lächelnd, aber mit sichtlicher Theilnahme, verfolgte Tettenbüll das lebhafteste Mienenspiel des jungen Mannes, in dem jeden Augenblick das Feuer aufzustrahlen drohte.

„Wohlgemerkt, lieber Freund — und das sei der leitende Grundgedanke unserer Unterredung — hauptsächlich meine persönliche innige Sympathie für Sie rief mich in dieser Stunde an Ihre Seite.“ Er legte seine Hand auf den Arm des jungen Pastors. „Ich weiß, daß Sie nichts Amtswidriges thun werden — thun können. Von einem Vorgesetztenverhältnis soll heute drum auch nichts zu spüren sein zwischen uns. Sie sind ein gut Stück liebe Hoffnung für mich. Mit Ihrem seligen Vater hab' ich oft über Sie gesprochen. Wenn mein Fedor am Leben geblieben wäre — ich hätte nur einen Wunsch gehabt, den, daß er Ihnen ähnelt. Also nehmen Sie einmal an: der alte weißhaarige Mann, der da vor dir sitzt, ist dein väterlicher Freund, ein rauher Kerl vielleicht, — ja, ja, er gilt wenigstens für gehörig fragbürlich, — aber er meint's mit dir so gut und ehrlich wie mit seinem leiblichen Sohn! . . . So, Liebster, und nun sprechen



Sie sich das Herze frei! Wie kam das? Was hat Sie zu Ihrem Auftreten da drüben in der Versammlung veranlaßt? Weshalb — liebster junger Freund — weshalb haben Sie mir's so schwer gemacht, noch schwerer gemacht, als es so schon hielt, bei den trotzköpfigen Leutchen hier den Bau durchzusetzen?"

Es lag etwas Zwingendes in seiner Rede. Dem Superintendenten gegenüber fühlte sich Heinz zuerst doch viel kleiner und ohnmächtiger, als er sich das vorgestellt hatte. Seine Güte und Wärme, die nicht gespielt war, die dem alten Manne offenbar vom Herzen heraufströmte, wickelte ihn derart ein, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte.

Er fing also noch ziemlich unsicher und unfrei zu berichten an. Erst allmählich fand er sich selbst wieder. Und da flackerte denn auch bald wieder ein leichter Trotz in ihm auf.

Alles, was dem Herrn Superintendenten über sein Eingreifen in die Debatte da drüben berichtet worden sei, entspreche der Wahrheit. Und es sei auch nicht etwa, wie der Herr Superintendent so nebenbei bemerkt habe, einer augenblicklichen oratorischen Eingebung entsprungen: seit Jahr und Tag vielmehr stehe er in dieser Frage auf einem anderen Boden als seine vorgesetzte Behörde — er habe bloß gestern zum erstenmal seiner Ueberzeugung öffentlich Ausdruck gegeben. Die äußere Veranlassung dazu sei die gewesen, daß die Frage gerade jetzt brennend geworden sei — die innere Nötigung zu seinem offenen Bekenntnis entstamme einer durchgreifenden psychischen Wandlung,

die er in letzter Zeit erfahren habe und die es ihm als erste und höchste Pflicht erscheinen lasse, rücksichtslos zur Wahrheit zu halten, in allen Wechselfällen des Lebens bloß der innersten Ueberzeugung zu folgen.

Mehr und mehr kam wieder die Leidenschaft von gestern abend über ihn. Die beunruhigte, allmählich erstarrende Miene Tetebülls schreckte ihn nicht mehr. Rückhaltlos sprach er es aus: er halte es für ein Verbrechen, die geringen Mittel der Barloher gerade jetzt für den Kirchenbau in Anspruch nehmen zu wollen, wo sie dann auf Jahre hinaus von der Möglichkeit abgeschnitten seien, für den so dringend nötigen Aufschwung ihres armen Dertchens irgendwie sorgen zu können.

Nun stand bald Mann gegen Mann.

Tetebüll faßte es einfach nicht, wie sein verirrter junger Freund sich zum Anwalt einer Forderung machen konnte, die das kirchliche Ansehen so offenbar schädigen mußte. Wieder und wieder legte Heinz in beredter Weise die einschlägigen Verhältnisse dar. Die Gerechtigkeit fordere es, daß hier einmal die Kirche zurücktrete. Wollte die Regierung das Gotteshaus in seiner haufälligen Verfassung weiterhin nicht dulden, so möchte sie doch selbst eingreifen und der Gemeinde mehr, als bis jetzt geschehen, aus staatlichen Mitteln aufhelfen.

„Freund, Freund, Freund!“ brach Tetebüll endlich los, „wo geraten Sie mir hin! Ich erkenne Sie ja nicht wieder! Was ist in Sie gefahren? — Nun, Ruhe — bloß Ruhe jetzt. Wir wollen uns beide zu

keinen Uebertreibungen hinreißen lassen. Aber die Sache an sich ist ja noch nicht einmal das Wesentlichste dabei. Ich halte von diesem ‚Aufschwung‘ allerdings nicht viel. Gut, sie werden also ein Bad aufmachen, erst werden ein paar Duzend Leute aus den Städten kommen, dann vielleicht mehr, am Ende wird gar ein Modabad draus und es wird elegante Hotels mit Kellnern und eine Strandpromenade mit gepudgten Modedämchen geben. Und Ihre unglücklichen Krabbenfischer — nun, sie werden einen äußeren Vorteil davon haben — ja, vielleicht. Gut, das geb’ ich zu und ich würde es ihnen ja auch von Herzen gönnen. Aber selbst wenn Ihre glänzenden Erwartungen erfüllt würden: wäre es ein Glück für Barlohe — und vor allem für die Parochie? Das bezweifle ich. Sehen Sie, und nun komme ich zu der Nebenbedeutung dieser Frage, die viel ernster und wichtiger ist als die Sache selbst. Sie entfremden durch eine solche Agitation Ihre Leute ganz einfach der Kirche! Und, gottlob, lebt hier bei Ihnen an der Küste — wenige Ausnahmen abgerechnet, wie Schwefing, Ohlsen und Konjorten — doch noch ein so kräftiges und kreuzbraves, so gottesfürchtiges Volk, daß Sie sich dessen von ganzem Herzen freuen sollten, lieber Amtsbruder. Ich kann Ihnen sagen: in den Städten kommt einen rechtschaffenen Gottesdiener oft das Grauen an. Also ums Himmels willen: erhalten Sie sich Ihre Leute so, wie sie sind. Führen Sie sie nicht in Versuchung.“

Heinz antwortete ihm Zug um Zug.

„Und führe uns nicht in Versuchung! — Nun,



Herr Superintendent, diese Vaterunserbitte war ja das Thema meiner Predigt bei der Kirchenvisitation im vorigen Jahr. Entsinnen Sie sich noch, Herr Superintendent? Damals führte ich aus: Dieser Bitte dürfe das Selbstvertrauen nicht fehlen (ich hatte so verschiedene drastische Beispiele für meine Fischer), und Sie waren gerade damit ganz und gar nicht einverstanden. Und so sag' ich auch jetzt wieder: es wäre ja Feigheit, mindestens aber ein Gefühl der Schwäche, wenn ich die Barloher vor jeder Berührung mit der Fremde ängstlich schützen wollte. Das moderne Leben mag ruhig seinen Einzug halten hier an der Küste. Vom Wasser her strömt ein kräftiger, frischer, gesunder Lufthauch zu uns herüber. Und ich stehe da, Hand in Hand mit meinen Barlohern, Schulter an Schulter mit ihnen. Sie kommen mit jeder, auch mit der kleinsten Sorge zu mir. Und sie wissen, sie können sich auf mich verlassen, so lange noch Blut und Atem in mir ist. Und umgekehrt bin ich ihrer gleichfalls sicher. Die Versuchung wird an sie herantreten so wie so, wenn nicht heute oder in fünf Jahren, so in zehn oder zwanzig Jahren. Ich weiß aber, daß meine Barloher fest und treu an der Kirche halten werden. Ich stehe dafür ein — vor Gott und aller Welt.“

„Und eben darum, um dieses Versprechen einlösen zu können, lieber Freund,“ warf Tettenbüll außer sich vor Erregung ein, „müssen Sie ihnen die Kirche selbst stets als das erste, das heiligste vor Augen halten — dürfen sie auch äußerlich nicht einer Spekulation hinopfern.“

„Herr Superintendent, im Gegenteil: ich weiß, das werden mir die Barloher nie vergessen, daß ich, der Pastor, der doch auch seinen Vorteil vom Neubau hätte — da, schon seiner eigenen Wohnung halber — daß ich ihren Wünschen, ihren Bitten, ihren Ideen in diesen schweren Tagen Verständnis entgegengebracht habe. Ein festes Freundschaftsbündnis ist gestern zwischen uns besiegelt worden. Und es hat damit keine Lauheit eingesetzt. Nein, wir halten keine Freundschaft, die die Fehler kupplerisch vertuscht: wir haben allesamt das Visier hochgeschlagen und Aug' und Stirn frei dem Licht der Wahrheit zugewandt. Ich bitte Sie: lassen Sie mich mit meinen Barlohern allein fertig werden, Herr Superintendent. Ich fühl's, daß dies der richtige Weg ist — ich weiß es.“

Es arbeitete gewaltig in der Brust des alten Herrn. Er war ganz unglücklich darüber, daß sein ehemaliger Schübling sich seinem väterlichen Einfluß so plötzlich entzogen hatte.

„Was sind das für Theorien! Sie sind ja ein Schwärmer, liebster Timm! Mein Gott, wenn Ihr Vater noch lebte! Der war mir ja gewiß nicht immer fest und streng genug — aber er stand doch wenigstens mit beiden Füßen mitten im praktischen Leben drin. Nein, was der sich wundern würde — was der sich wundern würde. Sie rechnen da mit Idealmenschen, Liebster. Das sind aber selbst Ihre verehrten Barloher nicht. Dankbarkeit? Du lieber Himmel! Sie werden Ihnen hinterher Ihre Nachgiebigkeit bloß

als Schwäche auslegen. Und die Kirche, das Ansehen der Kirche erleidet Schaden darunter.“

„Herr Superintendent — ich habe ja nur mein Vertrauen, meinen Glauben dagegen anzuführen; aber beides ist unerschütterlich.“

„Ja, ja, das glaub' ich Ihnen gern, lieber Freund. Aber Sie bedenken eines nicht in Ihrem jugendlichen Ungestüm: daß die Sache zu ernst, zu gefährlich ist, als daß wir experimentieren dürften. Das müssen Sie doch einsehen. Ein Pastor, der gegen den Bau von Kirchen predigt. Ei, Sie werden mir doch zugeben, Liebster, daß es einfach ein Unding ist. Sie haben ja die besten Motive — natürlich — aber lassen Sie's 'rumkommen, in andere Gegenden, in denen man die Verhältnisse nicht kennt, Sie nicht kennt, mich nicht kennt . . . Lassen Sie bloß eine einzige Zeitung die Sache aufgreifen. Wie immer ihre Richtung sein mag und wie immer sie Ihr Vorgehen beleuchtet — es würde einen heillosen Sturm geben.“

„— Dem werde ich ruhig entgegensehen!“

„Ja, Sie, das glaub' ich. Und, gottlob: ich weiß mich meiner Haut auch zu wehren. Aber unsere geliebte Landeskirche kann durch all so was einen empfindlichen Schlag bekommen. Und das wollen Sie doch ganz gewiß nicht. Denken Sie doch nur, wenn da ein Blatt in Ost, Süd oder West schriebe: ‚Possierliche Zustände müssen da oben bei den alten Dithmarschen herrschen, im Ephorat eines gewissen Superintendenten Tetenbüll, in der Parochie des jungen Pastors Heinrich Timm . . .!‘ Und so weiter mit



Spott oder Entrüstung oder Trara! Nein, nein, nein, liebster Freund, Sie haben sich da in einen gewissen Fanatismus hineingeredet, haben sich von Gott weiß wem den Kopf, das Herz heiß machen lassen. Aber es ist ungesund, Liebster. Glauben Sie mir altem Manne: es ist ungesund.“

Er ging mit hastigen Schritten in dem kleinen Raume auf und nieder und wischte sich die Stirn.

„Sie haben mir's selbst ordentlich warm gemacht. Ich erhöhe mich, weil ich wohl herausmerke, wie Sie fühlen: daß Sie's für besonders gut und edel halten, so selbst gegen den eigenen persönlichen Vorteil einer Ueberzeugung Nachdruck zu erschaffen; und weil es mich quält, einen Menschen, der mir so wert ist wie Sie, in seinem blinden Enthusiasmus in die Irre rennen zu sehen. Da muß ich eben eingreifen, da muß ich. Und wenn Sie mir auch böse werden, liebster Freund, ich bin es Ihnen, ich bin es mir — und unserer gemeinsamen Kirche schuldig, Sie auf dem rechten Weg zu halten, und sei's schließlich mit Härte und Strenge.“

Heinz hatte seine volle Ruhe und Festigkeit wiedergefunden. Alles prallte an ihm ab; er ließ sich nicht mehr wankend machen. Sein Auge leuchtete — seine Brust war hoch geschwellt — etwas Sieghaftes lag in seiner ganzen Haltung.

Tetenbüll überlegte hin und her. So peinlich es ihm selbst war, er sah schließlich ein: er mußte jetzt einen sehr heißen Punkt berühren, um seinen jungen Freund über seinen Irrtum vollends aufzuklären. Er

war sonst nicht gerade zartfühlend; aber der junge Pastor stand seinem Herzen nahe, näher, als er es ihm je zu erkennen gegeben hatte, denn er war aufrichtig stolz auf ihn als den ernstesten, prächtigsten Geistlichen seines ganzen Ephorats.

„Es ist ein neuer, fremder Einfluß, der Sie Ihrer früheren echt christlichen Schlichtheit abwendig gemacht hat, lieber junger Freund. Ein moderner, Sie verwirrender Einfluß. Und um so gefährlicher ist er, als er von einem jungen schönen Weib ausgeht. Sie sind verliebt. Ehrlich und offen, Pastor Timm: hab' ich das Rechte getroffen?“

Heinz war emporgesahren. Das Blut schoß ihm in die Schläfen, in die Wangen. Es empörte ihn, daß der Klatzsch sich seines heiligsten Herzensgeheimnisses bemächtigt hatte, und daß nun gar der Superintendent da gewissermaßen Rechenschaft von ihm fordern wollte. Hätte der alte Mann nicht in so bewegendem, fast flehendem Ton zu ihm geredet, er würde ihm stolz und zugleich tief verletzt die Befugnis, sich hier einzumischen, abgesprochen haben.

Er bedurfte der Sammlung, bevor er gemäßigt antworten konnte. Aber seine Stimme zitterte noch immer merklich, als er endlich stoßend vorbrachte:

„Ich bin — unsagbar glücklich, Herr Superintendent, ein Weib gefunden zu haben, das mich so in jeder Hinsicht versteht — und mich zugleich ergänzt. Ja, Herr Superintendent, Frau Brügge und ich, wir haben miteinander einen Bund fürs Leben geschlossen. Wir gehören fortan zu einander — untrennbar. Und

wenn es denn einer Erklärung noch bedarf: ja, wir haben beide für unser Handeln, Fühlen und Denken ein einziges großes Prinzip aufgestellt: Wahrhaftigkeit um jeden Preis.“ Er atmete tief auf und fuhr sich über Stirn und Augen. „Wenn Sie das einen gefährlichen, modernen, unchristlichen Einfluß nennen wollen — mir scheint, es ist der beste, den ein Mensch auf den anderen ausüben kann — und er verträgt sich mit keiner Religion so gut als wie mit dem Christentum.“

Tetenbüll hatte sich auf das kleine Ledersofa gesetzt und betrachtete den jungen Mann eine geraume Weile ernst und schweigend. Die Erinnerung an eigene Kämpfe der Jugend mochte in ihm aufsteigen. Als er wieder zum Pastor sprach, klang seine Stimme erheblich milder. Erst gegen Schluß seiner eindringlichen Rede geriet er wieder in größeres Feuer.

„Mein lieber, junger Freund — ich kenne Ihre Verlobte nicht persönlich, hab' sie noch mit keinem Auge gesehen — und doch vermesse ich mich, Ihnen zu sagen: Glück hat sie Ihnen mit dieser fanatischen Forderung nicht ins Haus gebracht. Verstehen Sie mich wohl. Ich bin kein Verteidiger leichter, bequemer Kompromisse, bin auch nicht für Duckmäuserei und Vertuschungspolitik. Wie Sie wissen, hab' ich eins mit Ihrem Vater gemein gehabt: wir konnten mitunter in unserer Wahrheitsliebe bei aller Christlichkeit sacktiedegrob werden. Aber das Lebensideal, das Sie sich in Gemeinschaft mit Ihrer Auserwählten da aufgestellt haben, ist ein zweischneidig Schwert. Wie



immer Sie's anfassen mögen — es muß verwunden. Es gibt nämlich neben dieser innerlichen Pflicht, die Ihre Richtschnur sein soll, noch eine äußere. Und diese äußere ist hier: Ihr Amt. Sehen Sie, und darin erblicke ich Unheil für Sie: diese Fremde kommt aus einer ganz anderen Welt in die Ihre hineingeschnitten. Sie versteht Sie selbst vielleicht — aber nicht Ihre Umgebung. Vor allem kennt sie den Kreis Ihrer Berufspflichten nicht. Da wird es also zu ewigen Konflikten kommen. Sie sind nicht nur ein Diener Gottes, sondern auch ein Diener der Kirche. Und dienen heißt: gehorchen. Sie wissen, wie man gehorcht, ohne sich als Sklave zu fühlen. Ihr guter Vater hat Ihnen ein Beispiel gegeben. Und ich denke, ich alter Mann thu's auch. Ich handle nie gegen mein Gewissen. Aber mein Gewissen kennt eben nur die Forderungen der Kirche. Das muß uns Pfarrersleuten durch Geburt, Ueberlieferung, Erziehung und Beispiel im Blut, im Herzen, in jeder Faser eingewurzelt sein — sonst kämen wir ja aus den Zweifeln, aus dem Imfinstern-tappen gar nicht heraus. Und drum gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rat: Wählen Sie nur eine Lebensgefährtin, die Ihre verantwortungsreiche Sphäre kennt!"

Er holte erschöpft Luft, da er ein bitteres Lächeln auf des Pastors Lippen austauschen sah.

„Mein Entschluß steht selbstverständlich so fest, Herr Superintendent, daß in der Hinsicht jede — auch die bestbeabsichtigte Mahnung oder gar Warnung — überflüssig ist.“

„Timm! Brausjekopf! . . . Das war von mir nicht als Ihrem Herrn Superintendenten gesprochen; den geht Ihre Verlobung, Ihre Heirat vorläufig nichts an — so schmerzlich es ihm sein wird, daß der junge Pastor von Barlohe in der Hinsicht seiner Gemeinde nicht auch ein — na, sagen wir, mehr bürgerliches Muster gibt. Ich darf mir als Ihr bejahrter Freund aber ein herzliches, offenes Wort schon eher erlauben als Ihr Vorgesetzter, meine ich. Und darum fahre ich fort: wenn Sie schon eine Frau aus solch fremdem Kreise in Ihr Pfarrhaus einführen wollen, dann liegt Ihnen eben auch die ernste Aufgabe ob, sie zu aller- nächst die höchste Pflicht der Diener Gottes und der Kirche durch Ihr eigen Beispiel zu lehren: Demut und Gehorsam!“

„Demut und Gehorsam!“ wiederholte Heinz tonlos. „Liegt denn eine Hoffart und eine Auffässigkeit in meinem Handeln? Thu' ich denn etwas anderes, als was meiner innersten christlichen Ueberzeugung entspringt?“

„Lieber Freund — ja. Ihr Auftreten von gestern abend streift hart daran, daß — nun, daß ich eigentlich amtlich gegen Sie einschreiten könnte. Aber das widerstrebt mir; ich will immer noch annehmen: der Festlärm, eine äußere Erregung, diese bewusste innerliche Gefühlsbewegung haben da mitgewirkt — und wenn Sie hernach wieder die Kanzel besteigen, werden ernstere, ruhigere Worte das vergessen machen oder wenigstens einschränken, wozu Sie sich gestern abend an anderem Orte etwas unüberlegt haben hinreißen lassen.“

Der Pastor sah den Sprecher erschrocken, ja entsetzt an. „Ich — sollte — gewissermaßen . . . widerrufen!“

„Ja, das erwarte ich von Ihnen. Im Gespräch mit Ihren Leuten hier hab' ich's Ihnen auch schon erleichtert — Ihre Hörer vorbereitet . . .“

Heinz wich vor dem Superintendenten schier ängstlich zurück. „Ich — — verstehe noch immer nicht — —“

„Liebster! Sie müssen mich verstehen — und recht verstehen! Ich meine es gut mit Ihnen — vertrauen Sie mir doch! . . . Das war eben einfach eine kleine Entgleisung gestern, nicht wahr? Und Sie werden den Mut haben, Ihren Fehler zu bekennen. Ich mache ja auch Fehler, jeder, auch der ehrlichste Mensch irrt zuweilen — na, und unfehlbar wollen Sie ganz gewiß nicht sein . . .“

„Herr Superintendent — ich sollte vor meine Gemeinde hintreten und . . . Nein, das können Sie nicht im Ernst von mir glauben!“ Heinz rief es in solcher Erregung, daß ihm eine Art innerlichen Weizens die Stimme verschleierte.

„Brausekopf! Sie Brausekopf!“

Tetenbüll nahm seine unruhige Wanderung wieder auf. Plötzlich blieb er vor dem jungen Geistlichen stehen und sah ihn ernst und eindringlich an.

„— Es ist nichts weiter als ein bißchen liebe Eitelkeit, bester Timm, was Sie davon abhält. Gehen Sie's nur. Sie genieren sich — — vor ihr.“

Schwer atmend stand Heinz dem alten Mann gegenüber. „Ja, ich würde ihr nicht mehr in die Augen



zu sehen wagen — und ich würde mich vor mir selbst in Grund und Boden schämen. Das wäre ja Fahnenflucht, Feigheit. Und die Barloher brauchten dann auch nicht so viel Achtung mehr vor ihrem Seelsorger zu haben.“

„Ihre guten Barloher, Freund Timm,“ sagte Tetenbüll lächelnd, „haben vom gestrigen Abend noch so schwere Schädel, daß die Erinnerung an Ihr Auftreten bei ihnen allen in einem ziemlich dicken Nebel steckt. Davon hab' ich mich selbst überzeugt. Und — notabene — wäre denn ein ehrlicher, offener Rückzug etwas so Schimpfliches? Sie geben Ihrer Gemeinde damit doch nur ein gutes Beispiel von unbedingtem Gehorsam.“

„Nein, nein, nein — ich kann nicht, ich kann das nicht!“

„So will ich's Ihnen vor sich selbst — und vor ihr, Freund Timm, denn darauf kommt's Ihnen doch hauptsächlich an — erleichtern: Ich befehle es Ihnen!“

„Das ändert — nichts an meiner Ueberzeugung, Herr Superintendent.“

Tetenbüll erfaßte die beiden Hände des jungen Mannes. „Ja, Liebster, was ist denn nur in Sie gefahren? Zum Guten reden lassen Sie sich nicht — befehlen lassen Sie sich auch nicht mehr? Das ist meines alten Freundes Timm sonniger, frischer, lieber Junge? . . . Und wenn ich nun zu Ihnen komme nicht als strenger Vorgesetzter, bloß so als weißhaariges Kirchenoberhaupt, das erfahrener ist als Sie und das

schon weiter hinaus denken gelernt hat als Sie, und Sie bitte: thun Sie mir doch die Liebe an und bereiten Sie mir auf meine alten Tage nicht solchen Kummer! Will ich denn etwas anderes als meiner innersten Ueberzeugung Rechnung tragen? Halten Sie mich für hinterlistig oder für unverständlich oder für intrigant oder hitzköpfig?"

„Herr Superintendent — ich sehe es ein — Sie können nicht anders handeln. Ich weiß auch, ich dürfte es Ihnen nicht einmal verargen, wenn Sie amtlich über mich berichteten — ich erkenne Ihren Standpunkt ja durchaus als berechtigt an, ich ehre ihn, — aber ebenso flehentlich bitte ich Sie: lassen Sie mir den meinen! Ich — ginge daran zu Grunde, wenn ich mich da beugen müßte!“

Der Superintendent gab endlich ganz erschöpft den Kampf auf. So eigensinnig hatte er sich den jungen Geislichen denn doch nicht vorgestellt. Er war ganz erschüttert davon, den jungen Mann auf einem solchen Irrweg zu sehen, ohne ein Machtmittel zu finden, ihn auf den rechten Pfad zurückzuführen. Wie mächtig, wie unausrottbar schien doch der Einfluß der Fremden auf ihn zu sein. Er haßte diesen Eindringling nun, der so verhängnisvoll in den geistigen und seelischen Frieden seines Schütlings eingegriffen hatte.

„Lieber Freund,“ sagte er, schon im Begriff sich zu verabschieden, in einem gewissermaßen schließenden Tone, „ich habe mir redliche Mühe gegeben, Sie eines Besseren zu belehren; nun handeln Sie, wie's Ihnen

gut dünkt. Aber das eine vergessen Sie nicht: Sie kränken mich so tief — wie ich überhaupt noch nie getroffen worden bin. Ich habe von jeher alles gethan, alles, was in meinen Kräften stand, um Ihnen aufzuhelfen, innerlich und äußerlich, habe eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu Ihnen gehabt — und Ihnen vielleicht auch bewiesen — und habe stets das innigste Vertrauen in Sie gesetzt. Sie wissen, wie schwer es seiner Zeit gehalten hat, Ihr Stipendium in Kiel durchzusetzen. Ich hatte es Ihrem Vater aber zugesagt, für Sie zu sorgen, weil Sie mir schon als Junge so sympathisch, so lieb waren. Ich reiste also eines schönen Tages selber hin — und verschaffte Ihnen die Möglichkeit zu studieren, ohne daß Ihr Vater weiter tief in die Tasche zu greifen brauchte. Sie kamen dann später einmal und baten für den Christel, der sollte gleichfalls eine Freistelle erhalten, — ich sprang abermals sofort in die Bresche für Sie. Nun spielt das mit der Freyendankstiftung. Sie wissen ja: ich soll das reichliche Legat einem jungen Theologiestudierenden — den freien Platz im Witwenheim einer bedürftigen Pfarrershinterbliebenen bewilligen — und zwar sollen's die Angehörigen der würdigsten Geistlichenfamilie sein, die ich kenne, nach bestem Wissen und Gewissen. Lieber Timm — bisher galten Sie mir trotz Ihrer Jugend als der, dessen Haus da in erster Reihe in Betracht kommen mußte. Ich hätte Burgen auf Sie gebaut. Und wie jammervoll zerfällt das alles vor meinen Augen! . . . Es bedurfte da also bloß des Dazwischenkommens von einem hübschen,



jungen Weib, das Ihnen den Kopf verdreht, und Sie — — blamieren mein Vertrauen, meine ganze sonnige Hoffnung! Das thut mir weh, sehr weh, lieber Freund! Und ich wünsche Ihnen nur, daß Sie, wenn Sie mal so alt und morsch geworden sind wie ich, nicht auch noch solch bittere Enttäuschungen zu erleben haben!“

Heinz rang mit sich. Er war fast weich geworden von dem bekümmerten Ton des alten Geistlichen. Er sah ja ein, daß Tettenbüll von seiner Stelle aus nicht anders über ihn urteilen konnte — und doch schmerzte es ihn so unsagbar tief . . .

Plötzlich aber fuhr ihm ein schreckhafter Gedanke durch den Kopf.

„Mit anderen Worten, Herr Superintendent,“ stieß er fast atemlos hervor, „wenn ich nicht widerrufe, so — so erscheine ich Ihnen auch nicht mehr würdig genug und geeignet, um — um . . .“

„Um meine Fürsprache auch fürderhin zu finden?“ fiel Tettenbüll erregt ein. „Nein, Pastor Timm, allerdings nicht. Ein Geistlicher, der nicht Gehorsam, nicht Demut kennt, der um einer verliebten Regung willen, der, um in den Augen einer erzentrischen jungen Dame groß dazustehen, sogar das kirchliche Wohl seiner eigenen Gemeinde aufs Spiel setzt, den halte ich nicht für den würdigsten meines Ephorats. Da kenne ich ein paar alte rechtschaffene Grauköpfe, die sich ebenso kümmerlich durch die Welt schlagen wie Sie, und die diese Zuwendungen für einen makellosen Lebenswandel ehrlicher verdient haben als Sie.“

Heinz wollte wie bittend die Hände ausstrecken, aber sie fielen ihm schlaff nieder.

„Sie treffen damit andere mehr als mich — Sie treffen meine Mutter — meinen Bruder . . . meinen armen Bruder . . .“ Seine Stimme geriet ins Schwanken.

„Gut, — so zeigen Sie, daß Sie Opfer bringen können, Timm.“

„Damit Sie mir Wohlthaten erweisen?“ stieß Heinz nun wieder bitter hervor.

„Nein, damit ich wieder an Sie glauben kann!“

Schweigend standen sie danach eine Zeitlang einander gegenüber. Tetenbüll zog endlich die Uhr. Es war kurz vor Neun. Er trocknete sich die Stirn, den Nacken, die Augensäcke. Die Unterredung hatte ihn mächtig angegriffen. Er mußte um ein Glas Wasser bitten, bevor er das Haus verließ.

„Ich halt's nicht länger aus, ich muß jetzt ins Freie, ans Meer hinaus!“ sagte er matt. „Nun, und Sie bedürfen selbst der Sammlung, der Erholung für Ihre Predigt. Halten Sie ernstlich Zwiesprache mit sich, bevor Sie die Kanzel besteigen. Ich werde da sein und Sie hören. Denken Sie daran, Timm: Ich werde da sein und Sie hören . . . Und nun — Gott mit Ihnen, junger Freund!“

Gebeugt verließ der Superintendent das Pfarrhaus. Der Großmutter des jungen Pastors, die unruhig in der Veranda gewartet hatte, ließ er im Vorbeigehen nur einen stummen Gruß zukommen. Er konnte jetzt mit niemandem mehr reden.

Wenn er alles für möglich gehalten hätte — an eine solche Verirrung, an eine solche Undankbarkeit seines Schütlings, seines Lieblings hätte er nie und nimmer geglaubt!

Und solchen Verrat um eines fremden Weibes willen, das der Unglückliche, Verirrte vor acht Tagen noch nicht gekannt hatte! . . . Der opferte er Ruhe und Frieden, Dankbarkeit und Gehorsam gegen die Kirche und die Oberen, der opferte er die eigene Wohlfahrt und die seiner Verwandten blindlings hin!

. . . O, das war eine bittere Enttäuschung, die er da heute erlebt hatte!

Seufzend schlug der alte Geisliche den Weg nach dem Strande ein.

---



X.

Zu einer Sammlung kam's nun nicht mehr.  
Ein wahrer Sturm ging durch die Brust des  
jungen Pastors.

Das Wohl und Wehe seines ganzen Hauses hing  
von der Gnade Tetens' ab. Auch sein eigenes,  
sein persönliches Schicksal. Denn wenn er für Christian  
und die Mutter sorgen mußte, dann war es ja auf  
lange, lange Jahre hinaus ganz ausgeschlossen, daß  
er einen neuen Hausstand gründete.

Er hatte nie an sich selbst, an sein eigenes Be-  
hagen gedacht — willig hatte er sich alle Wünsche ver-  
sagt, auch in den tausend Kleinigkeiten des täglichen  
Lebens — und er hatte die vielen Opfer freudigen  
Sinnes gebracht.

Nun traf es ihn aber doch mit schwerer, eiserner  
Faust tief ins Herz hinein: er sollte Margareten ent-  
sagen!

Nein, nein — entsagen konnte er nicht mehr.  
Dann hätte ja das Leben gar keinen Wert mehr für  
ihn. Er rang mit sich — er quälte sich — er ver-  
zweifelte.

... Wie in aller Welt konnte er sein einziges,

großes Glück retten! Er beehrte Margarete mit einer Leidenschaft, die er nie in sich geahnt hatte. Jetzt, wo er voll grausamen Schrecks sich vor ihrem Verlust sah, erkannte er mit scharfer Klarheit, daß sein Dasein einen wirklichen Inhalt erst besaß, seitdem sie in sein Leben getreten war.

Tetenbüll konnte nicht ahnen, vor welcher furchtbaren Entscheidung er ihn gestellt hatte.

Gehorsam, Widerruf bedeutete für ihn — und für Margarete — ebenso den Tod ihrer Liebe, wie die Ungnade Tetenbülls ihnen das Eingehen der Ehe unmöglich machte.

Welche Wahl blieb ihm?

Eine einzige Möglichkeit gab es vielleicht noch, wenigstens die materielle Seite der Zukunftsfrage zu ordnen: wenn die Großmutter ein Einsehen haben — und ihn in der Unterstützung der Geschwister einigermaßen entlasten wollte! Sie war nicht unvermögend, sie hatte seit dem Tag der Verheiratung ihrer Tochter im Pfarrhaus gelebt, ohne ihr damals allerdings noch kleines Kapital je anzugreifen. Mit Zins auf Zins hatte es sich inzwischen verdreifacht. Er wollte selbst ja gern auf jeden Anteil am Erbe verzichten; aber sie sollte das, was sie seinen beiden Brüdern für ihren Todesfall zugebacht hatte, jetzt schon herausgeben — für ihre Erziehung, für Christels Studium . . .

Er stand plötzlich vor ihr — im Wohnzimmer, in der offenen Berandathür. In fieberhafter Aufregung hatte er seine Stube verlassen.

Die Alte befand sich in erregtem Gespräch mit

Karl und Christian. Der Primaner war soeben vom Hafen heraufgekommen. Er war blaß. Er zitterte. Er war am Wasser dem Superintendenten begegnet — hatte mit dem ein gar ernstes Gespräch gehabt.

Ratlos, verzweifelt, schluchzend stürmte der arme Junge mit der Botschaft heim: er werde voraussichtlich das Legat nicht bekommen — Tetenbüll hatte es ihm soeben deutlich zu verstehen gegeben!

Nun fand eine aufgeregte Scene statt.

Heinz kam gar nicht erst dazu, der Großmutter seine Bitte vorzutragen. Voll Groll und Erbitterung ließ sie sich aus: sie wisse wohl, wer all das Unglück und die Unruhe und den Unfrieden übers Haus gebracht habe. Seit der Herkunft dieser Fremden sei der Pastor wie umgewandelt — sogar aufrührerische Reden habe er gestern geführt — er lehne sich gegen Gott und die Obrigkeit auf, ja, das sage sie, die nun schon die zweite Generation in einem Pfarrhaus heranwachsen sehe und die zu ihrem tiefen Kummer bemerke, wie er sich in seiner blinden Verliebtheit von der koketten Frau da aufheben und zu Sünde und Uebermut und Unglauben verführen lasse. Und Tetenbüll thue bloß seine Pflicht, wenn er einen so aufständischen Geistlichen maßregele.

Eifrig kalt lief es dem jungen Pastor bei diesen Worten über den Rücken.

Er wußte, daß er die Großmutter nun und nimmer zu einem besseren Glauben würde bekehren können; aber vor seinen Brüdern wenigstens — Eve war nicht daheim — wollte er sich, wollte er Margarete, seine



Liebe zu ihr und ihr gemeinsames ideales Bündnis rechtfertigen.

Rückhaltlos also berichtete er — und er schloß mit einer Schilderung des Gesprächs, das er vor kurzem mit Tettenbüll gehabt und in dem der Superintendent ihm angekündigt hatte, daß er seine Hand von ihm ziehen müsse, wenn er hernach von der Kanzel herab nicht in irgend einer Form widerrufen würde, was er gestern drüben in der Festversammlung gesagt hatte.

Eine schwüle Stille trat ein, nachdem er zu Ende gesprochen. Nur die alte Benebek ließ sich endlich weinerlich vernehmen: „Jewoll, dahin muß 's kommen. Damit nur ja die arme Christine, eure Mutter, man kein ruhiges Plätzchen nich für ihre alten Tagen findet. So gut versorgt wär' sie da gewesen, im Stift. Und ich hätt' den Kleinen zu mir genommen, damit der Jung doch 'ne richtige Pflieg' gehabt hätt'. Nu, euer Herr Pastorhr muß ja woll wissen, was für euch gut is. ‚Väterchen‘ habt ihr ihm stets genannt. Jä, das is schon väterlich, so aus purem Troß 'ne ganze Familie um Glück und Segen bringen. Bloß wegen so eine. Aber is der so — denn bin ich eben so. Ich geh' fort; und was mir gehört, geht mit. Jewoll. Wär's 'ne andere gewesen, die er heiraten will, denn hätt' ich meinswegen die ganze Einrichtung hier im Haus gelassen. Drei Stand Betten hab' ich noch oben zu liegen. Und 'n Berg Leinwand — selbst gesponnene — kein gekauftes Zeug. Aber so — für die — da hab' ich gar nix über, gar nix. Ich zieh' nach die

Kreisstadt. Da kann ich mir ja einfach in 'ne Leibrente einkaufen. Der Agent, der neulich da war, von der Versicherung, der sagt — wie 'ne Prinzess könnt' ich leben für mein Geld, wenn ich's so anlegen wollt' . . .“

Dem Pastor riß endlich die Geduld. „Großmutter, ich hab' noch nie nach deinem Geld gefragt. Ich will für mich auch nie etwas davon haben . . .“

„Kriegst du auch nich, mein Jung, kriegst du auch nich. Etwa, damit du nur ja schnell deine Geschiedene da heiraten kannst? Soll mich der und jener bewahren. Der Superintendent sagt selbst: das is ganz einfach was Unmoralisches, verstehste, sagt er!“

„Barmherziger Gott!“ stöhnte Heinz auf, die Hände vors Antlitz schlagend.

Die Brüder quälte seine Verzweiflung. Selbst Karl, der in stark verkaterter Stimmung war und erst allmählich Verständnis erlangte für das, was Tetenhüll eigentlich von dem Ältesten wollte, ging aus sich heraus.

„Großmutting, sieh mal, da thust du nu aber doch unrecht, mein' ich, daß du so über Väterchen red'st. Er is doch gewissermaßen auch 'n Mensch und kann doch nich bloß für seine Geschwisters leben. Sein Unglück willst du doch auch nich. Du thust man nur so brummig — und im Grund denkst du ganz anners. Dir kenn' ich doch, Großmutting. Wenn er sie doch nu 'mal liebt. Du warst doch auch 'mal jung. Und Mutter auch. Und Vater. Und du hast damals auch nich wollen, daß Vater Mutting zur

Frau kriegt. Vielleicht is das noch 'n Glück, daß die schöne Frau Brügge ihn mag. So gebildet und — na, überhaupt. Das is hier doch so 'n elendes Nest, das Barlohe. Tja, wenn er in Hamborg 'ne Stell' hätte, denn wäre das ja ein ander Ding — der Heinrich mit seinen hellen Kopf . . .“

Er genierte sich wie immer, wenn er 'mal wärmer aus sich herausging, und schwieg.

Heinz stand am Fenster. Er hatte die heiße Stirn an die Scheibe gelehnt und blickte düster und gramvoll in den sonnenhellen Morgen hinaus. Vielleicht hörte er gar nicht mehr hin auf das, was die anderen besprachen.

„Gut, meinswegen,“ ließ sich die Alte wieder erregt vernehmen, „schließlich — mit der Heirat, da is das ja seine Privatsach'. Aber anners is es mit eurer Mutter und dem Wolfgang. Und für den Christian hat er doch immer so viel übrig gehabt — der muß' partout aufs Gymnasium, der Jung, — und jetzt is alles plötzlich Eßig und er rührt nich 'n Finger?“

„Ja, wenn Tetenburg man nu nich will!“ meinte der Commis etwas eingeschüchtert. „Schwefing sagt's ja immer: der is nie ganz so, wie man ihn braucht, der Herr Suprendent.“

„Er sollte ihm bloß gehorchen, wie's einen Pastorh zukommt, der doch in all und jedem ein gutes Beispiel geben muß. Dann wär' ja gleich alles gemacht. Dann wär' auch Tetenburg sofort anners. Und eurer Mutter ging's dann gut — seine Geschwister würden aufs beste versorgt — na, und schließ-



lich: denn könnte er ja heiraten! Sogar seine Geschiedene! Wen er will!“

Die Brüder schwankten noch immer. Christian hing mit schwärmerischer Liebe an Väterchen; er konnte es nicht glauben, daß Heinz nur aus Troß, aus starrem Eigensinn sich dem Superintendenten nicht beugen wollte.

Der Pastor erpähte jetzt die bittende, verzweifelte Miene des Primaners. Noch einmal gab er seinen innersten Empfindungen Ausdruck. Er wandte sich zumeist an Christian, bei dem er das größte Feingefühl und von allen seinen Verwandten das tiefste Verständnis für seine inneren Kämpfe voraussetzte.

Mit herzbewegenden Worten suchte er dem jungen Bruder die ganze Grausamkeit dieses Konfliktes verständlich zu machen.

Zum Schlusse sagte er: „Aber du sollst nicht darunter leiden, Christel, daß ich den Fehdehandschuh aufgenommen habe. Ich werde für dich sorgen — ich ganz allein. Und auch Mutter, auch Wolfgang sollen hier bei mir bleiben. Ich seh's ja ein: ich hab' das Recht noch nicht, mir so ein großes Glück vom Himmel schenken zu lassen. Aus eigener Kraft erst muß ich's aufbauen Stein um Stein. Kann ich sie auch nicht in mein Haus führen, — ein innerer Sieg bleibt mir doch — ein innerer Sieg!“

Er machte einen hastigen Gang durchs Zimmer. Dann blieb er vor Karl stehen, nahm dessen Hand und drückte sie fest.

„Du, alter Junge, wirst ja auch ohne mich im

Leben fortkommen. Ich kann dir ja leider Gottes nichts weiter bieten — als ein ehrliches Beispiel. Aber das gelobe ich dir in die Hand, Junge, und das muß der einzige Zehrpfennig bleiben, den ich dir auf deinen Lebensweg mitgeben kann: nie wirst du mich etwas Schlechtes thun sehen! Wenn du an Väterchen zurückdenkst, draußen im Leben, in der Großstadt, in den tausend Verführungen, so soll dir das ein steter Ansporn sein: dein Bruder hat seinem Glück lieber entsagt, als daß er sich selbst untreu geworden wäre!“

Dann wandte er sich wieder an den Primaner. „Aber du, Kleiner, sollst studieren. Ebenso wie Wolfgang, wenn der mal das Zeug dazu hat. Trotz Tetenbüll — und trotzdem Großmutting ihr Herz und ihr Portemonnaie uns nicht öffnen will. Und ich meine: mit Gottes Segen und mit Fleiß und heißem Ehrgeiz wirst du's auch mal dahin bringen, daß du von der Kanzel herunter Verkündiger der Wahrheit — nur der lautersten Wahrheit — wirst! . . . So, Jungens, und nun steinigt mich dafür, daß ich Tetenbüll seinen Willen nicht thun werde! . . . Oder wollt ihr mich nicht mehr verdammen?“

Die hellen Thränen rannen den beiden Burschen über die Wangen. Christian hatte sich laut aufschluchzend in seine Arme geworfen. Karl schämte sich seiner Zähren. Er schnüffelte, räusperte sich, brummte, endlich brach er aber los:

„Väterchen, der Teufel soll mich holen, wenn ich je im Leben die Stunde vergeße!“

Und nun überwand er seine Genierlichkeit doch

noch und stürmte gleichfalls auf den Bruder los. Zu dritt hielten sie sich so, bis sie ins Schwanken kamen und mit einem seltsam schluchzenden Lachen voneinander ließen.

\* \* \*

Für Margarete schlug die Abschiedsstunde.

Sie hatte sich den Wagen auf elf Uhr bestellt, um mit dem Zwölfuhrzug den Anschluß an die Marschbahn zu erreichen. Dann war sie in der Dämmerstunde in Hamburg — und noch vor Mitternacht in Berlin.

Aber so strahlend und zukunftsicher wie gestern abend und wie heut morgen, als sie den Pastor am Strand erwartet hatte zu einem letzten gedankenvollen, stimmungsvollen Marsch am Wasser hin, war sie nicht mehr.

Die Ankunft Tettenbülls beunruhigte sie. Sie ahnte, daß Heinz durch seinen Vorgesetzten in einen neuen herben Konflikt mit sich selbst hineingezerrt werden würde. Wenn sie doch noch hätte dableiben können, um dem Geliebten in der schweren Stunde beizustehen. Sie vertraute ihm ja felsenfest — aber sie wußte, daß es ihm leichter sein würde, den Sieg zu erringen, wenn er sie an seiner Seite sah.

Sein Gewissen hatte er sie genannt. O, seit gestern war's ihr aber klar, daß sie ihm noch viel, viel mehr sein konnte. Sie war ein Stück seines Herzens — wie er ein Teil ihrer Seele.

Abschiedsweh erfüllte sie mehr und mehr, je näher die Trennungsstunde kam.



Ihr Gepäck war schon vor die Thür geschafft — sie trug nur den Blumengruß des Geliebten in der Hand.

Nun trat sie zum letztenmal drüben ins Pfarrgärtchen ein.

Kathrin kam in die Küchenthür. Großmutter sei schon mit dem Gesangbuch fort, berichtete sie umständlich, denn es sei ja bald Kirchzeit; und die „Jungens“ zögen sich gleichfalls droben in ihrer Kammer für den Kirchgang an. Aber der Pastor — der sei noch in seiner Studierstube. Bloß Eve befinde sich wohl bei ihm.

Schon ein paarmal war sie im Lauf der Woche hier eingetreten, ohne sich anmelden zu lassen. Auch jetzt durchschritt sie die Veranda ohne Bedenken.

Wenn Heinz noch mit Memorieren beschäftigt war, wollte sie ihn nicht stören. Hörte er ihr Eintreten nicht gleich, so wollte sie sich für ein Weilchen ans Fenster setzen, an dem sie so manchmal mit ihm in ernstern Gesprächen geweilt hatte, und ihn still erwarten.

Aber von nebenan hörte sie ein heiseres, erregtes Flüstern, eine wimmernde Stimme, die ein paarmal umschlug . . .

Und plötzlich ward die Thür aufgerissen und Heinz stürmte heraus.

Sie entsetzte sich über sein Aussehen. Seine Züge waren verzerrt — heftische Röthe stand auf seinen Wangen, während das übrige Antlitz totenbleich war — wie irr starrten seine Augen ins Leere.

Er schreckte zurück, als er die fremde Gestalt inmitten des Zimmers sah, die er gegen das vom Fenster hereinbrechende helle Licht nicht sofort erkannte. Plötzlich aber ging es wie eine krampfhafte Erschütterung durch seinen Körper — er stieß Margaretes Namen in verzweiflungsvollem Tone aus — stürzte auf sie zu, umfing sie — und sein thränenüberströmtes Antlitz an sie pressend, sank er laut aufschluchzend vor ihr nieder.

„Ach, Margarete — das drückt mich nun ganz in den Staub — ich bin so elend, so elend . . .“

Sie wollte ihn emporheben, umklammerte ihn voll Sorge und Teilnahme, beschwor ihn, sich zu fassen, ihr zu erklären — er weinte sich in ihrem Schoße aus wie ein Kind.

Die Thür hinter ihm stand offen. Margaretes angstvoll irrender Blick stieß plötzlich auf die Gestalt Eves, die im Nebengemach zurückgeblieben war. Unbeweglich stand das junge Mädchen da, mit schlaff herabhängenden Armen, ein Bild trostloser Verzweiflung.

„Was gibt's — was — ist nur geschehen?“ stieß Margarete hervor.

Endlich fand Heinz seine Fassung wieder. Er raffte sich auf. Stoßweise brachte er hervor:

„Ich habe mich hinreißen lassen. Vergib. Ich habe dich erschreckt. Aber es kam so Schlag auf Schlag . . . Tetenbüll, der mich zum Widerruf zwingen will, — und meine eigene Verwandte, die Großmutter, die sich zu meinen Feinden hinüberschlägt, — sie peinigten mich, folterten mich, machen mir die Hei-

rat unmöglich, bürden mir für viele Jahre die Sorge um Mutter, um die Brüder wieder auf — und nun noch das Elend, die Schande, der Jammer, den die leibliche Schwester über mein Haus gebracht hat. O, davon werd' ich mich nie wieder erheben. Nun ist mein Mut gebrochen . . .“

Grausam tagte es in Margaretes Hirn. Was sie insgeheim schon bei der ersten Begegnung mit Eve beunruhigt, gequält hatte: des Pastors gottseliges Vertrauen in Ehre und Reinheit der Schwester war kläglich gescheitert!

Und das in dieser Stunde schwerster Entscheidung, wo er all seine Jugendfrische, seine Kraft gebraucht hätte, seinen sonnigen Lebensmut . . .

Eve hatte lange geschwankt, ehe sie dem Bruder alles anvertraute. In der gewaltigen Erschütterung erst, die sie überkam, als Heinz ihr, nachdem er sich eben mit den Brüdern geeinigt, seine ernstesten und doch so lichten Zukunftspläne entwickelte, hatte sie sich vor ihm niedergeworfen und ihm enthüllt, wie schimpflich sie sein Vertrauen gemißbraucht hatte. Sie war selbst betrogen, beraubt — aber auch an ihm hatte sie einen Betrug, einen Raub verübt — sie mußte es ihm sagen, denn sie verdiente und sie ertrug dieses Uebermaß von Liebe, Zärtlichkeit und Fürsorge nicht, mit dem der Bruder sie überschüttete.

Fassungslös brach Heinz zusammen unter der niederdrückenden Wucht ihres Geständnisses.

In Eve regte sich beim Anblick Margaretes eine letzte verzweifelte Hoffnung:



Frau Brügge war ja eine Freundin der Generalin — sie würde sich ihrer erbarmen — sie müsse der alten Frau zu Herzen sprechen, ihre Einwilligung zur Verheiratung ihres Sohnes mit der von ihm Verlassenen erbitten — dann könne noch alles gut werden . . .

Heinz stand düster, grämlich sinnend dabei, während die Schwester verzweifelt in Margarete drang.

„Dann könne noch alles gut werden“ — meinte Eve? Wie bitter für ihn die Erkenntnis war, daß eine ganze Welt sein Empfinden von dem der Schwester trennte. Denn nach seinem Gefühl konnte das nie, nie wieder gut werden.

Ein troziger Groll, ein Argwohn stieg da mit einemmal in ihm auf.

Margarete hatte ihn immer nicht streng genug gegen sich und andere gefunden. Sie hatte anfangs ganz verkannt, welch innerer Klärung er seinen stillen, sonnigen Frieden verdankte — daß es nicht Schwäche gewesen war, was ihn bisher zum ewig verzeihenden, zum immer vertrauenden Helfer gemacht hatte. Nun, wo sein Vertrauen hingesunken war, hatte er aber doch Härte und Strenge genug bewiesen: Sein stürmisch aufbrausender Zorn hatte die Schwester vernichtet!

Und er empfand es jetzt geradezu als einen Frevel, daß sie verlangte, Margarete solle ihr die Hand reichen, um sie rasch und bequem zu einem Ziele zu geleiten, das seinem Gefühl nach keine Lösung des Konfliktes bedeutete, keine innere Befreiung von der

Schuld, sondern nur ein äußerliches Vertuschen ihres Falles vor der Welt.

Starr hing sein Blick an Margaretens Lippen.

Wenn das weibliche Empfinden sie in dieser Minute zu einer Schwäche hinriß, dann mußte er sich sagen, daß alles, was sie an neuen, großen Idealen in ernstesten Stunden mitsammen aufgebaut hatten, nur Phrasen, leere Phrasen gewesen waren. Das weiche, zärtliche Weib hatte er bis zum gestrigen Abend schmerzlich in ihr vermißt — nun aber fürchtete er, bangte er davor, daß es sich plötzlich in einem unangebrachten Mitleid regen könnte.

Allein die ernstesten Worte, die sie endlich sprach — sie schien einen schweren Kampf mit sich ausgefochten zu haben — belehrten ihn darüber, daß sie auch in diesem grausamen Dilemma eines Sinnes mit ihm war. Ja, eine sittliche Größe bewies sie, die er bewunderte, und von der er hoffte, daß Eve sich an ihr wieder aufrichten würde.

Eve jedoch verstand sie nicht. Sie wich zuerst fassungslos von ihr zurück, dann unternahm sie mit noch konfuseren, noch verzweifelteren Worten einen neuen Sturm auf das Herz der Fremden.

Es koste sie doch vielleicht bloß ein paar eindringliche Worte an ihre Freundin — und die weigere sie sich zu sprechen, wo es das Lebensglück eines Mitmenschen gelte? Sie habe so großen Einfluß auf die Generalin — die sei doch im Grunde auch einsichtsvoll genug und werde schon alles verstehen und alles verzeihen. Schließlich müsse doch ihr Herz

sprechen . . . Sie seien eben noch beide junge, heißblütige Menschen gewesen, und allerlei verkehrte Ideen, großsprecherische Theorien von freier Liebe, unreife Gedanken über eine neue Moral hatten sie in die Irre geführt . . . Aber jetzt habe sie alles ja tief bereut — ihre Verirrung erkannt — sich bekehrt! O, niemand wisse außer ihr, was sie in diesen furchtbaren Tagen und Nächten gelitten hatte. Und wenn schon der Bruder sich so grausam von ihr abwende — sie, die doch selbst so unglücklich und die ihres gleichen Geschlechts sei, solle doch wenigstens Erbarmen mit ihr haben . . .

Margarete erwiderte in tiefergegriffenem, zerquältem Ton: „Nein, nein, Sie Aermste, das ist mir unmöglich. Wie Ihr Bruder lieber zu Grunde gehen möchte, als daß er vor den Androhungen Tetenhülls feig zurückwankt — so muß auch ich Ihnen sagen: ich kann Ihnen meine Hilfe da nicht gewähren. Es wäre ja auch keine Hilfe. Es hieße Mitschuld. Denn meinem Gefühl nach dürfen Sie einem Manne nicht in eine Ehe folgen, die nicht auf gegenseitiger Achtung begründet ist!“

Eve warf sich in den nächsten Stuhl und barg weinend das Antlitz in den Händen.

„Er ist es mir schuldig! Er muß mich retten —!“

„Retten! Er könnte Sie retten? Den Sie jetzt verachten gelernt haben? Eve — ich sage Ihnen: Größte Erniedrigung wäre eine solche Ehe!“

„Ich — ich . . . dann geh' ich einfach ins Wasser, wenn er mich nicht heiratet!“

Für ein paar Augenblicke herrschte tiefe, unheim-



liche Stille; dann aber brach Heinz zornflammend und in gewaltiger Erregung in die Worte aus:

„Schwester — wenn du das fertig brächtest, wenn du dich einer solchen Erbärmlichkeit schuldig machtest — Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich dich nicht mit einer einzigen Thräne beweinen würde!“

Sie schluchzte noch immer. Rang die Hände. Plötzlich erhob sie sich und warf sich dem Bruder an die Brust. „Nein, Liebster, du, Heinz — ich will ja alles thun, was du sagst. Du bist ja mein einziger, letzter Halt. Strafe mich, prüfe mich — quäle mich meinetwegen auch — aber rette mich. Väterchen! Du kannst mich hinsperren, wohin du willst. Ich will ja nicht mucksen. Ich will arbeiten, der Kunst entsagen, wenn du's verlangst — in ganz kleine, dürftige Verhältnisse will ich mich schicken, in alles . . . Aber sprich ihm zu, ihm — seiner Mutter — er muß sein Wort halten — er muß!“

Margarete schüttelte trübe den Kopf. „Und es graut Ihnen wirklich nicht davor? Diese Ehe wäre ja Ihr moralischer Tod . . .!“ Sie schlug die Hände wie flehend ineinander. „Eve — nehmen Sie sich an Ihrem Bruder ein Beispiel — blicken Sie allen Gefahren mutig ins Auge wie er! — Nehmen Sie den Kampf mit dem Schicksal auf, das Sie sich selbst geschaffen haben!“

Das Mädchen brach wieder in verzweiflungsvolles Weinen aus. „Ich bin also verloren — rettungslos verloren . . .“

„Nein, Eve, das bist du nicht! Schwester —

liebe arme Schwester! Deine Reue ist der erste Schritt zur Rettung. Diese Ehe wäre keine Rehabilitierung — aber ein ernster, pflichtgetreuer, rechtschaffener Lebenswandel kann sie dir von Stund an bringen. Selbstachtung und Selbstvertrauen mußt du dir erst wieder erwerben.“

„Du hilfst mir nicht — du hilfst mir — also nicht?!“

„Ja — wie ich's vor meinem Gewissen verantworten kann, so helfe ich dir!“

„Und was — soll ich denn thun? Du wirst mich fortschicken — ich soll einen Dienst annehmen oder so etwas . . . Wie willst du mich denn strafen?“

„Eve, ich habe mich zu deinem Richter aufgeworfen — aber dein Henker bin ich nicht. Du sollst dein Talent nicht vergraben. Die Kunst war bei Gott nicht das Unfittliche, das dich zu Fall gebracht hat. Ich urteile doch nicht wie ein blinder Zelos. Du hast eine bittere Erfahrung hinter dir. Geh nun als eine neue in die Welt hinaus. Die äußeren Mittel zum Leben sollst du haben nach wie vor. Ich werde arbeiten, so viel ich kann — mich noch mehr einschränken. Außere Not sollst du nicht leiden. Die einzige Strafe, die ich dir auferlege, ist die: ich glaube nicht mehr an dich — ich glaube nicht eher wieder an dich, als bis du nach Jahren innerlich gewandelt, frank und frei vor mich hintreten und mir fest und klar ins Auge blicken kannst.“

„Aber du — stößest mich von dir? Ich — ich hab' — keine Heimat mehr?“

„Du mußt sie dir wieder verdienen, Eve.“

Sie hatte seine zitternden Hände erfaßt, preßte sie an ihre Brust, an ihre Stirn. „Väterchen — du —“ Ihre Stimme brach. Sie hing haltlos in seinen Armen.

„Das Leben liegt vor uns dunkel, unergründlich wie die See mit ihren tausend Gefahren. Es gilt für uns alle drei hinauszufahren und Neuland zu gewinnen. Eve, du hast's nicht schwerer, nicht weiter, als Margarete und ich. Die Fahrt muß gewagt werden. Nun nimm das Steuer, Mädels, und halte den Kopf hoch — das Auge fest aufs Ziel in der Ferne — hab Vertrauen zu dir selber — und du kannst nicht untergehen!“ Schluchzend preßte er sie an sich. „Du darfst nicht untergehen!“

... Die Glocken begannen zu läuten.

Sie sahen einander verwirrt, erschrocken an.

In wenigen Minuten sollte der Gottesdienst seinen Anfang nehmen.

Heinz war erschöpft. Mit einem leisen Stöhnen ließ er sich in den Stuhl sinken.

Leute kamen am Fenster vorüber, sonntäglich gepunkt, mit dem Gesangbuch in der Hand. Drüben vor der „Stadt Hamburg“ stampften die Gäule vor Margaretes Reisewagen.

Die Abschiedsstunde der beiden schlug. Eve sagte ein scheues, verzagtes Lebewohl.

„Wir sehen uns wieder — bald wieder!“ sagte Margarete mit Wärme zu ihr. „Wenn ich erst selbst ein Unterkommen, einen Wirkungskreis gefunden habe,



dann werd' ich von mir hören lassen, Eve, — und dann müssen wir uns häufig sehen — einander helfen, einander ermutigen. Ja, wollen Sie?"

Eve blieb stumm. Nach allem, was sie in dieser Stunde erfahren, war diese junge Frau eigentlich noch schlimmer daran als sie. Sie hatte doch ihr Talent, ihre Ausbildung — und die Unterstützung des Bruders. Die Fremde aber stand dem Leben ganz hilflos, ganz wehrlos gegenüber. Und doch — welcher stolzer Mut bligte aus ihren Augen. O, sie bewunderte die Frau, trotzdem sie sie haßte — sie beneidete sie. Denn sie selbst . . .

Sie seufzte leise auf und ging zur Thür. Sie wagte es nicht, ihnen mit ihrem finsternen Entschluß im Herzen noch einmal ins Auge zu sehen.

Heinz rief ihr bewegt nach. Er wartete noch auf eine Antwort — ein Versprechen.

Sie hörte nicht. Was sie that, that sie halb mechanisch. Sie nahm das Gesangbuch aus der Servante in der Veranda und verließ das Haus — als ob sie gleich den anderen in die Kirche wollte.

Die beiden Zurückbleibenden konnten danach schon halb beruhigt sein.

Bald war's ganz still im Haus.

Die Brüder hatten von Kathrin erfahren, daß der Besuch bei Väterchen weilte; so waren sie denn ohne Abschied vorausgegangen. Gleichzeitig mit ihnen betrat Tettenbüll das Gotteshaus.

Aber Eves Weg führte nicht zur Kirche.

Auf der Dorfstraße angelangt, bog sie gleich links

ums Haus herum — sie duckte sich scheu, als sie am Fenster des Wohnzimmers vorüberkam — und legte die paar hundert Schritt bis zum Strand hinunter in scharfem Lauf zurück.

Dort wandte sie sich wieder um.

Es sah ihr niemand nach. Auch Kathrin hatte sie nicht bemerkt.

Die ganze Fischerflotte war mit der Flut hereingekommen. Aber von den Fischern weilte augenblicklich niemand mehr am Hafen. Es hatte sich mit Windeseile unter den Ankömmlingen verbreitet, was heute für ein bedeutamer Tag war — durch die Anwesenheit des Superintendenten nach der gestrigen Rede des Pastors. Nun wollte keiner in der Kirche fehlen.

Die Flut ging schon wieder zurück.

In kurzen Stößen, die hastigem Atmen glichen, trieb das Wasser in den Prielen nach der offenen See. Es zerrte an den großen und kleinen Booten, als wollte es die schwankenden Fahrzeuge auf die Schultern nehmen und mit sich aus dem Hafen führen.

Da lag die „Möwe“.

Eve verstand nur wenig vom Manövrieren mit den Segeln. Aber das wußte sie, daß bei zurücktretender Flut das leichte Boot, wenn es erst flott war, weit, weit hinausgetrieben wurde, ohne daß man einen einzigen Ruderschlag zu thun brauchte. Einmal — im vorigen Herbst — war es nicht festgemacht gewesen, es hatte sich über Nacht wie ein heimlicher Ausreißer aus dem Hafen davongemacht — und erst am zweiten Tage hatten Krabbenfischer es weit, weit da draußen

auf einer der Lehmbänke bei den Inseln Kieloben aufgetrieben.

Sie hielt noch immer das Gesangbuch fest. Tief aufatmend blickte sie über die See hin.

Volles Sonnenlicht lag auf dem blauen Wasser. Ein reiner, wolkenloser Himmel blaute darüber. So frisch und golden war die Luft. Trotzdem sie weder Jacke noch Umhang hatte — es fror sie nicht.

Sie handelte ganz mechanisch, wie unter einem Zwang.

Jetzt sprang sie ins Boot und löste das Tau.

Gleich war es einen Sprung weit von der kleinen Brücke fort.

Sie streckte unwillkürlich die Hand aus, um sich irgendwo festzuhalten.

Aber die zurückweichende Flut glich hier im Priel der starken Strömung eines Flusses. Die „Möwe“ stieß da an einen mächtigen Schiffskasten an — dort an die Bordwand eines leichten Kutters — sie drehte sich einmal, blieb mit dem Kiel an der kleinen Mole hängen, machte sich mit der nächsten Welle dann aber selbst wieder frei — und nun war sie mitten im Priel außerhalb des Hafens.

Eve ließ sich auf den Boden sinken und schloß die Augen. Das Boot schwankte gewaltig. Sie preßte das Gesangbuch, das sie noch immer in Händen hielt, an die Stirn. Ein Schwindel erfaßte sie.

Und so trieb das kleine Boot, das „Väterchen“ selbst im Sturm und bei wild erregtem Wogengang so sicher und kundig zu meistern wußte, segellos und



ohne Steuer, schwankend und schaukelnd weiter und weiter in die offene See hinaus.

Die Barloher Glocken hatten vor kurzem zu läuten aufgehört — jetzt setzten sie wieder ein.

Aber nur ein schwacher Klang kam über den Deich herüber. Und bis zu dem Fahrzeug, das willenlos da draußen trieb, reichte er nicht. Das Rauschen der See, das leise Stöhnen des Windes, der übers Wasser hinstrich und kleine weiße Mützen aus der blauen Flut herausriß, übertönte den dumpfen, mahnenden Glockenhall.

---

Heinz und Margarete hatten einander nur wenig mehr zu sagen.

Aber des Pastors Stimme war beim Abschied fast gebrochen. Margareten schnitt der Ton ins Herz.

Es erschien ihr als ein Ding der Unmöglichkeit, daß Heinz nach all diesen Erschütterungen noch Gottesdienst abhielt — predigte.

Ob es nicht das Beste sei, man schickte zum Küster hinüber, ließ den Lehrer benachrichtigen . . . Er war ja krank, offenbar krank. Wie konnte er mit diesem Weh in der Brust vor seine Gemeinde hintreten . . .

Aber als die Glocke zum zweitenmal einsetzte, raffte Heinz sich aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf.

„Es muß sein!“ sagte er energisch. „Tetenbüll ist drüben. Er soll nicht glauben, daß ich feig dem Kampf ausweiche.“

Nun leuchtete es doch wieder in ihren Augen auf.  
„Du fühlst dich stark genug?“

„Ja, stark genug. Ich werde zu ihnen allen sprechen — gerade in dieser Stunde. Ich bin mit meinem Gotte einig.“

Er ging zur Thür seines Zimmers, holte den schwarzen Talar aus dem Schrank, streifte ihn über und griff nach dem Barett und den Bäckchen.

Ohlsen stand draußen am Wagen und sprach mit dem Kutscher; die Pferde wurden schon ungeduldig.

„Ich komme — ich komme!“ rief Margarete aus dem Fenster den Leuten zu.

Auch der Gastwirt steckte in seinem schwarzen Anzug. Er durfte ja heute selbstverständlich nicht in der Kirche fehlen.

Als Heinz im Predigergewand vor sie trat und ihr in stummer Ergriffenheit seine Hände hinhielt, umklammerte sie ihn und küßte ihn. Wie in einer Verzückung lehnten sie Brust an Brust.

„Welches Leid ich doch über dich gebracht habe, Heinz. Du Lieber — Armer. Dein sonniges Vertrauen zu den Menschen hab' ich dir genommen — durch mich ist's finster und frostig um dich herum geworden.“

„Nein, Margarete, du hast es erst licht in mir gemacht. Die Pflichten sind ja schwerer und drückender für mich geworden — aber eine Hoffnung ist dazu gekommen, die sie mir leichter zu erfüllen helfen wird — die Hoffnung auf dich.“

Müde lächelnd schüttelte sie den Kopf. „Du wirst hier noch so lange für die anderen nötig sein. Man

wird dir's nach dem heutigen Tag in nichts erleichtern, in nichts. Das weißt du."

"Ich hoffe und harre. Einmal kommt der Tag, an dem ich mir selbst gehören kann — und dir."

"Dann werden wir beide schon alt und stumpf sein, Heinz — müde geworden im Kampf."

"Nein, Margarete, der Sieg ist bei uns. Und der wird uns über all die Jahre mit jungen Herzen hintragen. Wir können nicht altern."

Sie sah ihn unter einem schweren, glänzenden Thränenschleier an. Von drüben setzte Orgelton ein. Nach dem kurzen Vorspiel klang der Gesang der Gemeinde herüber.

"Wie ich dich liebe, Heinz. Wie ich dich bewundere und liebe." Sie flüsterte es tonlos.

Noch einmal fanden sich ihre Lippen in einem langen Kuß.

"Auf Wiedersehen!"

Er hauchte es hin — und sie wiederholte es ebenso leise.

Dann riß sie sich los und begab sich hinaus zum Wagen.

Heinz nahm die schwarze goldgeränderte Bibel in die Hand und verließ gleichfalls das Haus.

Im Friedhof blieb er wieder stehen. Die Gemeinde begann bereits die zweite Strophe des alten Lutherliedes. Er warf Margareten einen langen Abschiedsblick zu. Aber nichts Grämliches lag mehr in seinen Zügen — hoch hatte er sich aufgerichtet — und etwas Strahlendes wie damals, als sie ihn zum



Wiederum in der Kirche gesehen, ging von seinem  
Anfange aus.

Steloben trieb die „Möwe“ auf der See. Weit  
draußen. Niemand hatte einen Schrei der Schiff-  
brüchigen gehört — niemand hatte gesehen, wie das  
Unglück geschah.

Schweigend, still atmend lag das blaue Meer  
da, von gleißendem Sonnenlicht übergossen.

Das Sonnenlicht spielte auch in dem goldenen  
Blond des im leichten Luftzug flatternden Haars der  
jungen Fremden, die da mit einem letzten Gruß nach  
der Thür der Sakristei hin auf dem rasselnden Wagen  
in die Welt hinausfuhr.

Heinz atmete in die sich weitende Brust die reine,  
klare Gottesluft ein und blickte leuchtenden Auges zum  
sonnenbeglänzten Himmelsblau empor.

Er fühlte sich so stark, so gehoben; und so licht  
und klar war alles in ihm.

Das Gefährt hatte das stille Dorf verlassen. Die  
Gemeinde begann die letzte Strophe.

Unruhig öffnete der Küster bereits die Thür der  
Sakristei, um auszuschaun.

Da entblöhte Heinz sein Haupt, drückte die Bibel  
fester an sich, und trat hoherhobenen Angesichts und  
festen Schrittes in das Gotteshaus ein.



BIBLIOTECA CENTRALĂ  
UNIVERSITĂȚII  
BUCUREȘTI

